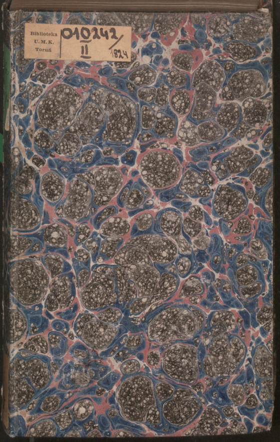
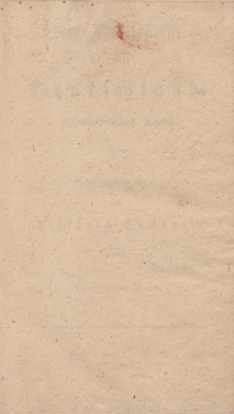
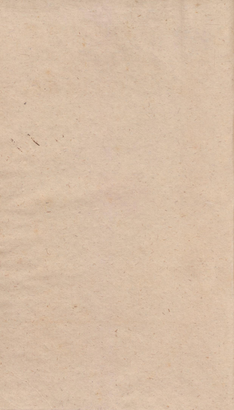


Biblioteka
U. M. K.
Toruń
010242
II
1824





Neue Monatsschrift
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.



Vierzehnter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1824.



Inhalt des vierzehnten Bandes.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Zweite Periode des dreißigjährigen Krieges: die Verwandlung der böhmischen Unruhen in einen Reichskrieg.

Indem man einzelne Personen zu Urhebern großer Begebenheiten macht, vergißt man in der Regel, wodurch eben diese Begebenheiten vorbereitet wurden, und was sich vereinigen mußte, damit jene die Rolle spielen konnten, die ihren Namen auf die Nachwelt brachte.

Ferdinand der Zweite war so wenig der Urheber und Fortsetzer des dreißigjährigen Krieges, daß sich behaupten läßt, er habe nie genau gewußt, was rund um ihn her vorging, und sei eben so unbekümmert um die Zwecke, wie um die Mittel geblieben, welche diese Begebenheit nach und nach zu einer europäischen machten und einem Ziele zuführten, das Niemand erwartet hatte.

Wie hätte dieser Kaiser einen Plan entwerfen oder verfolgen können, da seine ganze Seele mit dem Bilde der heil. Jungfrau angefüllt war, die er seine Generalissima nannte? da sein geängstigtes Gemüth vor jedem neuen Gedanken erschrak, der sich ihm darstellte, und es ihm durchaus nicht erlaubte, sich von seinem Beichtvater Lamormain zu trennen? da dieser von ihm auszusagen pflegte, „daß wenn ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte dem Kaiser erschienen, der Ordensmann die erste, der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten würde?“ Fürsten dieser Art, entkleidet von dem, was ihr Standort mit sich bringt, sind nichts weiter, als was jedes andere willenlose Werkzeug ist; und eben deswegen würde man sich an der Wahrheit versündigen, wenn man sie verantwortlich machen wollte für das, was in ihrem Namen geschieht.

Warlich, war je ein Fürst von allem thätigen Ehrgeize frei, so war es Ferdinand der Zweite. Die Beweggründe zur Fortsetzung des Krieges, nachdem die böhmischen Unruhen gedämpft waren, lagen theils in dem Unvermögen des Kaisers, die gerechten Forderungen Maximilians von Baiern anders, als mit Verletzung der deutschen Reichsverfassung zu befriedigen, theils in dem großen Entwurfe des Jesuiten-Ordens, die theokratische Universal-Monarchie des Pabstes durch Austilgung alles dessen, was ihr bisher geschadet hatte, wiederherzustellen. Der eine von diesen Beweggründen war bürgerlicher, der andere politischer Art. Von dem letzteren ahnete der Zögling der Jesuiten gar nichts; in Hinsicht des erste-

ren schien ihm nichts natürlicher, als sich auf Kosten des Kurfürsten Friedrich von einer Schuld zu befreien, welche durchaus persönlich war. Der Angriff auf Deutschlands Verfassung, ohne welche der Herzog von Baiern nicht befriedigt werden konnte, war aber gleichsam der Abgangspunkt, von welchem aus die Jesuiten das große Werk einer Restauration der römisch-katholischen Kirche zu vollenden hofften. Sehr richtig urtheilten sie, daß das, was die Reformation begünstigt hatte, einer Reaction, wodurch diese in den Staub geworfen werden sollte, nicht minder günstig seyn werde; den Gedanken einer Reaction selbst aber hatte der Zeitraum eines halben Jahrhunderts zur Reife gebracht. Zuerst bei der Zusammenkunft, welche der Herzog von Alba mit der berüchtigten Katharina de Medicis zu Bayonne hatte, gefaßt, war er seitdem nie wieder aufgegeben worden: erst wollte man die niederländischen und französischen Neuerer zerschmettern, und dann die Deutschen durch Feuer und Schwert bekehren. Von diesem Entwurfe war freilich so viel als gar nichts gelungen; denn Philipp der Dritte hattte sich genöthigt gesehen, einen Waffenstillstand mit den niederländischen Empörern zu schließen und Heinrich der Vierte hatte durch das sogenannte Edict von Nantes seinen Frieden mit den Hugenotten gemacht. Allein gerade darin zeigt sich die Stärke der Körperschaften am auffallendsten, daß sie nicht, wie Individuen, vergessen: für den Jesuiten-Orden, dessen Bestimmung die Austilgung des Protestantismus war, dauerte der alte Entwurf noch immer fort, und wo sich die Aussicht auf günstigen Erfolg zeigte,

da war sein Beruf, dieselbe zu benutzen, ganz unzweifelhaft.

Nach dieser Vorbemerkung werden sich die Begebenheiten ganz von selbst in dasjenige Licht stellen, worin sie, der Wahrheit gemäß erscheinen müssen.

Böhmen war noch nicht in Ferdinands Gewalt, als er, auf den Rath seines Beichtvaters, durch den Fürsten von Lichtenstein jene Blutbühne eröffnete, von welcher oben die Rede gewesen ist. Als Friedrich von der Pfalz seine eigene Sache aufgab, war Mannsfeld noch weit entfernt, diese für verloren zu halten. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Raschheit setzte er den Krieg in Böhmen fort; ihn begünstigte ein durchschnittenes Erdreich, und Pilsen bildete einen herrlichen Waffenplatz. Inzwischen konnte er sich nicht verhehlen, daß er einer allmähligen Aufreibung nur dann entgehen werde, wenn es ihm gelänge, sich beträchtlich zu verstärken. Zu diesem Endzweck ging er, als Maximilian sich zur Belagerung Pilsens anschickte, nach der Oberpfalz. Seinem Vorsatze nach, wollte er so schnell, als es immer möglich seyn würde, zurückzukehren. Eitele Voraussetzung! Seine Unterbefehlshaber ließen sich in der Zwischenzeit zur Uebergabe des festen Platzes bewegen; und sobald dieser in die Hände der Liga gekommen war, hatte der Krieg in Böhmen ein Ende. Mannsfeld bestrafte zwar die Feigheit oder Bestechlichlichkeit seiner Obersten dadurch, daß er mehrere derselben durch den Strang hinrichten ließ; allein Böhmen mußte er aufgeben und nichts zwang ihn so sehr dazu, als die Richtung, welche der Krieg nach der Eroberung

von Pilsen nahm. Ehe wir aber auf diese eingehen, wird es nicht unschicklich seyn, der Mittel zu gedenken, wodurch die österreichische Regierung die Revolutions-Keime in Böhmen zu vertilgen bemüht war.

Sie machte den Anfang mit der Landesverweisung der kalvinistischen Prediger. Als diese beendigt war, legte sie der lutherischen oder evangelischen Geistlichkeit die Bedingungen vor, unter welchen sie allein eine Wirksamkeit behalten könnten. Diese Bedingungen nun waren so beschaffen, daß sie gar nicht angenommen werden konnten, wenn die Freiheit der Gottesverehrung nicht gänzlich aufgegeben werden sollte. Die natürliche Folge der Verwerfung war — eine Verbannung. Sie traf zunächst die eingebornen Böhmen, indem man ihnen den seltsamen Vorwurf machte: „sie hätten Adel und Volk wider den rechtmäßigen König verführt." Der eingebornen Geistlichkeit folgte nicht lange darauf die nicht eingeborne, indem die Stimme des päbstlichen Nuncius Caraffa den Ausschlag gab über die des Kurfürsten von Sachsen, der sich am kaiserlichen Hofe seiner Glaubensverwandten annahm. Eine förmliche Vernichtung des Majestäts-Briefes ging derselben voran. Unstreitig hätte sie dem Blutgerichte, so wie jeder andern gewaltthätigen Handlung, vorangehen sollen; doch Folgerichtigkeit war kein Bedürfniß für einen Monarchen der sich der Leitung der Jesuiten und eines päbstlichen Nuncius anvertraut, d. h. der eigenen Vernunft entsagt hatte. Erst als man umfassende Maßregeln gegen den Protestantismus zu nehmen beschlossen hatte, d. h. erst als die persönliche Rache gestillet war, und es

nun der Sache selbst galt, fühlte man die Nothwendigkeit einer **Berechtigung**: und diese erwarb man dadurch, daß man Ferdinand den Zweiten bewog, den Majestäts-Brief vermöge seiner Machtvollkommenheit für nichtig zu erklären, und das Siegel von der Urschrift abreißen, die Unterschriften vom Kaiser Rudolph und dem Burggrafen Adam von Sternberg durchschneiden zu lassen. Sobald nun dies geschehen war, durchzogen kaiserliche Beamte das Land, um dasselbe mit Hülfe der Dragoner von dem ketzerischen Unrath zu reinigen. Alle nicht-katholische Prediger und Schullehrer wurden vertrieben und mit vielen Einwohnern, die lieber ihre Habe als ihren Glauben fahren lassen wollten, über die Gränze gebracht. Vor allen Uebrigen mußten die unkatholischen Lehrer am Carolinum von ihren Aemtern weichen. Dies berühmte Institut (die eigentliche Wiege des Protestantismus) ging in die Hände der Jesuiten über, welche von jetzt an die Spender alles öffentlichen Unterrichts wurden. Hierdurch in Schrecken gesetzt, erneuerte der Kurfürst von Sachsen seine Beschwerden am kaiserlichen Hofe, zu erkennen gebend, daß er Ferdinand den Zweiten in der Vertheidigung seiner Rechte und seiner Erbländer keinesweges unterstützt habe, damit der evangelische Glaube unterdrückt würde; allein was hätte er ausrichten mögen gegen einen päbstlichen Nuncius, welcher geltend zu machen wußte, „daß in der Sorge für das Ewige alles Zeitliche unberücksichtigt bleiben müsse?" Wie wenig war Ferdinand einer solchen Sophisterei gewachsen!

Die Jesuiten hätten jedoch nicht seyn müssen, was sie

zu allen Zeiten waren, wenn sie nicht hätten auf den Gedanken gerathen sollen, die List mit der Gewalt zu verbinden, um die Reaction dadurch vollständiger zu machen. Auf ihre Eingebung befahl der Fürst von Lichtenstein allen begüterten Landsassen, vor ihm zu erscheinen und sich über ihren Antheil an der letzten Empörung zu erklären; „nur wenn sie dies thäten, sollten sie Verzeihung erhalten, wo nicht, als der Empörung späterhin überwiesen, von der ganzen Fülle der kaiserlichen Ungnade getroffen werden." Welche Versuchung, da man es mit einem erblichen König zu thun hatte, an dessen Milde man aus allen nur möglichen Gründen glauben muß! Nur wenige ächtkatholische ausgenommen, hatten alle Landsassen an der National-Bewegung Theil genommen; und siebenhundert und zwanzig Barone und und Ritter (fast der ganze Adel des Landes) stellten sich, nach und nach, dem Statthalter vor, und klagten sich selbst an. Jetzt wurde ihnen erklärt, daß sie zwar Leib und Leben, Ehre und Gut verwirkt hätten, daß aber die kaiserliche Milde die wohlverdiente Strafe auf ein willkührliches Verfahren mit ihren Gütern beschränken wolle. So geschah es denn auch. Einige büßten Alles, andere die Hälfte, die meisten ein Drittel ein; und durch diese Finanz-Operation, welche den Glauben besteuerte, flossen über 24 Millionen böhmischer Schocke in den Schatz des Kaisers *). Was in Er-

*) Dies muß nicht so aufgefaßt werden, als ob der kaiserliche Schatz diese 24 Millionen baar gewonnen hätte; daran fehlte nicht weniger als alles. Die ganze Finanz-Operation bestand nur darin, daß Ferdinand die Masse seiner böhmischen Domänen durch ein

staunen setzen konnte, ist, daß der böhmische Adel sich, diesem Verfahren geduldig unterwarf; allein zur Erklärung dient, daß ihm bereits alle Widerstandsmittel genom-

---

Kapital in liegenden Gründen vermehrte, dessen Geldwerth jenen 24 Millionen gleich kam. Die kaiserliche Regierung vernichtete demnach für eben soviel Eigenthum, indem sie dasselbe in Staatsgut verwandelte; und wenn man weiß, in welchem Zusammenhange die Betriebsamkeit mit dem Eigenthume und der Sicherheit desselben steht: so ist man unstreitig berechtigt zu sagen, Ferdinand habe durch seine unsinnigen Confiscationen ein Kapital von 24 Millionen, wo nicht ganz, doch wenigstens größtentheils vernichtet. Das Einzige, was man zur Entschuldignng der kaiserlichen Regierung in diesen Zeiten sagen kann, ist, daß es im siebzehnten Jahrhunderte noch keine Wissenschaft gab, welche ein so gegengesellschaftliches Verfahren hätte abwenden können. Um die Quellen des National-Reichthums unbekümmert, setzten die Gewalthaber ihr Vorrecht zum Theil in die Befugniß, dieselben nach Willkühr verderben zu dürfen. Die Barbarei war also in diesen Zeiten noch sehr groß; sie ist es nothwendig allenthalben, wo der öffentliche Geist so wenig entwickelt ist, daß Jesuiten sich herausnehmen dürfen, die Gesellschaft einem stereotypischen Kirchenthum zu unterwerfen, das keine andere Bestimmung hat, als einen blinden Gehorsam zu erzwingen. Für das gegenwärtige Böhmen dürfte es daher keine erfreulichere Erscheinung geben, als daß einer seiner edelsten Söhne, der Graf Franz von Buquoi — unstreitig ein Abkömmling jenes Feldherrn, durch dessen rastlose Thätigkeit Ferdinand der Zweite auf dem Throne seiner Väter erhalten wurde — durch seine Theorie der National-Wirthschaft nach einem neuen Plane (Leipzig 1815) allen priesterlichen Versuchen, die Volkseinsicht der ihrigen unterzuordnen, für immer entgegen getreten ist. Vielleicht darf man sagen, daß das herrliche Böhmen im siebzehnten Jahrhunderte so arg gemißhandelt werden mußte, damit im neunzehnten ein edler Geist den Beruf fühlen möchte, ein ähnliches Schicksal für die ganze Zukunft von seinem geliebten Vaterlande abzuwenden; denn dies wird die nächste und natürlichste Folge der eben so ernsten, als gründlichen Untersuchung des Grafen von Buquoi seyn.

men waren: denn eine allgemeine Entwaffnung war vorgegangen, und den Bürgern in den großen Städten der Pulververkauf bei schwerer Strafe untersagt worden.

Jetzt schritten die Jesuiten und ihre Helfershelfer zur Ausrottung der utraquistischen Lehre. Herunter genommen wurden der goldene Kelch und das Schwert, welches der König Georg Podiebrad auf den Thein aufgestellt hatte; und auf dem Kirchhofe verbrannte man die Gebeine Johann Rokyzana's, die längst im Grabe moderten. Diesen Handlungen folgten kaiserliche Decrete, worin verordnet wurde, daß kein Unkatholischer in einer böhmischen Stadt das Bürgerrecht erwerben oder besitzen solle. Zugleich wurde allen Nicht-katholischen die Ehe verboten, und wo diese schon vollzogen war, da wurde sie für ungültig erklärt. Auch das Recht, ein Testament zu machen, ward ihnen abgesprochen; und wenn ein Knabe nicht in der katholischen Religion unterwiesen war, so durfte er nicht zur Erlernung eines Handwerks, einer Kunst angenommen werden. Prag's Bevölkerung bot den reformirenden Jesuiten große Schwierigkeiten dar; und weil sie keine Zeit verlieren wollten, so geriethen sie auf den neronischen Gedanken, sich des protestantischen Theiles derselben auf Einen Schlag zu entledigen. Eine Bartholomäus-Nacht, in der Hauptstadt Böhmens wiederholt, würde ihren Grundsätzen nicht entgegen gewesen seyn; doch die Klugheit hielt sie zurück, da jene, die sie in Paris angestiftet hatten, noch immer verabscheut wurde. Angemessener schien ihnen also die Verbannung, die sie nach und nach durchsetzten, weil sie sich von einem

plötzlichen Verfahren nichts Gutes versprachen. Dragoner, Kroaten, Kriegsvolk aller Art zog indeß, als Begleiter der Jesuiten und Capuziner, in die übrigen Städte zur Bekehrung der Bürger; und man erräth leicht, daß keine Mißhandlung gespart wurde, um einen so ruhmvollen Zweck zu erreichen. Nur unter dem Landvolk brach im Jahre 1626 ein neuer Aufstand aus. Ergrimmt über die Verbannung seiner evangelischen Prediger und die Ausrottung seines Glaubens, ergriff es im kaurzimmer Kreise jegliche Wehr; und in kurzer Zeit bis auf 8000 streitbare Männer angeschwollen, führte es einen greuelvollen Krieg gegen die katholischen Grundherren und Priester. Am heftigsten sahen sich die Jesuiten angegriffen; denn sie wurden todtgeschlagen, so wie sie in die Hände der Empörer geriethen. Doch auch dieser Aufstand war von keiner Dauer, weil ihm die nöthige Leitung fehlte. Die ungeübten Haufen zu zerstreuen, reichte die Besatzung der Hauptstadt hin. Wer gefangen genommen wurde, büßte entweder das Leben ein, oder wurde mit abgeschnittener Nase und Ohren heimgesendet. So erwarb Ferdinand das Recht, auf dem nächsten Landtage (27. Nov. 1627) den Majestäts-Brief für ungültig zu erklären und jedes Wahlrecht zu vernichten.

Ehe Ferdinand Böhmen wieder verließ, errichtete er eine Art von Inquisitions-Tribunal, welches bewirken sollte, daß es im ganzen Lande keinen Unkatholischen gäbe; und dieses ging mit solchem Eifer zu Werke, daß, nach kurzer Frist, dreißig tausend Familien auswanderten, worunter nicht weniger als hundert fünf

und achtzig alte Geschlechter aus den Ständen der Barone und Ritter waren. Viele von den letzteren traten in feindliche Kriegsdienste, weil sie hierin das einzige Mittel sahen, das verlorne Vaterland wieder zu gewinnen. Die Uebrigen ließen sich als Handwerker, Künstler und Gelehrten in fremden Ländern nieder; und Brandenburg und Sachsen, so wie die Schweiz, Holland und Siebenbürgen erfreuten sich einer Erwerbung, welche um so schätzbarer war, da man annehmen kann, daß der religiöse Mensch auch der bessere Bürger ist. Böhmen selbst war seitdem wie von einem Fluch getroffen; denn noch immer nicht hat es sich von dem harten Schlage erholt, den ihm die Unduldsamkeit der Jesuiten durch Ferdinands gefühllosen Arm versetzte. Es ist indeß wahrlich tröstlich, daß die Geschichte hinzufügen kann: Ferdinand habe es gleichwohl nicht dahin gebracht, daß in dem verödeten Lande der katholische Glaube allein geherrscht habe. Als vor etwa vierzig Jahren Joseph der Zweite, in einem antijesuitischen Geiste die erste aller Regentenpflichten erkennend, Religionsfreiheit gewährte, da erstaunte man über die Menge der unkatholischen Bauern in Böhmen, da zeigte sich, daß man in Reactionen nur den Leib tödten kann, doch nicht den freien Geist, der, wenn er will, über alle Tyrannei erhaben ist.

Wir wenden uns jetzt zu den Begebenheiten zurück, welche aus den böhmischen Unruhen einen deutschen Reichskrieg machten, der sich durch mehrere Jahre hinzog, bis sich die Kraft fand, die ihm eine Gränze zu setzen vermochte.

Ferdinand und Maximilian von Baiern waren darüber einig geworden, daß der Kurfürst Friedrich die Kriegskosten bezahlen sollte, sobald der Krieg in Böhmen beendigt seyn würde. Kaum also hatte dieser Kurfürst Böhmen aufgegeben und die Flucht ergriffen, als Ferdinand ihm eine Achtserklärung nachschleuderte. Diese umfaßte, außer ihn, den Fürsten Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn, so wie auch den Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, weil dieser Schlesien gegen den eindringenden Kurfürsten von Sachsen zu vertheidigen gewagt hatte. Dem Verfahren des Kaisers lag eine handgreifliche Verwechslung der alten Imperatur mit der deutschen Kaiserwürde zum Grunde. Wenn jene die Unmenschlichkeit in sich schloß, die an kein Gesetz gebunden ist, so war diese weit davon entfernt, denselben zweideutigen Vorzug zu haben. In der goldenen Bulle (diesem Staatsgrundgesetze für das deutsche Reichswesen) war ausdrücklich verordnet, „daß der Kaiser nicht berechtigt sei, einen Kurfürsten ohne die Einwilligung der gesammten Reichsstände, weder in die Acht zu erklären, noch zu entsetzen." Diese Verordnung nun war gleichsam der Schlußstein des ganzen gesellschaftlichen Gebäudes der Deutschen. Sie übertreten, hieß die ganze Verfassung über den Haufen werfen und einen allgemeinen Bürgerkrieg im Gang bringen; ja, es hieß sogar, sich selbst alle Bürgschaften rauben: denn, da das Collegium der Kurfürsten die Form war, aus welcher der Kaiser hervorging, so konnte diese Form nicht zerbrochen werden, ohne die Kaiserwürde selbst zu zerstören. Es blieb also dem

Kaiser, wenn er im Geiste der Verfassung zu Werke gehen wollte, nichts anderes übrig, als die sämmtlichen Kurfürsten zu Schiedsrichtern in dem Handel zu machen, der zwischen ihm und dem Kurfürsten von der Pfalz obwaltete; und wenn dies geschehen wäre, so würde ihr Ausspruch ein so anhaltendes Elend wie der dreißigjährige Krieg über Deutschland brachte, unfehlbar abgewendet haben. Doch ein so gesetzmäßiges Verfahren entsprach weder dem Vortheile des Kaisers, noch dem des Jesuiten-Ordens: jenem nicht, weil ihm alsdann die Kriegskosten zur Last gefallen seyn würden; diesem nicht, weil den Jesuiten einleuchtete, daß ihr Wunsch, das römisch-katholische Kirchenthum wieder zu dem allein herrschenden zu machen, nur unter der Bedingung erfüllt werden könne, daß Deutschland aufhörte, ein Staatenbund zu seyn, und, nach dem Muster Spaniens und Frankreichs, eine Monarchie würde. Und so war denn die Fortsetzung des Krieges in Beweggründen gegeben, deren Nothwendigkeit in dem Verhältnisse der Mittel zu ihren Zwecken lag. Die Begebenheiten nahmen folgenden Gang.

Aus Böhmen vertrieben, wendete sich Mannsfeld nach der Oberpfalz; und kaum daselbst angelangt, öffnete er neue Werbeplätze, nicht ohne zu erklären, daß er berechtigt sei, die Sache des Pfalzgrafen Friedrich, gegen den Kaiser zu vertheidigen. Freigebigkeit und jenes offene Betragen, das die Herzen gewinnt, ließen es ihm nicht an Zulauf fehlen; doch ehe sein Heer den Umfang und die Stärke gewonnen hatte, wodurch man sich gegen den Feind behauptet, sah er sich von dem

Herzog Maximilian angegriffen. Unfähig, demselben zu widerstehen, warf er sich in die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstadt, deren glückliche Bewohner durch schreckliche Kriegssteuern für den Vorzug, unter dem Krummstab zu leben, büßen mußten. Den Krieg durch den Krieg zu nähren, war schon jetzt die Aufgabe. Um Zeit zu gewinnen nahm Mannsfeld zwar die Miene an, als könne er sich zum Frieden bequemen; doch in demselben Augenblick, wo die Liga mit ihm fertig zu seyn glaubte, zeigte sich, daß er sein freies Daseyn und den damit verbundenen Wirkungskreis jeder von dem Vortheile des Reichs hergenommenen Betrachtung aufopferte, und daß nur im Grabe Ruhe von ihm zu erwarten war. Durch den General Tilly aus Franken verjagt, schlug er sein Quartier in Mainz, in Speier und überhaupt am Rheine auf, wo die behaglichen Kirchenfürsten des deutschen Reichs, vertrauend der Macht des Kirchenthums, dem Widerstande so gut als ganz entsagt hatten. Wenn er auch hier mit unbarmherziger Härte drückte: so lag die Aufforderung dazu in den Bedürfnissen seines Heeres, das ohne reichliche Verpflegung unfehlbar von ihm abgefallen und zu dem Feinde übergegangen seyn würde. Die Schwäche des deutschen Reichs bewährte sich unter diesen Umständen nach ihrem ganzen Umfange. Immer nicht stark genug, dem verfolgenden Tilly die Spitze zu bieten, ging Mannsfeld endlich über den Rhein und warf sich in das blühende Elsaß, wo derselbe Erzherzog Leopold, aus dessen Dienste er voll Unwillen geschieden war, als Bischof von Straßburg regierte. Welche Gelegenheit, sich we-

gen des versagten Lohnes zu entschädigen! Die Stadt Hagenau allein mußte dem Abenteurer 100,000 Gulden zahlen, und noch schlimmer fuhren die Klöster und das platte Land. Mannsfeld konnte um so unbefangener brandschatzen, da der Bischof ihm nicht gewachsen war, Tilly aber seinen Leuten, nach so vielen beschwerlichen Märschen, einige Ruhe gönnen mußte, die am vollständigsten in den pfälzischen Winterquartieren gefunden wurde.

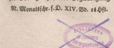
So verstrich das Jahr 1621. Als der Pfalzgraf Friedrich sah, daß seine Sache nicht ganz verloren war, schlich er sich verkleidet in Mannsfelds Lager, nur daß er bald Gelegenheit fand, zu bemerken, wie, außer dem Vorwande, den sein Name gewährte, das Uebrige seiner Person hier vollkommen überflüssig war. Ein neuer Stern ging für ihn auf, als der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach an der Spitze eines nicht unbedeutenden Heeres auftrat, um die Sache der deutschen Reichsverfassung zu vertheidigen; doch eben dieser Stern ging bald wieder unter. Mißvergnügt über das, was in Böhmen geschehen war, gebrauchte der Markgraf seine Schätze, um Geschütz gießen zu lassen und ein Heer zu werben; und fertig mit Beidem, berief er seine Stände zusammen, trat die Regierung seines Landes feierlich an seinen Sohn ab, und brach alsdann ohne Zeitverlust nach der Pfalz auf, um sich mit Mannsfeld zu vereinigen. Seiner Voraussetzung nach bedurfte es nur dieser Vereinigung, um Tilly zu vertreiben und den Pfalzgrafen in seine Rechte wieder einzusetzen. Tilly selbst glaubte, daß nichts

weiter erforderlich sei, und legte seine Furcht dadurch an den Tag, daß er sich nach Heilbronn zurückzog, um die weiteren Schritte seiner Gegner mit Sicherheit beobachten zu können. Doch beide Heere waren nicht sobald vereinigt, als sie sie schon wieder trennten, sei es, weil die beiden Feldherrn sich nicht über den Operationsplan einigen konnten, sei es weil der Raum für ihre Räuberschaaren allzu eng war. Sich von Mannsfeld sondernd, wendete sich der Markgraf gegen Wimpfen; und hier war es, wo Tylly ihn faßte (6. May 1622) und ihm eine Niederlage beibrachte, von welcher er sich nicht wieder erholen konnte. Des Markgrafen ganzes Heer ward auseinander gesprengt, als einige Pulverkarren aufflogen; und es sammelte sich niemals wieder, unstreitig, weil es an den Mitteln dazu fehlte.

Kaum aber war der Markgraf vom Schauplatze abgetreten, als ein neuer Held denselben beschritt. Dies war der Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, Sohn des Herzogs Heinrich Julius, und Neffe des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich. In Holland hatte er den Pfalzgrafen Friedrich kennen gelernt und eine heftige Leidenschaft für dessen Gemahlin gefaßt. Diese also war die Quelle seiner Begeisterung und der Heldenthaten, die von ihm ausgehen sollten. Angesteckt von dem Beispiel Mannsfelds, schlug er seine Werbeplätze im Braunschweigischen auf, und der lockere Gesellschaftszustand im deutschen Reiche ließ es ihm nicht an Zulauf fehlen. In kurzer Zeit stieg seine Bande auf 20,000 Mann, die, weil es ihnen an Beschäftigung gebrach, im Freundeslande ihr Zerstörungswerk

werk begannen. Von seinem Oheim und den benachbarten Fürsten zum Aufbruch angetrieben, wollte sich der Herzog Christian nach der Pfalz begeben, als er, nach der Plünderung des Städtchens Amöneburg, von den Spaniern angegriffen wurde und sich zu einen Seitenzug nach Westphalen genöthigt hat. Hier brandschatzte er die Bisthümer; hier ließ er die silbernen Bildsäulen der zwölf Apostel, die er in der Hauptkirche zu Paterborn vorfand, in Münze verwandeln; hier erlaubte er sich Alles, und beschönigte Alles dadurch, daß er sich einen Feind der Pfaffen nannte. Doch lange konnte dies nicht dauern. Den eigentlichen Kampfplatz zu betreten, mußte er, um sich mit Mannsfeld zu vereinigen, zum zweiten Male einen Durchbruch in die Pfalz versuchen. Dieser nun mißlang durch Tilly's Wachsamkeit bis zu einem nicht erwarteten Grade. Bei Höchst angegriffen, büßte er sein ganzes Fußvolk ein; und nur mit großer Mühe rettete er seine Reiterei. Mit dieser schloß er sich an Mannsfeld an; und da beide sich nicht gegen Tilly behaupten zu können glaubten, so gingen sie gemeinschaftlich in das benachbarte Elsaß zurück, welches, ihren Verheerungen ausgesetzt, eine Einöde zu zu werden drohete.

Noch immer befand sich der Pfalzgraf in Mannsfelds Lager. Die Unterhandlungen, welche England, Dänemark, Brandenburg und Sachsen um seinetwillen zu Wien angeknüpft hatten, rückten lange nicht von der Stelle, bis endlich Ferdinand der Zweite erklärte: „die erste Bedingung seiner Begnadigung sei — die Abdankung





jener beiden Landverwüster, denen er sich in die Arme geworfen." Hiervon unterrichtet und bei sich selbst überzeugt, daß Räuberbanden ihn nicht in seine Burg zurückführen, nicht auf dem pfalzgräflichen Stuhl befestigen würden, machte Friedrich (1. Aug. 1622) bekannt, daß er sich von ihnen lossage. Er ging hierauf nach Holland zurück, um die Erfüllung des kaiserlichen Versprechens abzuwarten. Mannsfeld und Christian von Braunschweig, deren rechtmäßige Titel erloschen waren, dachten inzwischen darauf, wie sie dieselben entbehren wollten. Bald die eine, bald die andere Larve ansteckend, tummelten sie sich am Rhein und in Lothringen, bis die Holländer sie nach den spanischen Niederlanden beriefen. Ein halbes Jahr hielten sie in dieser neuen Lage aus, worin ihnen nichts so beschwerlich war, als die Unterordnung, der sie sich hingeben mußten. Für Tilly und die Spanier war jetzt freier Spielraum gewonnen. Sie setzten sich fest in der Pfalz. Heidelberg wurde mit Sturm erobert und die schöne Bibliothek, welche Tilly daselbst vorfand, wanderte nach Rom, als Geschenk für Gregor den Funfzehnten, von welchem man annahm, daß er durch seinen Segen die kaiserlichen Waffen dem Ziele nahe geführt.

Nach Mannsfeld's und Christian's Entfernung vom Kriegsschauplatze, glaubte der Kaiser jede Schonung aus den Augen setzen zu dürfen. Nicht achtend der halben Verheißungen, die er gegeben hatte, noch weit weniger aber der Verwendungen so vieler einheimischen und auswärtigen Mächte für den unglücklichen Pfalzgrafen, berief er im Anfange des Jahres 1623 die sämmtlichen

Fürsten Deutschlands zu einem sogenannten Fürstentage nach Regensburg, „um ihnen bekannt zu machen, daß sein Entschluß in Beziehung auf den Pfalzgrafen unwiderruflich gefaßt sei.“ Er selbst begab sich nach jenem Orte. Nachdem er nun lange vergeblich auf die persönliche Ankunft der Hauptglieder dieser Versammlung gewartet hatte, trat er mit dem Vorschlage hervor, „daß dem Pfalzgraf die Kur genommen und diese auf den Herzog Maximilian von Baiern übertragen werden sollte.“

Auf der Stelle erfolgte die Einwilligung der geistlichen Kurfürsten: sie sahen in der Maßregel des Kaisers nur eine Bürgschaft für ihre Vorzüge und Rechte; und da sie alle gleich sehr von dem Geiste des Jesuiten-Ordens belebt waren, so ließen sie sich nichts von den Folgen träumen, welche ihre Nachgiebigkeit für ihre eigene Freiheit haben konnte.

Anders mußten die weltlichen Kurfürsten über diesen Gegenstand denken. Ging die Kur auf Maximilian von Baiern über, so war es um das Gleichgewicht geschehen, worin Protestantismus und Katholicismus bisher in Deutschland gestanden hatten. Mochten sie also dann ihre Stimme noch so sehr erheben: nichts anders blieb ihnen übrig, als in allen Dingen den Willen des Kaisers zu thun, der, wie sie wohl wußten, nur der Wille der Jesuiten Lamormain war.

Um nun einer solchen Schande zu entgehen, protestirten die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zwar gegen das Verfahren des Kaisers; doch, da weder in Johann Georg, noch in Georg Wilhelm irgend

eine Thatkraft war, so schien ihre Protestation sehr überflüssig. Auch fehlte nicht viel daran, daß sie förmlich verlacht wurde. Der Kurfürst von Sachsen, durch Böhmens Nähe mehr in der Gewalt des Kaisers, als der Kurfürst von Brandenburg, fühlte bald keinen andern Beruf, als sich, mit Aufopferung der Reichsgesetze, nachgiebig gegen den Kaiser zu beweisen; und Ferdinand, der die Anerkennung der baierschen Kurwürde nur als ein Mittel zur Erreichung seiner übrigen Zwecke betrachtete, kam jenem dadurch noch mehr entgegen, daß er ihm, für diese Anerkennung, die Lausitz, als Entschädigung für gehabte Kriegskosten, in unterpfändlichen Besitz gab. So war denn die große Veränderung zu Stande gebracht, von welcher sich die Jesuiten nichts Geringeres versprachen, als die Austilgung des Protestantismus; Restauration nannten sie ihr Werk, und diese Benennung behielt es, als der päbstliche Legat Karl Caraffa im Jahre 1639 zu Cöln seine Commentaria de Germania sacra restaurata herausgab.

In Fällen dieser Art verrechnet man sich aber aus keinem andern Grunde, als weil die gewählten Mittel keine Beruhigung in sich schließen. Ein förmlicher Priesterstaat zu werden, dazu war Deutschland allzu groß und allzu stark bevölkert. Wie viel also auch den Jesuiten gelungen seyn mochte: so konnten sie doch das Ziel ihrer Wünsche nie vollständig erreichen, und so lange dieses unerreicht blieb, gab es Raum zu Widerstand. Dazu kam, daß die ganze europäische Civilisation in diesen verhängnißvollen Zeiten an dem Schicksal von Norddeutschland hing. Fiel es in den Strudel der

kaiserlichen Autorität, so war es um alle die Fortschritte geschehen, welche der menschliche Geist seit einem Jahrhundert in jeder Beziehung gemacht hatte. Es war kein Zufall, daß dieser Theil Deutschlands von Rom abgefallen war: immer hatte er vermöge seiner Weltlage, diese Bestimmung in sich getragen, und sie war durch die Reformation nur vollendet worden. Aus eben diesem Grund fühlte er aber auch, daß er, den Jesuiten zu Gefallen, nicht zu Rom zurückkehren könne. Anfangs Willens, sein Geschick dem Herzog Christian von Braunschweig anzuvertrauen, weil dieser ein Heer in Bereitschaft hatte, gab es diesen Gedanken wieder auf, sei es, weil es diesen Helden für allzu fantastisch hielt, oder weil Christian noch im Sommer des Jahres 1623 von Tilly in Westphalen erreicht, nach einer dreitägigen Schlacht bei Stadtloo gänzlich zu Grunde gerichtet wurde.

Er sowohl, als Mannsfeld, verschwanden jetzt gänzlich von der Kriegsbühne: Christian ging nach Paris, um dort kräftigeren Beistand zu suchen, und Mannsfeld wendete sich nach London zu demselben Zwecke.

War je im Laufe der Begebenheiten ein Zeitpunkt eingetreten, wo Ferdinand der Zweite seine Liebe zum Frieden an den Tag legen konnte, so war er jetzt herbeigeführt; die Abberufung Tilly's folgte aus dem Verschwinden seiner Gegner. Doch Ferdinand hatte nichts dagegen, daß dieser General fortfuhr, die Länder am Rhein, am Main und an der Fulda mit unerhörter Härte zu bedrücken, den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wiederherzustellen und die Protestanten wegen

ihres Ungehorsams gegen den Pabst aufs Grausamste zu bestrafen. Hierin nun lag für alle diejenigen, welche bisher verschont geblieben waren, der Maßstab für das, was sie zu erwarten hatten; und da alle in Wien eingelegten Bitten theils mit Hohn, theils unter leeren Ausflüchten zurückgewiesen wurden: so beschlossen endlich die Stände des niedersächsischen Kreises sich ernsthaft zu rüsten, um, im Nothfalle, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können. Ihr erstes Augenmerk richtete sich auf den König von Schweden; doch Gustav Adolph, wie geneigt er auch seyn mochte, den Kriegsschauplatz zu betreten, fand einen Nebenbuhler in Christian dem Vierten, König von Dänemark, der, als Herzog von Holstein, das nächste Recht auf die Ehre, das Haupt der verbündeten Fürsten zu werden, zu haben glaubte. Seine Aeußerungen über die Einmischung des Schwedenkönigs in Deutschlands Händel waren so beleidigend, daß diesem nichts weiter übrig blieb, als seine Hand zurückzuziehen und die Protestanten ihrem Schicksal zu überlassen. Zum Kreisoberſten gewählt, betrieb Christian der Vierte mit regem Eifer die Rüstungen. Es wurden Kriegssteuern erhoben, Truppen geworben, Magazine angelegt. Bald stand ein Heer von sechzigtausend Mann schlagfertig da. Man unterhandelte mit England, mit Holland, mit Venedig; und keiner von diesen Staaten bewies sich abgeneigt von einem Kriege, welcher Deutschlands Freiheit beabsichtigte.

Jetzt war es an dem Kaiser, sich zu fürchten. Was ihm gelungen war, verdankte er fremden Kräften: dem Herzog Maximilian von Baiern, der Liga. Wie, wenn

die Union, an deren Spitze der König von Dänemark getreten war, den Feldherrn der Liga, den furchtbaren Tilly, der noch keine Schlacht verloren hatte, überwältigte? Wie, wenn Rückwirkungen eintraten, welche nicht blos Böhmen, sondern auch die Erblande erfaßten? Befürchtungen dieser Art bestimmten den Kaiser das Aeußerste zu thun, um Norddeutschland zur Niederlegung der Waffen zu vermögen. Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle wurden abwechselnd zu diesem Endzweck verwendet. Doch vergeblich bemüht man sich, ein verscherztes Vertrauen zurück zu rufen. Der Gedanke, daß der Kaiser es nicht ehrlich meine, hatte sich der Köpfe viel zu sehr bemächtigt, als daß seine Worte noch hätten Eingang finden können; und indem die Nord-Deutschen ihre Anstrengungen nicht vergebens gemacht haben wollten, waren neue Schlachten, neue Glückswechsel im Anzuge.

Ehe sie eintraten, bot sich noch eine andere Betrachtung dar. Sie war von der Abhängigkeit hergenommen, worin der Kaiser, als Oberhaupt des Reichs, von dem Herzoge von Baiern, d. h. von einem einzelnen Fürsten stand, der, in der Verfolgung seines eigenen Vortheils, sich leicht bewogen fühlen konnte, Ferdinand den Zweiten aufzugeben. Auf die Dauer war dies Verhältniß nicht zu ertragen. Schon sah die deutsche Welt den Kaiser bei weitem mehr in Maximilian von Baiern, als in Ferdinand; und das mit Recht, weil nur derjenige für das wahre Oberhaupt gelten kann, der eine unabhängige Macht ausübt. Die Aufgabe war also, zu einer solchen zu gelangen.

Doch hier stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Sofern es sich um eine ansehnliche Heeresmacht handelte, durch welche man sich aus der Unabhängigkeit von Baiern befreien wollte, gab es in Europa kein Reich, das zur Bildung derselben weniger geeignet gewesen wäre, als Oesterreich. Nicht, daß es diesem Reiche dazu an den nöthigen Elementen gefehlt hätte; diese besaß es im Ueberfluß. Allein in der Auflösung, worin Böhmen und Ungarn und im Widerschlage selbst die Erblande begriffen waren, fehlte es an allem Uebrigen. In dem Kaiser selbst war keine Spur von jenem kriegerischen Geiste, der nicht fürchtet, an die Spitze eines Heeres zu treten; diesen hatten die Jesuiten im Keime erstickt, damit er ihnen nicht hinderlich werden möchte. Der österreichische Adel dieser Zeit hatte sich in seiner Totalität von seinem Fürsten abgewendet, so daß auch von dieser Seite der Gemeingeist wegfiel, ohne welchen eine Heeresmacht nichts weiter ist, als eine Anhäufung von Gesindel. Noch schlimmer war, daß die gesellschaftliche Ordnung, (aus welcher allein brauchbare Heere hervorgehen können, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, verglichen mit derjenigen, die gegenwärtig in allen policirten Staaten angetroffen wird, kaum im Werden war. In der wahren Staatswissenschaft war man noch so weit zurück, daß man sich nicht getraute, bei einer Bevölkerung von vielleicht 12 bis 15 Millionen, auch nur 20,000 Mann auf den Beinen zu erhalten. Noch mächtiger, als die Privilegien gewisser Classen, wirkte der Eigennutz der Administratoren dahin, daß der Staatschef nie aus der Bedürftigkeit

hervortrat; Schmarozzerpflanzen aller Art legten sich an ihn, um Kräfte, welche auf das allgemeine Beste hätten verwendet werden sollen, für sich zu genießen. Hierauf ganz vorzüglich beruhete die Starrheit der Regierung Ferdinands des Zweiten; und weil sie für sich selbst starr bleiben mußte, so verabscheute sie jede Art von Beweglichkeit in den Regierten, als auf ihr Verderben abzielend *).

Während die kaiserlichen Räthe sich in vergeblichen Entwürfen abmatteten und immer nur das Einzige nicht begriffen, daß sie selbst die wahre Ursache der politischen Schwäche ihres Herrn waren, trat ein Mann

*) Es giebt aus den Zeiten Ferdinands des Zweiten einen lateinischen Hofstaatscalender (Status particularis regiminis S. C. Majestatis Ferdinandi II.) den man studiren muß, um zu begreifen, bis zu welchem Grade durch die Zusammensetzung dieses Hofes der Geist des Staatschefs unterdrückt wurde. Ein Auszug aus diesem Hofstaatskalender würde die Sitten des siebzehnten Jahrhunderts am besten hervorheben; nur daß wir uns hier nicht darauf einlassen können. Wir begnügen uns aus dem 9. Abschnitt Folgendes anzuführen: Concilii Caesarei secretioris director erat Princeps ab Eggenberg, absolutus Patronus voluntatis Caesareae, cor Caesaris et cet. — — Caesarea Majestas eum admodum ditaverat et magnum reddiderat... Tunc proverbium erat Caes. Majestatem tres ingentes montes, ut sunt Eggenberg, Werdenberg, Questenberg, et tres pretiosas gemmas, Dietrichstein, Wallstein et Lichtenstein in suis regnis et provinciis haereditariis habere; quippe familiae istae magnam optimorum pulcherrimorumque dominiorum in Caesareae Majestatis provinciis haereditariis portionem ad se attraxerant, sibique appropriaverant. — Man sieht hieraus sehr deutlich, daß die kaiserliche Majestät in diesen Zeiten nur dazu da war, alle nur mögliche Blutegel zu sättigen, und daß regieren nichts weiter hieß, als genießen und sich bereichern.

auf, welcher sich anheischig machte, die kaiserliche Autorität durch 50,000 Mann zu sichern, wenn man ihm freie Hand lassen wollte. Dieser Mann war ein Unterthan des Kaisers, und konnte, obwohl begütert, nicht einmal zu den Reichsten im Lande gerechnet werden. Sein Name war Albrecht von Waldstein. Etwa vierzig Jahr alt, als er mit seinem Vorschlage auftrat, verdiente er um so mehr Vertrauen, weil er sich in den böhmischen Unruhen als einen standhaften Anhänger des Erzhauses bewiesen und zur Vertheidigung desselben sein ganzes Vermögen aufs Spiel gesetzt hatte. Doch das Schicksal Deutschlands ist so innig mit dem Schicksal Albrechts von Waldstein verflochten, daß es kaum einen Zweiten giebt, von welchem man sagen könnte, er sei für die Entwickelung eines besseren Gesellschaftszustandes gleich nothwendig gewesen. Darum hoffen wir Verzeihung zu finden, wenn wir bei diesem außerordentlichen Charakter, der immer der einzige seiner Gattung bleiben wird, einige Augenblicke verweilen, um zu zeigen, wie er sich entwickelte.

Albrecht von Waldstein war der Sohn eines böhmischen Edelmannes, der in seinem Sohne einen Rechtsgelehrten erziehen wollte. Der Wunsch des Vaters scheiterte an den Anlagen des Sohnes, welche von einer solchen Beschaffenheit waren, daß sie den Einwirkungen seiner Lehrer unbedingt widerstanden. Auf der Stadtschule zu Goldberg in Schlesien, wie auf der Universität zu Altdorf, zeichnete sich der junge Albrecht nur durch seine Wildheit aus; doch brach sein Herrscher-Talent überall hervor: denn mit Jünglingen seines Alters spielte er im-

mer den Meister, und selbst die Härte, die er bei mehr als einer Gelegenheit zeigte, schreckte nicht von ihm ab, so fühlbar war die Ueberlegenheit seines Geistes. Als Edelknabe im Dienste des Markgrafen Karl hatte er, wie erzählt wird, zu Inspruck das seltsame Schicksal, aus dem dritten Stockwerk des Schlosses eingeschlummert hinabzustürzen, ohne im Mindesten beschädigt zu werden. Wie es sich auch damit verhalten mochte: listige Pfaffen benutzten diesen Umstand, ihn, der bisher im evangelischen Kirchenthume aufgewachsen war, zum Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche zu bereden, indem sie seine Rettung dem Schutze der Gottesmutter zuschrieben: eine Schmeichelei, auf welche er um so lieber einging, weil er gewohnt war, sich als den Liebling des Glücks zu betrachten. Auf Reisen, wozu der Markgraf die Gelegenheit verschaffte, lernte der junge Mann die Hauptstädte und Höfe Englands, Frankreichs, Spaniens, Italiens und Hollands kennen, nicht ohne einen Schatz von nützlichen Erfahrungen einzusammeln, den er dadurch zu ordnen gedachte, daß er sich am Schlusse seiner Reisen nach Padua begab, um daselbst — zu studiren. Doch die alte Unfähigkeit, Fremdartiges in sich aufzunehmen, war sich gleich geblieben. Von allen Wissenschaften, die sich ihm darboten, zog nur die Astrologie seine Neugier an sich; und auch diese nur, weil die Ahnung, daß er zum Außerordentlichen berufen sei, ihn keinen Augenblick verließ. Der Wahrsager Argoli, sein Lehrer, war schlau genug, ihn die Erfüllung seines glühenden Wunsches — hohen Kriegsruhm — in den Sternen lesen zu lassen. Auf diese Weise in

seinen Vorsätzen bestärkt, dachte Waldstein nur darauf, wie er die Mittel herbeiführen wollte; und niemals war eine phantastische Schwärmerei von mehr Verstand und praktischer Klugheit unterstützt.

Nichts war seinem Herzen fremder, als Liebe. Um so weniger kostete es ihm, seine Hand einer alten Wittwe anzutragen, deren einziger Vorzug große Reichthümer waren. Da ihm dies Unternehmen gelang, so trat er aus der Abhängigkeit, worin er bis dahin gelebt hatte, in den Stand, nicht bloß eines Freien, sondern auch eines Mächtigen; und von diesem Augenblicke an, war ihm jede Bahn geöffnet, die er zu betreten für gut befinden konnte. Eine besondere Gunst des Schicksals war für ihn der frühe Tod seiner Gemahlin. Jetzt im vollen Besitze ihrer Reichthümer, benutzte er den Krieg, worein der Erzherzog Ferdinand von Steiermark im Jahre 1617 mit den Venetianern gerathen war, zur Auszeichnung seiner Person; denn er führte nicht weniger, als 200 auf seine Kosten ausgerüstete Reiter ins Feld, und besoldete sie sechs Monate hindurch. Sich noch mehr zu heben, ließ er den in seinen Gezelten herrschenden Ueberfluß freigebig auf das Ganze Lager überströmen, so oft ein Mangel eintrat; die edleren Gemüther aber gewann er dadurch, daß er viel von der Tapferkeit und Klugheit anderer Befehlshaber sprach, selbst wenn die seinige den Vorzug verdiente. So blühete sein Ruhm auf, wiewohl dieser Krieg nicht lange dauerte. In dem Frieden, welcher darauf folgte, lebte Waldstein abwechselnd auf seinen Gütern und in der Hauptstadt der Erbstaaten: dort, um Geld zu sammeln; hier, um durch die

Pracht, womit er sich umgab, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Seinen Zweck um so sicherer zu erreichen, vermählte er sich aufs Neue mit der Tochter des Grafen Harrach, eines Lieblings Ferdinands, der, als Schwiegervater, keinen Grund hatte, die Stimmen zu unterdrücken, welche Waldsteins Lob verkündigten. Nach dem Feldzuge gegen Venedig zum Obersten der mährischen Miliz ernannt, nahm Waldstein die Parthei des Kaisers, als die böhmischen Unruhen zum Ausbruch gekommen waren; und obgleich unfähig, sowohl die Verbindung der mährischen Stände mit den Böhmen zu verhindern, als auch die Hauptstadt Olmütz zu behaupten, wollte er doch lieber seine Besitzungen preisgeben, als den Kaiser aufopfern. Er war es, der Ferdinand der Gefahr entriß, worin dieser Kaiser durch Thurns Erscheinung vor Wien gerathen war; denn ohne die tausend Kürassiere, die er ins Feld gestellt hatte, würde Manns feld nicht von Buquoi geschlagen, Thurn nicht aus den Vorstädten Wiens vertrieben worden seyn. Nicht minder wesentlich war sein Antheil an dem Siege der Kaiserlichen auf dem weißen Berge vor Prag. In Anerkennung seines Verdienstes hatte Ferdinand ihm die Herrschaft Friedland in Böhmen geschenkt; an ihr klebte der Fürstentitel, und was die Macht vermehrt, dasselbe gewährt auch Ansehn.

So stand Waldstein da, als sich Ferdinand der Zweite von Nord-Deutschland aus bedroht sah, und zugleich aus der Abhängigkeit von Baiern hervorzutreten wünschte. Die Bedürftigkeit und Hülflosigkeit des Kaisers waren die beiden Stützen, worauf jener seinen Plan

gebauet hatte. Was in seinem Anerbieten auch neu seyn mochte: der Gedanke selbst war es nicht. Graf Ernst von Mannsfeld und Herzog Christian von Braunschweig hatten gezeigt, wie man Schwärme um sich her sammeln und auf Kosten fremder Länder unterhalten könne. Allerdings trieb Waldstein dies ins Große; allein konnte er nicht anders, wenn er als Schutzgott des kaiserlichen Hauses auftreten wollte? Das Einzige, was von seinem Anerbieten abschrecken konnte, war die Bedingung, daß die Bildung seines Heeres, vor allem aber die Anstellung der Offiziere, ihm ausschließend überlassen werden müsse; denn durch die Annahme dieser Bedingung entsagte der Kaiser jeder Gewalt über das waldsteinische Heer, und wurde eben so abhängig von seinem Feldherrn, als dieser es von ihm hätte seyn sollen. Doch außerdem, daß Waldstein nur dann etwas auszurichten vermochte, wenn seine Offiziere zugleich seine Geschöpfe waren, zog man in Betracht, daß hierin das wirksamste Mittel enthalten war, große Summen zu ersparen. Nichts entschied so sehr, als Waldstein's Ausspruch: „das Heer kostet dem Kaiser nichts. Warum will man mir also nicht jede Zahl bewilligen, die ich für nöthig achte? Mit 20,000 Kriegern halte ich die Länder, wohin ich komme, nicht zinsbar; wohl aber mit 50,000.“

Die außerordentliche Geisteskraft dieses Feldherrn zeigte sich in der schnellen Bildung seines Heeres. Kaum waren ihm einige böhmische Kreise zu Werbeplätzen angewiesen, als sein allen Kriegsmännern wohl bekannter Name Menschen aller Klassen um ihn her versammelte. Er hatte die Auswahl; aber er beschränkte

diese auf den Offizierstand, den er nur aus solchen Männern zusammensetzte, die ihm von Seiten ihrer Tapferkeit und Einsicht bekannt waren. Je weniger er sich vermöge seines sicheren Tactes bei diesen Anstellungen irrte, desto schneller erwuchs sein Heer zu einem Körper, in welchem alles so gegliedert war, daß er mit Leichtigkeit die Seele des Ganzen seyn konnte. Die Zurückhaltung, womit er sprach, verbunden mit seinem übrigen Betragen, machte ihn bald zu einem dämonischen Wesen, das über Alles gefürchtet wurde. Sorgend für die Bedürfnisse des gemeinen Soldaten, ließ er es nicht an Aufmunterungen für seine Offiziere fehlen: dafür aber verlangte er aber auch Gehorsam und Unerschrockenheit. Nichts verzieh er weniger, als Feigheit; und wo er sie entdecken mochte, war Todesstrafe ihr Lohn. „Laßt mir die Bestie henken:" in diesem Ausspruch lag das ganze Kriegsgericht, dessen Ausübung er gestattete. Wenn seine lange hagere Gestalt mit hoher Stirn und finsterer argwöhnischer Miene sich durch die Gassen es Lagers bewegte, dann fühlten sich selbst die stärksten Seelen von einem geheimen Grauen befallen. Nicht wenig wurde diese Schreckensgestalt durch den Anzug gehoben. Von seinem Hute hing eine rothe Feder herab; sein Halskragen war nach spanischer Weise gekräuselt; Hosen und Mantel von Scharlach, der Reiterrock von Elendleder, die Leibbinde roth. Tief fühlte er, daß Gewalt zu üben seine Bestimmung war; und keinen Augenblick verlor er das Gefühl dieser Bestimmung.

Ein Heer, wie das Waldsteinsche, fand Seinesgleichen im ganzen Europa nicht: als bloßes Werkzeug

genommen, war es die vollkommenste Schöpfung, die es im siebzehnten Jahrhunderte geben konnte; der Geist seines Schöpfers machte es dazu.

Im Herbste des Jahres 1625 brach Waldstein aus Böhmen hervor, um sich dem Kriegsschauplatze zu nähern; und schon auf diesem ersten Zuge bewährte sich die Gewalt seines feldherrlichen Talents. Zu einer Zeit wo ein Durchmarsch hinreichend war, eine Wüste zurück zu lassen, durchzog er das Land der Franken mit einer so strengen Mannszucht, daß der Landmann hinter dem Pfluge bleiben konnte; denn jedes Vergehen an ihm brachte den Soldaten den Tod. Um so stärker aber waren die Contributionen, welche er ausschrieb; sie bildeten das Element, in welchem er zu leben gedachte. Eine Schaar von Bauern, die ihm den Einzug im Niedersachsen verwehren zu können wähnte, sah sich sogleich über den Haufen gerannt; und dasselbe Schicksal hatte der Herzog Bernhard von Weimar, der ihm acht tausend Mann entgegenstellte. Seine Schaaren breiteten sich von jetzt an im Halberstädtschen und im Magdeburgischen aus; denn für ein so zahlreiches Heer, wie das seinige, bedurfte er nachhaltiger Länder, die selbst von der stärksten Last nicht erdrückt wurden. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Halberstadt.

Waldstein hatte den Befehl, sein Heer mit den Truppen der Liga zu vereinigen, um in Gemeinschaft mit dem baierschen General Tilly, den König von Dänemark zu lähmen. Doch er hätte nicht seyn müssen, was er war, wenn dieser Befehl irgend eine verbindende Kraft für ihn hätte haben sollen. Im Namen des Kai-

sers

fers wollte er für seinen Privat-Vortheil wirken; und längst schon eifersüchtig auf Tilly's Ruhm, verlangte er vor allen Dingen, daß dieser General sich ihm unterordnen sollte. Da nun in Tilly's Charakter nichts weniger lag, als die Hinneigung zu einer solchen Unterordnung, so blieben beide Feldherrn getrennt, und die Ermahnung des Kaisers, daß sein General den liguistischen Anführer schonend behandeln möchte, bewirkte weiter nichts, als eine Unterredung zwischen Wallstein und Tilly zu Goslar. Sie dauerte drei Stunden. Die beiderseitigen Heere, die für diesen kurzen Zeitraum vereinigt waren, trennten sich, wie die Feldherrn, mit dem Vorsatz nie wieder zusammen zu treffen. So vortheilhafte Umstände hätte der König von Dänemark benutzen können; so vortheilhafte Umstände würde er wirklich benutzt haben, wenn ein wahrhaft kriegerischer Geist in ihm gewaltet hätte. Doch Christians des Vierten Talent beschränkte sich auf die Verwaltung im Frieden; und weder in ihm noch in seinem Heere war, außer der Anzahl, das Mindeste, was große Erfolge versprach. Geschreckt durch die Gefahr, worin er sich zwischen zwei so furchtbaren Heeren befand, erbot er sich sogar, in Uebereinstimmung mit den niedersächsischen Ständen, sein Heer zu entlassen, wenn der Feind sich gänzlich zurückziehen und die Rechte, geistliche sowohl als weltliche, welche er und seine Mitstände in ihren Erbländern und Stiftern ausgeübt hätten, unverletzt lassen wollte. Allein wie hätte Wallstein auf einen solchen Vorschlag eingehen können, ohne seinen Entwürfen zu entsagen! Seine harte Antwort war, „daß der König von Dänemark die Hoff-

nung, von den feindlichen Heeren befreit zu werden, nur dann gewinnen könne, wenn er sich gänzlich entwaffnete, seine Freunde von sich ließe, und verspräche, sich auch künftig nie ohne die Einwilligung des Kaisers zu rüsten." Waldstein wußte sehr wohl, daß die niedersächsischen Stände die Schmach verabscheuen würden, durch die Annahme solcher Bedingungen nicht blos ihren Kreis, sondern mit ihm auch die deutsche Freiheit und den neuen Glauben aufzuopfern; aber eben ihre Weigerung gab ihm den Vorwand, unter welchem er die besetzten Länder mit neuen und größeren Kriegssteuern belegen durfte. Niemand verstand sich besser, als er, darauf, die veraltete Idee kaiserlicher Majestät zu einem frischen Schreckensbilde zu benutzen; und um seine Rolle recht vollständig durchzuspielen, ließ er seine Gesandten die feierliche Erklärung thun, „daß er an allem Verderben, welches die Kreisstände durch die Nichtannahme der Friedensbedingungen herbeizögen, unschuldig seyn würde."

In Kriegen entscheidet, bei gleichen oder beinahe gleichen physischen Kräften, der Verstand, womit diejenigen, denen die oberste Leitung obliegt, jene Kräfte benutzen, um die Vernichtung der Gegenkräfte zu beschleunigen. Christian dem Vierten fehlte es, nachdem Mannsfeld sich an ihn angeschlossen hatte, zwar durchaus nicht an Angriffsmitteln; doch unglücklicher Weise verstand er sich nicht auf den Angriff. Hätte er seine ganze Macht zusammengezogen, um Tilly zu erdrücken: so würde er durch einen starken Schlag auf den liguistischen Feldherrn die Wahrscheinlichkeit gewonnen haben, auch dem kaiserlichen zu widerstehen. Doch, anstatt mit geballter

Haufſt zu Werke zu gehen, geſtattete er, daß Chriſtian von Braunſchweig und Bernhard von Weimar ſich in Weſtphalen lagerten und daß Mannsfeld ſich nach der Elbe ziehen durfte, vielleicht in der Abſicht, den Krieg nach Schleſien zu ſpielen. Hierdurch geſchah gerade das, was Waldſtein wünſchte. Ein ſehr wichtiger Paß für jene Abſicht Mannsfelds war die Brücke bei Deſſau. Er wurde durch den Oberſten von Altringer beſetzt, während ſich Waldſtein gegen ihn hinauf ausdehnte. Als nun Mannsfeld anlangte und den 1. April 1626 auf die vor der Brücke angelegten Schanzen losſtürmte, ſah er ſich von dem kaiſerlichen Feldherrn ſogleich im Rücken angegriffen. Das Einzige, was dem entſchloſſenen Mannsfeld unter dieſen Umſtänden übrig blieb, war, ſeine Reiterei der waldſteiniſchen entgegen zu werfen. Allein auch dieſe zeigte ſich überlegen, und ſo geſchah es, daß der Rückzug nur mit einem Opfer von 3000 Todten zu Stande gebracht werden konnte.

In dieſen Zeiten war eine Niederlage bald erſetzt durch neue Kräfte. In ſeiner Vereinigung mit dem Herzog Johann Ernſt von Weimar fühlte ſich Mannsfeld noch immer ſtark genug, jenen Zweck zu verfolgen, den Waldſtein ihm vereitelt hatte. Nach kurzer Erholung brach er nach Schleſien auf, um, von hier aus, nach Ungarn vorzudringen und in Verbindung mit Bethlen Gabor den Kriegsſchauplatz in das Herz der öſterreichiſchen Staaten zu verſetzen. Der Gedanke war eines verwegenen Abenteurers würdig; die Ausführung deſſelben aber mußte Waldſtein mehr beunruhigen, als jeder Vortheil, den der König von Dänemark davon tragen konnte. So-

bald er also von Mannsfelds Aufbruch nach Schlesien erfahren hatte, sandte er fünf Regimenter Reiterei durch die Lausitz dahin, um, wo möglich, jenem zuvorzukommen; und weil ihm dies noch nicht hinreichend schien, so folgte er selbst mit einem Heer von 30,000 Mann.

Die vorausgesendete Reiterei war bis an die Jablunka immer hart hinter den Schaaren Mannsfelds und Weimars. Diese machten hier Halt, um den Fürsten von Siebenbürgen zu erwarten. Doch wer nicht kam, war Bethlen Gabor. Empört von dieser Wortbrüchigkeit, faßte der Herzog von Weimar den raschen Entschluß, sich wieder nach Schlesien zu wenden. Mannsfeld, welcher mehr Vertrauen hegte, blieb zwar noch zurück; doch machte auch er die Entdeckung, daß er zu weit vorgegangen war. Die Furcht Bethlen Gabors vor Waldstein brachte das ganze Unternehmen zur Entscheidung; denn als der Fürst von Siebenbürgen, nach falschen Friedensunterhandlungen, von dem Kriegsschauplatze in Ungarn verschwand, konnte auch Mannsfeld, der sich in den Bergstädten versteckt hatte, und dessen Heer an allem Mangel litt, nichts Besseres thun, als seine Truppen zu entlassen. Er schickte sie an den Herzog von Weimar, der in Schlesien geblieben war, und beschloß über Venedig nach England zu gehen, um daselbst für den Pfalzgrafen Friedrich zu wirken. Ehe er aber in Venedig anlangte, überraschte ihn der Tod in Bosnien. Gegürtet mit seinem Schwerte, erlag er demselben stehend, auf zwei Offiziere gestützt, welche zu seiner Begleitung gehörten. So endigte dieser merkwürdige Mann, dessen unbezwinglicher Muth die un-

versiegliche Quelle neuer Entwürfe zur Fortsetzung des Krieges war.

Auch Waldsteins Heer hatte auf dem Zuge nach Ungarn und während des Aufenthalts in diesem Lande nicht wenig gelitten. Viele Soldaten, von Mangel und Anstrengung zur Verzweiflung getrieben, hatten die Fahnen verlassen; noch mehrere hatte der Oberfeldherr begraben lassen müssen. Wie ein Geschlagener kehrte er aus Ungarn zurück; und erbittert auf sein böses Geschick, und krank sogar, verlebte er den nächsten Winter zu Wien, theils um seine Gesundheit wiederherzustellen, theils den Beschuldigungen seiner Feinde entgegen zu wirken.

Inzwischen war es dem Feldherrn der Liga gelungen, den König von Dänemark zu einer entscheidenden Schlacht zu bewegen. Jene Diversion, wodurch Mannsfeld die Waldsteinschen Truppen von den Ufern der Elbe nach denen der Donau versetzt hatte, war für Christian dem Vierten eine erwünschte Veranlassung zur Ausbreitung seines Heeres geworden; er hatte einen Theil desselben nach Westphalen gesendet, um in diesem Lande die Bisthümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Dies zu verhindern, war Tilly von dem Weserstrome, den er bis dahin behauptet hatte, aufgebrochen; da aber die Bewegungen des Herzogs Christian von Braunschweig eine nahe Verheerung der liguistischen Länder ankündigten: so kehrte jener schleunigst aus Westphalen zurück und bemächtigte sich der haltbaren Plätze an der Werra und Fulda, weil dies das einzige Mittel war, die Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Feinde zu

verhüten. Nachdem er sich der Stadt Münden am Eingange der hessischen Gebirge bemächtigt hatte, eroberte er Göttingen, als den Schlüssel zu Hessen und Braunschweig. Dasselbe Schicksal sollte Nordheim erfahren, als der König von Dänemark dem Feldherrn der Liga zuvorkam. Christian der Vierte versah diesen Ort mit allem, was ihm zur Ertragung einer langen Belagerung nöthig war, und suchte dann von neuem sich durch das Eichsfeld und Thüringen einen Weg in die liguistischen Länder zu bahnen. Man sieht aus allen diesen Bewegungen, wie wenig die Feldherrn sich in diesen Zeiten auf den Krieg verstanden, und wie ungern sie an eine Vernichtung der Gegenkraft gingen. Schon war der König von Dänemark vor Duderstadt vorbei, als er die Entdeckung machte, daß Tilly ihm wiederum den Vorsprung abgewonnen habe. Hierdurch zur Rückkehr in das Braunschweigische bewogen, glaubte er sich gerettet; doch Tilly verfolgte ihn rastlos, und nach einem dreitägigen Scharmützel mußte sich der König entschließen, dem Feinde die Stirn zu bieten. Dies geschah bei dem Dorfe Lutter, am Barenberge. Den Dänen fehlte es nicht an Standhaftigkeit, und dreimal führte ihr muthvoller König sie in das feindliche Feuer; doch endlich mußte der schwächere Theil der Ueberzahl und größeren Kriegsübung des Feindes weichen. Der Sieg, den Tilly erfocht, war nur allzu vollständig; denn, außer 60 Fahnen, fiel die ganze Artillerie der Dänen in seine Hände. Nicht weniger als 4000 Gemeine waren auf dem Platze geblieben, und die übrigen retteten sich entweder durch die Flucht oder ergaben sich. Der König selbst entkam

mit seiner Reiterei, und Tilly, seinen Sieg verfolgend, bemächtigte sich der Weser und trieb seinen Gegner in das Brehmische zurück. Dieser, durch seine Niederlage schüchtern gemacht, wollte zwar noch die Elbe vertheidigen; allein, indem er in alle haltbare Plätze Besatzungen warf, beraubte er sich selbst der Widerstandskraft. Leicht waren die zerstreuten Haufen aufgerieben, und nur allzu bald sah der liguistische Feldherr sich im Besitz der Elbe und Havel, auf deren Ufern sich seine Truppen verbreiteten.

Den 6. May 1626 war Christian von Braunschweig gestorben; den 24. Aug. desselben Jahres wurde der König Christian der Vierte bei Lutter aufs Haupt geschlagen; den 20 Nov. starb Mannsfeld zu Urakowiz unweit Sarazo; den 4. Dec. endigte sein Freund Johann Ernst von Weimar zu St. Martin in der Gespannschaft Thuroz. Es waren demnach im Laufe eines Jahres, außer einer Hauptschlacht, drei angesehene Generale für die Sache der Protestanten verloren gegangen. Wie viel Grund für die Jesuiten, ihr Unternehmen als von der Vorsehung selbst vertheidigt zu betrachten! Wie viel Aufmunterung zur kühnsten Verfolgung ihrer Entwürfe! Wie groß die Wahrscheinlichkeit eines vollständigen Gelingens, wenn nur der Augenblick der Kraftlosigkeit und Verzweiflung gehörig benutzt würde! Pater Lamormain, in dessen Händen das Herz Ferdinands des Zweiten war, würde mit sich selbst in Widerspruch gestanden haben, wenn er unter diesen Umständen nicht der Vertheidiger Waldsteins gewesen wäre.

Mächtige Stimmen hatten sich wider diesen Feld-

herrn in der Nähe des Kaisers erhoben. „Den Fürsten von Siebenbürgen habe er unbesiegt entfliehen lassen, Schlesien den Plünderungen des Feindes Preis gegeben, das furchtbarste Heer um Nichts zu Grunde gerichtet. Die einzige Frucht feiner prahlerischen Verheißungen und aller bisher gemachten Anstrengungen — bestehe sie in etwas Anderem, als in dem Haß der Reichsstände gegen den Kaiser, und in dem stolzen Uebermuthe des Feldherrn gegen das erzherzogliche Haus? Es sei höchste Zeit, ihn auf seine Güter ziehen zu lassen und den Oberbefehl in andere Hände zu legen." Dagegen sagte die jesuitische Parthei: „ein berühmter Name werde nicht leicht ersetzt; Waldstein höre nicht auf, ein außerordentlicher Mann zu seyn; von einer Gewalt über die Gemüther der Soldaten, wie die seinige, habe die Geschichte kein Beispiel; wie erschöpft auch alles sei, so hange es doch nur von ihm ab, ein noch so großes Heer auf die Beine zu bringen; nicht vom Feinde, sondern von Seuchen, über welche der Mensch keine Gewalt hege, sei kein Heer verzehrt worden; wollte man den bewunderten Feldherrn beleidigen, so möchte dadurch Empörung unter die Kriegsvölker kommen; hielte man ihn, so würde er Schlesien nach kurzer Zeit gesäubert und den König der Dänen zur Unterwerfung unter den Willen des Kaisers gebracht haben."

Wie hätte Ferdinand diesen Gründen widerstehen können! Es wurde beschlossen, den Herzog von Friedland zur Wiederherstellung seines Heeres auf alle Weise zu unterstützen. Bald hatte er wieder 30,000 Mann beisammen. Mit diesen vertrieb er die vom verstorbe-

nen Herzog von Weimar in Schlesien zurückgelassenen Truppen, und brach im Anfange des July von Neisse auf. Eine Stadt ergab sich nach der andern, und wo Kriegsgefangene gemacht wurden, da mußten sie ihm schwören. So wuchs sein Heer gleichsam auf jeden Schritt, den er vorwärts that. Allenthalben brandschatzend, drang er durch die Mark in Meckelnburg ein. Da Tilly die Dänen von der Elbe vertrieben hatte, so besprachen sich die beiden Feldherrn zu Lauenburg. Sie wurden einig, daß der König der Dänen gänzlich vom deutschen Boden vertrieben werden müsse. Gemeinschaftlich brachen sie also im Sept. in Holstein ein. Das Schicksal dieser deutschen Provinz war fürchterlich. Geschreckt durch Waldsteins Nähe, noch mehr geschreckt durch die Drohungen, welche er schon aus der Ferne hatte donnern lassen, wandte Christian der Vierte seine Gedanken gern zum Frieden. Ihnen sollte der Herzog Friedrich von Holstein Eingang bei dem feindlichen Feldherrn verschaffen. Doch Waldstein, in dessen Plane nichts weniger lag, als ein schneller Friede, stellte Bedingungen, welche der König der Dänen, auch bei dem geringsten Ehrgefühl, verwerfen mußte; „die Gewalt meiner Waffen, sagte jener, verspricht mir die Erfüllung aller meiner Forderungen.“

Nur für einen Augenblick verband er sich mit dem liguistischen Heere. Als er nach den ersten Erfolgen einsah, daß er den König der Dänen durch eigene Macht unterdrücken könne, beredete er Tilly'n zum Rückmarsch an die Weser; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Holländer den Dänen in Deutschland zu

Hülfe eilen wollten. Jetzt wieder sich selbst überlassen, verfuhr er mit einem Ungestüm, das nur vom Glücke gerechtfertigt werden konnte. Das ganze Herzogthum ward in kurzer Zeit seine Beute, nur daß er den flüchtigsten Genuß von derselben hatte, weil Zerstörung jeden seiner Schritte begleitete. Unerbittlich schlugen seine Krieger jedes Leben nieder, so oft Wälle und Festen erstürmt waren. König Christian rettete sich nach Glückstadt. Nur diese Festung und die Stadt Krempe blieben unerobert. Weiter strebend nach Schleswig und Jütland, schlug Waldstein alles nieder, was sich ihm widersetzte; und als das Meer entgegen trat, da ließ er — so lautet zum Wenigsten die Sage — glühende Kugeln gegen dasselbe schleudern.

Von allen menschlichen Leidenschaften ist der Ehrgeiz die unersättlichste, weil er durch das, was ihn beruhigen soll, verstärkt und zu neuen Forderungen aufgerufen wird. Mit welchen Entwürfen Waldstein auch seine Laufbahn zuerst betreten haben mochte: der bloße Umstand, daß ihm so viel gelungen war, mußte ihm neue Gedanken, neue Plane einhauchen. Umgeben von einer Kriegsmacht, die sich am Schlusse des J. 1627 auf mehr als hundert tausend Mann belief, konnte er nicht umhin, sich die Frage vorzulegen, wie er, als Beweger einer so ungeheuern Kraft, Gegenstände für dieselbe schaffen sollte. Eine Zeit lang scheint also sein Lieblingsgedanke kein anderer gewesen zu seyn, als die reichsständische Macht in Deutschland abzubrechen, um den Kaiser zum unumschränkten König der Deutschen zu machen; wobei er ohne Zweifel die Hoffnung hegte, daß er, als

Beschützer des kaiserlichen Hofes, um so herrlicher erscheinen würde, je weiter er das Machtgebiet seines Herrn verbreitete. In diesem Geiste mißhandelte er die deutschen Reichsstände über allen Ausdruck, nicht einmal verschweigend, „daß er sich berufen fühle, die Kur- und Reichsfürsten zu dem Range spanischer Granden herabzudrücken.“ Unter den eitelsten Vorwänden quälte er den Herzog von Pommern und den Kurfürsten von Brandenburg, die ihm selbst ihre Hauptstädte einräumen mußten, damit er desto bequemere Winterquartiere haben möchte. Die Herzoge von Mecklenburg, die keines anderen Vergehens schuldig waren, als die deutsche Fürstenfreiheit in Gemeinschaft mit dem Könige der Dänen gegen die Eingriffe des kaiserlichen Hofes vertheidigt zu haben, wurden von ihrem Lande entfernt gehalten, und von der Aussicht, jemals wieder in dasselbe zurückzukehren, gänzlich abgeschnitten.

Wie viel aber auch von diesem Entwurfe, den Kaiser unabhängig von den Reichsfürsten zu machen, gelingen mochte: so blieb dabei noch immer die Frage übrig, was aus dem Feldherrn werden sollte, der sich einem so verhaßten Geschäfte, wie die Zertrümmerung der deutschen Reichsverfassung war, unterzog; und die Beantwortung dieser Frage führte unmittelbar in die Bahn des persönlichen Eigennutzes zurück. Unstreitig kamen fremde Einflisterungen dazu: Einflisterungen, die, wie feindselig auch ihre Absicht seyn mochte, bei einem Manne, der an eine in den Sternen selbst geschriebene große Bestimmung glaubte, ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Hiernach fing Waldstein an, von den

Rechnungen zu reden, welche er wegen der Erhaltung seines Heeres an den Kaiser zu machen habe; nicht als ob es ihm damit ein Ernst gewesen sei, sondern bloß um einen Wunsch vorzubereiten, dessen Erfüllung sein bisheriges System in Hinsicht auf die kaiserliche Macht in Deutschland nothwendig verändern mußte. Die ganze Kraft des deutschen Wesens offenbarte sich in demselben; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß Deutschland, in dessen Verfassung der Kaiser immer bei weitem mehr ein erträumtes, als ein nothwendiges, Element war, auf diesem Wege gegen alle Erwartung der damaligen Zeit als Staatenbund gerettet wurde.

Das Wort „Rechnung" war ein Schreckenswort für einen Hof, zu dessen Eigenthümlichkeit es im siebzehnten Jahrhunderte gehörte, daß er nie aus dem Kampfe mit dem Gelde hervortrat. Man fühlte sich also schon sehr erleichtert, als Waldstein nach einiger Zeit den unterpfändlichen Besitz der mecklenburgischen Lande für seine dem Kaiser gemachten Vorschüsse verlangte. Wohl machten einige Räthe Ferdinands aufmerksam auf die Gefahr, der man sich aussetze, wenn man ein so altes Geschlecht, wie das der Herzoge von Mecklenburg — ein Geschlecht, dem so viele ausgezeichnete Familien befreundet wären — unter die Füße träte, um auf seine Kosten einen Feldherrn zu belohnen; allein auch diesmal siegten die Jesuiten. Sie, denen es nur um Austilgung des Protestantismus zu thun war — sie, denen alle Mittel gleichgültig waren, wofern nur der Zweck ihres Ordens erreicht wurde — sie, die, der eigenen List vertrauend, sich gar nicht träumen ließen, daß Waldstein sie verach-

ten und zu bloßen Werkzeugen seines Plans herabwürdigen konnte: — Sie hörten nicht auf, die ungemeinen Verdienste des Feldherrn zu preisen; und indem sie die Nothwendigkeit einer auffallenden Härte gegen einen einzelnen Reichsfürsten geltend machten, damit die übrigen von der Widerspänstigkeit gegen den kaiserlichen Hof abgeschreckt würden, brachten sie es bei einem Kaiser, der mit fremden Eigenthum zu bezahlen für das Vorrecht seiner Würde hielt, leicht dahin, daß Waldstein nicht bloß das Herzogthum Mecklenburg, sondern auch das erledigte Fürstenthum Sagan in Schlesien erhielt. Mit bedecktem Haupte erschien dieser nicht lange darauf als regierender Herzog vor dem Kaiser auf einem königlichen Schlosse in Prag; und unmittelbar darauf sahen sich die Mecklenburger zur Huldigung gezwungen.

Von jetzt an vergrößerte der neue Herzog seine Heeresmacht. Während zahllose Stimmen über ihn, d. h. über die unendlichen Bedrückungen, welche er gegen Freund und Feind ausübte, wehklagten, stand er ruhig am Gestade der Ostsee, eine schreckende Erscheinung für den Norden, nach welchem er seine finsteren Blicke wendete. Alles, was ihm Schranken setzte, trieb ihn auch zu großen Planen. Sich ein Königreich an den Gestaden der Ost-See zu erwerben, scheint um diese Zeit sein Lieblingsgedanke gewesen zu seyn. Er ließ sich zu diesem Endzweck vom Kaiser zum Admiral der Ostsee ernennen. Nichts wünschte er glühender, als vor Kopenhagen zu liegen und es zu beschießen. Alle seine Gedanken waren dem gemäß auf die Herbei-

schaffung einer Seemacht gerichtet; und da er keine Zeit zu verlieren hatte, wenn er seiner Größe noch genießen wollte, so knüpfte er Unterhandlungen mit den Hanse-Städten an, die er durch die Vorspiegelung, daß er den spanischen Handel, welcher damals noch der Welthandel war, in ihre Hände bringen wollte, zu sich herüber zu ziehen hoffte. Doch die erste Erklärung der Hanse-Städte ging dahin, „daß sie die Potentaten, so auf dem Meere mächtig wären, sich nicht zu Feinden machen könnten;“ und als Waldstein selbst das Chimärische seines Entwurfs begriffen und als nunmehr Reichsstand die Nothwendigkeit von Bündnissen eingesehen hatte, stand er selbst von jenen Unterhandlungen ab, und suchte die Freundschaft des Königs der Dänen, den er noch so eben mit völligem Untergange bedroht hatte.

Ueberzeugt, daß Pommern nach dem nahen Absterben seiner uralten Dynastie keinem Anderen zu Theil werden könne, als ihm, war er schon jetzt darauf bedacht, wie er sich in den Besitz von Stralsund setzen wollte. Hierauf also waren, seitdem er seinen Vortheil von dem des Hauses Oesterreich getrennt hatte, vor allem seine Gedanken gerichtet. Er übertrug dies Werk dem Feldmarschall Johann Georg Arheim, während er sich selbst nach Böhmen begab. Sein Stellvertreter bot alles auf, was Gewalt und List vermochten; doch die Tapferkeit der Bürger, die Stärke ihrer Festungswerke, die offene Zufuhr von der Meeresseite, vor allem aber die Unterstützung der Könige von Dänemark und Schweden, zogen die Belagerung in die Länge, und als Waldstein selbst aus Böhmen zurückgekehrt war, konnte er

die Drohung, „daß Stralsund, auch wenn es mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, fein werden müsse,“ so wenig durchführen, daß er, nach einem Verlust von mehr als 12,000 Mann, die vor dieser Stadt ihr Grab gefunden hatten, nicht ungern abzog, um den König der Dänen zu schlagen, der sich wider ihn bei Wolgast zu verschanzen angefangen hatte. Dieser Krieg war widerum bald beendigt, und ihm folgte eine Friedensunterhandlung, welche auf Seiten Christians des Vierten in der Erschöpfung seiner Hülfsmittel begründet war.

Waldstein's Heer war um diese Zeit (gegen Ende des Jahres 1628) so angeschwollen, daß man seit den Zeiten der Römer nichts Aehnliches gesehen hatte; denn man berechnete dasselbe auf nicht weniger, als 160,000 Mann. Mit diesen besetzte er für den nächsten Winter Pommern, Mecklenburg und Holstein. Seine Idee, sich an der Ostsee einen mächtigen Staat zu bauen, gab ihm die Geneigtheit zu einem Frieden mit Dänemark, in dessen Könige er sich einen Freund erwerben wollte. Leicht war der Kaiser beredet, daß ohne die Entfernung eines so mächtigen Feindes, wie Christian der Vierte, es kaum möglich seyn werde, die einheimischen Feinde in Deutschland zu unterdrücken. Lübeck wurde also zum Congreß-Orte bestimmt, und von Güstrow aus leitete Waldstein die Unterhandlungen. Zurückgewiesen wurden die schwedischen Abgeordneten, welche daran Theil nehmen wollten, und schon den 12. May erhielt der König der Dänen einen Frieden, wie er ihn von einem siegreichen Feinde kaum erwarten konnte; denn für die Gefälligkeit, womit er seine Bundesgenossen, die Herzoge von Mecklenburg, ei-

nem vom Kaiser begünstigten Usurpator aufopferte und jedem Bündnisse gegen Ferdinand für die Zukunft entsagte, erhielt er alle seine Länder zurück, ohne daß ihm Kriegskosten auferlegt wurden.

Der Krieg mit Dänemark war auf diese Weise beendigt; aber der Friede kehrte deßhalb nicht zurück. Zwei Dinge unterhielten die Zwietracht. Das eine war die Vernichtung eines alten Fürstenhauses, einem Abenteurer, einem mächtigen Condottiere, zu Gefallen; das andere die Hinterlist, womit sich der Kaiser, vor dem Abschluß des Friedens, vom Pabste für seinen zweiten Sohn verschiedene reiche Bisthümer im nördlichen Deutschland hatte schenken lassen. Dies war der doppelte Faden, an welchem die Jesuiten den Krieg fortzuspinnen zum Voraus bedacht gewesen waren: das große Mittel zur Verherrlichung ihres Ordens.

Schon den 6. März 1629 hatte der Kaiser ein sogenanntes Restitutions-Edict bekannt gemacht, kraft dessen die Reformirten im Reiche nicht länger geduldet, die Lutheraner aber gehalten seyn sollten, alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter an die Katholischen herauszugeben. Eine Liste begleitete dies Edict, und sie enthielt unter andern zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer. Kaiserliche Commissarien gingen in alle Kreise zur Vollstreckung dieses Befehls, und Tilly und Waldstein erhielten den Auftrag, sie nöthigen Falles mit ihren Heeren zu unterstützen.

Es war nicht blos um die Reformation, es war selbst um Deutschlands Verfassung geschehen, wenn der von

von den Jesuiten geleitete Kaiser seinen Zweck erreichte. Wiederum gab es bei der Größe des waldsteinischen Heeres, welche jede Gegenkraft zu Boden schlug, kein Widerstandsmittel, wofern es nicht vom Auslande kam. Die nicht-katholischen Fürsten Deutschlands verzweifelten an ihrer Rettung. Da alle Erpressungen, denen sie ausgesetzt waren, im Namen des Kaisers geschahen: so verloren sie sogar das Recht, sich über Waldstein zu beklagen. Die Rechtfertigung dieses Generals lag, wie sich ganz von selbst versteht, in den Umständen, worin er sich befand, so wie in dem, was diese Umstände bewirkten. „Es sei unmöglich," schrieb er seinem Kaiser, Brandenburg und Pommern von Truppen zu entblößen, da man nicht wissen könne, was Schwedens Rüstungen zu bedeuten hätten." Ferdinand der Zweite beruhigte sich durch den Gedanken, daß der Krieg seine besonderen Nothwendigkeiten mit sich führe; und so geschah es, daß Waldstein, theils zur Befriedigung der Bedürfnisse seines Heeres, theils zur Erreichung seiner anderweitigen Zwecke, in Bedrückungen fortfuhr, die durch ihre lange Dauer zu wahren Martern wurden. Wir gehen in Hinsicht dieser Bedrückungen nicht ins Einzelne; allein wir können nicht unbemerkt lassen, daß zuletzt selbst den Fürsten das Nothwendige fehlte, indem Waldstein sie zwang, seinen Offizieren ihre Domänen-Grundstücke zu verschreiben, oder auch wohl sogleich einzuräumen.

Der Widerstand, welchen Magdeburg leistete, verbunden mit den Befürchtungen, welche selbst die katholischen Fürsten unterhielten, gab im Laufe des Jah-

res 1629 endlich den Gedanken zu einem gemeinschaftlichen Fürstentage, auf welchem man die Noth des Reichs besprechen und den Kaiser zu Rede stellen wollte. Viele zweifelten, ob Ferdinand darauf eingehen werde; und wirklich durfte er nicht darauf eingehen, wenn er damit umging, sich zum ausschließenden Suverän des deutschen Reichs zu machen. Doch, wenn in irgend einer Sache, so zeigte sich die Kurzsichtigkeit und Folgewidrigkeit seiner Jesuiten gerade darin, daß sie Formen achteten, die, wenn jemals ihre Zwecke erreicht werden sollten, zerbrochen werden mußten. Ferdinand, dem es um die Nachfolge seines ältesten Sohnes in der Kaiserwürde zu thun war, wollte also dieselbe lieber der Bewilligung der Kurfürsten, als einer Umwälzung verdanken, welche die Erblichkeit an die Stelle der Wählbarkeit brächte. Allerdings gab es sehr triftige Gründe, welche zu diesem Verfahren bestimmen konnten; allein es ist deswegen nicht minder entschieden, daß, als er im Februar 1630 den ersehnten Fürstentag auf den Juni nach Regensburg ausschrieb, dem ganzen Reactions-System, so wie es seit zwölf Jahren geübt war, eine Wendung gegeben wurde, die es nach und nach zum Stillstand bringen mußte.

Kaum war Ferdinand in Regensburg angelangt, als ihm Schriften entgegen flogen, worin unumwunden gesagt war, daß er die Gefahr des Reichs nur zum Vorwande gebrauche, seine herrschsüchtigen Plane mit deutschem Blute auszuführen. Auf eine kränkende Weise entschuldigten ihn eben diese Schriften, indem sie ihn das Spielwerk zweier Jesuiten nannten, die ihn an dem Kappzaume

der Religion führen konnten, wohin sie wollten. Noch tiefer wurde der Kaiser erschüttert, als gleichsam das ganze Reich als Kläger wider Waldstein auftrat, und dessen Verabschiedung, als das einzige Rettungsmittel aus dem bisherigen Elende darstellte. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen waren nicht persönlich erschienen; aber um so zuversichtlicher und kühner sprachen ihre Abgeordneten. Mit ungemeiner Feinheit betrug sich Maximilian von Baiern; denn als von der Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen König die Rede war, widersetzte er sich am heftigsten, gab aber insgeheim zu verstehen, daß die Erfüllung dieses Wunsches nahe sei, wenn der Kaiser sich zur Verabschiedung Waldsteins entschließen könne. Auf allen Seiten drang man auf Schadenersatz; und wie erschrak Ferdinand, als Kurbrandenburg seinen Schaden auf 20,000,000, Hessenkassel den seinigen auf 7,000,000 Rthlr. angab!

Auf diese Weise erlag Ferdinand, wiewohl mit einer Erklärung, die seinen Widerwillen verrieth; denn er bezeugte vor Gott und der Welt, daß er unschuldig seyn wolle an allem Unheil, womit dieser Tag schwanger gehe.

Die Aufgabe war jetzt nur noch, den stolzen Herzog zur Niederlegung des Oberbefehls zu bewegen. Der Kaiser wählte zu diesem Endzweck den Hofkanzler Grafen von Werdenberg, und den Kriegsrath von Questenberg: zwei Männer, welche bei Waldstein beliebt waren. Sie mußten nach Memmingen reisen, wo sich der Oberfeldherr gerade aufhielt, um den Erfolg der Königswahl zu sichern, und wenn diese allzu große Schwierigkeiten

fände, die Stadt Regensburg mit kaiserlichen Truppen zu besetzen und Baiern mit einem Einfall zu bedrohen. Zagend traten jene bei ihm ein, fanden ihn mit astrologischen Studien beschäftigt, und trugen lange Bedenken, ihn mit ihrem Auftrag bekannt zu machen. Doch er selbst kam ihnen zuvor. Durch seine Freunde und Verwandten von allem, was in Regensburg vorgegangen war, unterrichtet, nahm er einige Papiere vom Tische und sagte zu ihnen: „aus diesen Papieren, welche des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Nativität enthalten, könnt Ihr selbst sehen, daß ich euern Auftrag weiß; denn diese Sterne zeigen, daß der Spiritus des Kurfürsten den des Kaisers dominirt. Aus diesem Grunde geb' ich dem Kaiser keine Schuld; wehe aber thut es mir, daß Se. Majestät sich meiner so wenig angenommen hat. Ich will Gehorsam leisten.“ Die Ursache so vieler Fassung hat man in seinem Aberglauben gefunden, welcher von einem genuesischen Astrologen, Namens Seni, beherrscht, allerdings dasselbe leisten konnte, was die vollendetste Philosophie geleistet haben würde. Wenn hiezu gefügt wird, Seni, von Baiern insgeheim bestochen, habe ihm diese Fassung hauptsächlich dadurch gegeben, daß er ihm gesagt, „dies alles müsse geschehen, damit er zu noch größeren Ehren gehoben würde:“ so wird Waldsteins Ergebung nur um so begreiflicher, und man sieht zugleich, an welchen zarten Fäden menschliche Entschlüsse hangen.

Scheinbar gebändigt, kroch der Löwe in seine Höhle zurück. Man wollte seiner spotten; denn man nannte ihn nur den Friedländer, ganz vergessend, daß der

Kaiser ihn aufs Förmlichste mit Mecklenburg belehnt hatte. Doch besser würdigte Ferdinand einen Charakter, der allzu Starkes gewirkt hatte, um Vergessenheit oder Spott zu verdienen; und nur allzu bald zeigte sich, daß, wenn nicht alles aufgegeben werden sollte, Waldstein aus seiner Einsamkeit wieder hervortreten müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung des Repräsentativ-Systems in England.

(Aus Guizot's Essais sur l'Histoire de France.)

(Fortsetzung.)

Drittes Hauptstück.

Von der Bildung des Parliaments.

Der allmählige Fortschritt zu einer freien Regierung bringt es mit sich, daß die individuellen Freiheiten in öffentliche Rechte verwandelt, die Rechte durch Institutionen, die ihnen entsprechen, verbürgt werden, und daß die Obhut über die letzteren Kräften anvertraut wird, welche fähig sind, sich darin durch sich selbst zu behaupten, und sie, so zu sagen, durch eigenes Vermögen zu beleben. Auf diese Weise hat sich die Repräsentativ-Regierung in England gebildet.

Wir haben gesehen, wie die Rechte des englischen Volks anerkannt wurden, nämlich diejenigen Rechte,

welche der Zustand der Gesellschaft im dreizehnten Jahrhundert ertrug, der menschliche Geist in diesem Zeitalter auffaßte. Die Geschichte der Charten ist die Geschichte dieser Anerkennung; nichts mehr, nicht weniger. An den Bürgschaften fehlt es noch; zum wenigsten an den regelmäßigen und wahrhaft gesellschaftlichen Bürgschaften, welche aus den Institutionen entspringen.

Wie nun sind die Institutionen entstanden, und wie haben sie sich entwickelt? Welche Ursachen haben ihnen die glückliche Gestalt und heilsame Macht gegeben, wodurch sie dauerhaft und fruchtbar geworden sind?

Folgendes ist Alles, was ich am Ende der großen Charta des Königs Johann, d. h. in dem Augenblicke der feierlichsten und entscheidendsten Anerkennung der Rechte finde.

„Nachdem wir, zur Umgestaltung unseres Königreiches, und um die Zwietracht, die sich zwischen uns und unseren Baronen erhoben hat, zu besänftigen, obbesagte Dinge bewilligt haben, und da es unser Wille ist, daß sie dieselben sicher und für immer genießen sollen: als haben wir ihnen folgende Bürgschaft zugestanden; nämlich:

„Die Barone werden, nach ihrem Belieben, fünf und zwanzig Barone des Königreichs wählen, welche alle ihre Kräfte anwenden sollen, um den Frieden und die Freiheiten, die wir ihnen bewilligt und durch diese Charta bestätigt haben, aufrecht zu erhalten und beobachten zu machen."

„Wenn wir, oder unser Großrichter, oder unsere Amtleute, oder irgend einer von unseren Ministern und

Dienern, einen Artikel derselben verletzt oder bricht, und dies vieren von den obbesagten Baronen hinterbracht wird: so sollen diese vier Barone sich zu uns, oder, in unserer Abwesenheit, zu unserm Großrichter begeben, die Unbill uns anzeigen und uns auffordern, sie unverzüglich abzustellen. Und wenn wir, oder unser Großrichter besagte Unbill nicht in dem Zeitraum von vierzig Tagen, nachdem wir davon unterrichtet worden, abstellen: so sollen die vier Barone die Sache vor die übrigen fünf und zwanzig Barone bringen, und alsdann sollen sie, in Gemeinschaft mit allen übrigen Einwohnern, uns beschwerlich fallen, und auf jede ihnen mögliche Weise verfolgen, nämlich durch Wegnahme unserer Schlösser, Ländereien, Besitzungen u. s. w. bis der Mißbrauch nach ihrem Wunsche abgestellt ist; jedoch mit Vorbehalt der Sicherheit unserer Person, und der der Königinn und unserer Kinder. Und wenn dem Mißbrauch abgeholfen ist, so sollen sie uns dienen, wie vorher."

„Jeder Bewohner dieses Landes kann, wenn er dazu Lust hat, schwören, daß er, zur Vollziehung obbesagter Dinge, den Befehlen der obbesagten fünf und zwanzig Barone gehorchen, und uns im Nothfall mit seiner ganzen Macht beschwerlich fallen will. Wir geben Jedem die Erlaubniß, frei zu schwören, und wollen niemals irgend einen daran verhindern. Und was diejenigen Bewohner unseres Landes betrifft, welche besagten Eid nicht aus freien Stücken leisten wollen: so werden wir sie durch unsere Befehle nicht dazu zwingen."

„Wenn einer von den fünf und zwanzig Baronen stirbt, oder das Land verläßt, oder auf irgend eine

Weise verhindert wird, zur Vollziehung obbesagter Dinge mitzuwirken: so sollen die übrigen Barone, nach ihrem Belieben, einen Anderen wählen, welcher schwören wird, daß er wie sie handeln wolle."

"In allen, den obbesagten fünf und zwanzig Baronen überlassenen Dingen, soll das, was die Mehrheit der Gegenwärtigen beschlossen hat, gut und gültig seyn, grade als wenn die fünf und zwanzig Barone einverstanden gewesen wären; und die besagten Barone sollen schwören, die obbesagten Dinge aus aller Macht zu beobachten und beobachten zu machen; und wir wollen weder durch uns selbst, noch durch einen Andern von irgend Jemand etwas fordern, was jene Zugeständnisse und Freiheiten beeinträchtigen, oder zurücknehmen könnte; und wenn etwas Aehnliches vorkommen sollte, so soll es aus vollem Rechte nichtig seyn, und wir wollen keinen Gebrauch daraus machen." *)

Diese Verfügungen kamen zum Vollzug: die fünf und zwanzig Barone wurden gewählt und die writs, wodurch der König allen freien Männern des Königreichs erlaubte, ihnen den zugestandenen Eid zu leisten, sind noch jetzt in den Registern des Londoner Towers vorhanden. **)

Heiligung des Bürgerkrieges war demnach der erste Bürgschafts-Versuch; zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verstand es der rohe und kühne Geist der englischen Barone nicht besser. Nie ist die Zuflucht zur

*) Magna charta des Königs Johann Art. 61.

*) Diese writs sind vom 19. und 27. Juni 1215.

Gewalt, dieses letzte Mittel, das man wohl das Aufstands-Recht genannt hat, treuherziger proclamirt, und mittelbarer angerufen worden. Von da bis zu den wahrhaft politischen Bürgschaften ist es freilich noch sehr weit; und eine Gesellschaft, die keine andere Institution hätte, würde ewig zwischen Tyrannei und Krieg schwanken. Bei dem allen muß man eingestehen, daß es den englischen Baronen zur Ehre gereicht, im Anfang ihres Kampfes um die Freiheit das Recht des Widerstandes in der einfachsten, wie in der rohesten Form, als Prinzip aufgestellt zu haben: ein ursprüngliches und entscheidendes Recht, von welchem die freien Institutionen, die höchsten wie die geringsten, die einsichtsvollesten wie die rohesten, im Grunde nur Folgen und Verwandlungen sind *). Die Thatkraft, wovon die englische Constitution

*) Das Recht des Widerstandes mit bewaffneter Hand war der französischen Feudalität weder der That, noch dem Grundsatze nach fremd. Der heilige Ludwig heiligte es förmlich, indem er es in folgender merkwürdigen Stelle seiner Etablissements zu regeln suchte: „Se li sire (le seigneur) a son home lige et li dit: Venez en o (avec) moy, car je veuil guerroyer le roy mon seingnieur qui má véé (refusé) le jugement de sa court; li homme doict repondre en tele manere a son seingnieur: Sire, je iray volentiers savoir au roy se il est ainsi que vous dictes. Adonc il doibt venir au roy et doibt dire: Sire, mes sire dit que vous lui avez véé le jugement de vostre court, et pour ce je suis venu à votre court pour savoir en la verité, car mes sire m'a semons (sommé) que j'aille en guerre contre vous. Et se ly roy li dit qu'il ne fera jà nul jugement en sa court, li homme en doibt, tantost aller à son seingnieur, et ses sire le doibt pourveoir de ses depens; et s'il ne s'en voloit aller o luy, il en perdrait son fié par droict.“ Ludwig der Heilige wollte dieses Werk vollbringen ohne eine regelmäßige Regierung zu gründen, ohne die

so viele Proben gegeben hat, muß vielleicht, zum Wenigsten theilweise, der starken Milch zugeschrieben werden, womit sie in ihrer Wiege genährt wurde.

Ich gehe plötzlich zu dem Schlusse desselben Jahrhunderts über — zu dem Abschnitt, wo der Kampf der Charten beendigt ist, wo die öffentlichen Rechte definitiv anerkannt sind; und ich finde an der Stelle des Aufstandes, der bis dahin die einzige Bürgschaft gewesen ist, eine National-Versammlung, welche Theil nimmt an der Regierung, und die Obhut über alle Freiheiten führt. Diese Versammlung ist weder ein bloßer Rath des Königs, noch ein reiner Feudal-Hof, noch ein Congreß von kleinen beinahe unabhängigen Suveränen; sie ist vielmehr eine öffentliche Versammlung, welche von dem Lande ausgeht und im Namen des gemeinschaftlichen Vortheils handelt; sie wird von denselben Elementen gebildet, die sich noch heut zu Tage in ihr vereinigen; man sieht in ihr auf der einen Seite die hohe Geistlichkeit und die Barone, auf der andern die Abgeordneten der Grafschaften und der Flecken. Sie versammelt sich nicht nach langen Zwischenzeiten, auch nicht auf außerordentliche und vorübergehende Vorkommnisse; sie wird beinahe alle Jahre, bisweilen noch öfter zusammenberufen; ihre Gegenwart ist bereits eine Nothwendigkeit, und bald wird ihre jährliche Zusammenberufung, vom Volke gefordert, ein Gesetz für den Staat seyn. Es fehlt sehr viel

Freiheiten der Unterthanen zu stören; allein die Feudalität versagte sich, ihrer Natur gemäß, ebenso sehr der Ordnung, als der wahren Freiheit; die Grundsätze, die sie enthielt, konnten sich niemals in Institutionen verwandeln.

daran, daß sie bereits die Wichtigkeit haben und die Gewalten ausüben sollte, die ihr einst zukommen werden; die Regierung wohnt nicht in ihrem Schoß. Indeß sind ihre Attribute nicht begränzt: sie bewilligt nicht bloß die Steuer, sondern sie hat auch Einfluß auf die Gesetzgebung, auf die Entscheidung des Friedens und des Krieges, auf die kirchlichen Streitigkeiten, auf die meisten großen Angelegenheiten des Landes. Mit Einem Worte: die freien Institutionen haben ihre legale Form angenommen und Wurzeln getrieben, welche nicht vertrocknen werden; das besteht bereits, was das Uebrige bewirken wird; die National-Freiheiten befinden sich unter der Obhut einer National-Gewalt; das Parliament ist gegründet.

Wie hat ein so großes Werk sich in weniger als zwanzig Jahren vollendet? Wie ist die Organisation der Bürgschaften so Hand in Hand mit der Anerkennung der Rechte gegangen, daß in derselben Zeit, und beinahe in demselben Jahre, die Charten unwiderruflich sanctionirt, und das Parliament für immer gegründet war?

Ich habe auseinander gesetzt, wie es sich nach der englisch-normannischen Regierung verhielt. Alle unmittelbaren Vasallen des Königs besaßen, wie man gesehen hat, zwei Fundamental-Rechte; nämlich ohne ihre Einwilligung keine außerordentliche Last zu tragen, und am Hofe des Königs Sitz und Stimme zu haben, es mochte sich um Richtersprüche, oder um Bestimmung öffentlicher Angelegenheiten handeln. Mit diesem doppelten Titel waren sie geborne Mitglieder des großen National-Raths; sie bildeten die politische Nation, und nahmen,

in Kraft eines persönlichen Rechts, Antheil an der Regierung.

Gemäß den Feudal-Fictionen, wurden sie, wenn sie sich auf diese Weise versammelt hatten, als Personen gedacht, welche ihre eigene Vasallen, die Bevölkerung ihrer Domänen repräsentirten, und das Recht, ihnen Lasten aufzulegen, ausübten.

Ihre vollständige Vereinigung fand vielleicht niemals Statt; sie war bald unmöglich. Auf der einen Seite wurden einige von diesen unmittelbaren Vasallen, indem sie eine große Anzahl von Ritterlehnen erwarben, hohe Barone, welche vermöge ihrer überlegenen Macht mit besonderen Rechten bekleidet werden mußten; auf der anderen wuchs die Zahl der unmittelbaren Vasallen durch die Theilung der Ritterlehne reißend an: eine Wirkung vieler Ursachen, deren Aufzählung hier zu viel Raum einnehmen würde.

Diese Theilung in der Classe der unmittelbaren Vasallen des Königs war bereits unter Heinrich dem Zweiten eine anerkannte Thatsache, welche natürlich in die Gesetze überging, weil sie, obgleich ohne alle Erklärung, schon damals die Barone primae et secundae dignitatis unterschieden.

Sie geht noch bestimmter aus der Charta des Königs Johann hervor, die, indem sie von dem großen National-Rathe spricht, verordnet, daß die großen Barone einzeln durch die an sie gerichteten Briefe in denselben berufen werden sollen, während alle übrige unmittelbare Vasallen nur in Masse und durch Briefe, an die Sheriffs gerichtet, herbeigerufen werden.

Dieser Unterschied in der Art der Zusammenberufung war schon in früheren Zeiten vorhanden, wenn der König von seinen Vasallen den ihm schuldigen Militär-Dienst forderte *).

So dauerte, im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, das Recht aller unmittelbaren Vasallen des Königs, in der National-Versammlung Sitz und Stimme zu haben, noch immer fort, und wurde feierlich anerkannt. Allein die meisten übten es nicht aus, und die hohen Barone begaben sich, beinahe allein, in diesen großen Rath, weil sie allein stark genug waren, ihrer Gegenwart Nachdruck zu geben.

Das politische Daseyn einer großen Zahl directer Vasallen des Königs beschränkte sich also, ohne sich von der Central-Regierung gänzlich abzusondern, von einem Tage zum andern auf die Grafschaften, wo sie ihre Wohnsitze hatten. Hier aber übten sie wahre Rechte; hier zeigte sich ihre Dazwischenkunft in alle Angelegenheiten des Landes. Sie sprachen nicht bloß Recht in den Gerichtshöfen der Grafschaft, und berathschlagten nicht bloß über örtliche Angelegenheiten; sondern sie sahen sich oft berufen, Theil zu nehmen an der Vollziehung allgemeiner Maaßregeln, welche im Mittelpunkt beschlossen waren und auf das ganze Königreich angewendet werden sollten. Wilhelm der Eroberer beauftragte zwölf freie Männer für jede Grafschaft, die alten Gesetze und Gewohnheiten des Landes zu sammeln und zu erklären. Die magna charta verordnet, daß in jeder Grafschaft durch

*) Report of the Lord's committees, etc. p. 70, 92.

die probi homines derselben zwölf Ritter erwählt werden sollen, um alle Mißbräuche, die sich auf die Forsten beziehen, zu untersuchen. Unter den nachfolgenden Regierungen vervielfältigen sich diese Beispiele. Zwei writs Heinrichs des Dritten beweisen, daß die dem Könige von dem großen Rathe bewilligten Subsidien nicht von den Richtern auf ihren Bezirkkreisen, sondern von Rittern, welche in den Gerichtshöfen der Graffchaft gewählt waren, vertheilt wurden *). Auf diese Weise hatten die Ritter der Graffchaft, als Vasallen des Königs, wahren Antheil an den örtlichen und selbst öffentlichen Angelegenheiten, während sie das Recht, in dem großen National-Rathe zu erscheinen, behielten, vielleicht ohne es auszuüben.

So wie diese Ritter sich von den hohen Baronen trennten, näherten sie sich einer andern Classe von Menschen, mit welcher sie nicht lange darauf gänzlich zusammenschmolzen. Sie saßen nicht allein in den Gerichtshöfen der Graffchaft. Die meisten Freisassen (Vasallen der Herren) begaben sich gleichfalls dahin, und erfüllten dieselben Verrichtungen, richterliche sowohl, als verwaltende und andere **) Der Dienst im Hofe der Graffchaft war eine Verpflichtung, welche allen Freisassen vermöge ihres Besitzthums oblag, wer auch ihr

*) Hallam, State of Europe, etc. chap. VIII. part. III. tom. III. pag. 20.

**) Diese Behauptung, welche von den Schriftstellern der Tory-Parthei im Allgemeinen bestritten wird, ist in einem vortrefflichen Artikel der Edinburgh Review (no 69) siegreich bewiesen worden.

Schutzherr seyn mochte. Viele von den Hinter-Vasallen des Königs waren reicher und angesehener, als mancher von den unmittelbaren *). Freie Landbauer, welche ihre Ländereien nicht unter der Bedingung des Feudal-Dienstes, sondern einer bestimmten Abgabe besaßen, erwarben von Tag zu Tag mehr Wichtigkeit und Freiheit **). Aus diesen verschiedenen Elementen bildete sich in jeder Graffschaft die zahlreiche und thätige Classe der Freisassen. Ihr Mittelpunkt war der Hof der Grafschaft. Hier verrichteten sie dieselben Dienste, hier übten sie dieselben Rechte, wie es sich auch im übrigen mit ihren Feudal-Beziehungen zur Krone verhalten mochte. Die Auflösung der alten Versammlung von unmittelbaren Vasallen des Königs, und die Gleichstellung des größten Theils derselben mit den Freisassen in den Lokal-Institutionen, bereitete auf diese Weise die Schöpfung einer ausgedehnten und volksthümlichern Macht vor: einer Macht, welche, früher oder später, nicht verfehlen konnte, bei der Central-Regierung mitzuwirken, der sie, zum Wenigsten dem Prinzipe nach, durch eins ihrer Elemente angehörte. Und wirklich geschah dieses durch die bleibende und regelmäßige Einführung der Deputirten der Graffschaft in das Parliament. Im Jahre 1214, in demselben Augenblicke, wo die hohen Barone den König verließen, und einen Vorschmack von der Empörung gaben, deren Frucht die

große

*) Beispiele davon sind sehr zahlreich; man findet sie in dem schwarzen Buche der Schatzkammer.

**) Die socagers, welche ihre Ländereien in free-socage hatten.

große Charte seyn sollte, berief Johann ohne Land eine allgemeine Versammlung nach Oxford. Die königlichen writs befahlen den Sheriffs, eine gewisse Anzahl von Rittern aufzufordern, daß sie sich bewaffnet dahin begeben möchten. Andere writs vom 15 November schreiben außerdem vor, daß die Männer, im Gefolge der Barone, ohne Waffen nach Oxford kommen sollen, und befehlen den Sheriffs, aus jeder Grafschaft vier weise Ritter an den König zu schicken, „um sich — so ist es ausgedrückt — mit uns über die Angelegenheiten unseres Königreichs zu besprechen *).“

Dies ist das erste Symptom, das man von der Erscheinung einiger Ritter in der National-Versammlung an der Stelle aller entdeckt hat.

Verband man von jetzt an mit ihrer Gegenwart die Idee einer Repräsentation? Es ist eben nicht wahrscheinlich. Wie wurden diese vier Ritter bezeichnet? Mußten sie von dem Sheriff oder von dem Hofe der Grafschaft gewählt werden? Wurden diese writs einmal vollzogen? Dies Alles ist ungewiß.

Inzwischen zeigt der Inhalt der writs, so wie die Umstände, unter welchen sie ausgefertigt wurden, die Absicht des Königs sehr deutlich an.

Johann suchte in den Rittern der Grafschaft eine Stütze wider die Barone. Die ersteren bildeten bereits eine Classe, welche von den letzteren verschieden genug war, um den Versuch einer gänzlichen Trennung zu machen. Zugleich war diese Classe mächtig genug, daß der

*) Hallam state of Europe etc. tom. III. Pag. 20.

König sich mit dem Gedanken schmeicheln konnte, mit Hülfe derselben die Coalition von der er bedroht war zu besiegen.

Johanns Bemühen war vergeblich. Die Ritter und die Freisassen überhaupt hielten es mit den Baronen, welche nicht bloß ihren persönlichen Vortheil, sondern auch die öffentlichen Rechte zu vertheidigen verstanden.

Der Kampf der Charten dauerte während der ganzen Regierung Heinrich des Dritten. Auch sahe man auf der einen Seite den König, auf der andern die Barone, unablässig bemüht, die Ritter der Graffschaften in ihre Sache zu verflechten. Die Begebenheiten dieses Zeitraums verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Unter ihrer Hülle entdeckt man die innere Arbeit, die sich mit der Bildung einer Regierung endigt.

Im Jahre 1225, im Augenblick der zweiten Bestätigung der Charten, befiehlt Heinrich der Dritte den Sheriffs von acht Graffschaften in jedem Grafenhof, vier Ritter wählen zu lassen, um sich nach Lincoln, wo damals der große Rath der Barone versammelt war, zu begeben, und daselbst die Beschwerden der Graffschaften gegen die Sheriffs vorzubringen, die sich gleichfalls dahin begeben sollen, um sich zu erklären und zu vertheidigen. Es handelte sich hier nur um örtliche Angelegenheiten. Die zwei und dreißig Ritter wurden nicht berufen, um einen Theil der um den König vereinigten Versammlung zu bilden, wohl aber wurden sie gewählt und abgeordnet, um vor der Central-Regierung über die Angelegenheiten ihrer Graffschaften zu verhandeln.

Diese Art von Sendung (die Bitte um eine Abstellung von Beschwerden) ist eine von den Quellen des Repräsentativ-Systems.

Im Jahre 1245 beruft Heinrich, nach dem Ausdrucke der großen Charta des Königs Johann, einzeln die hohen Barone, und in Masse alle übrigen unmittelbaren Vasallen. Noch war das Prinzip in Kraft.

Im Jahre 1246 giebt Mathias Paris dem allgemeinen Rathe der Barone zum ersten Male die Benennung Parliament.

Im Jahre 1254 verordnet Heinrich, der sich damals in Gascogne und im größten Geldmangel befand, die Berufung eines Parliaments nach London, um von demselben eine außerordentliche Hülfe zu erhalten; und writs befehlen den Sheriffs, in den Grafenhof zwei Ritter „an der Stelle Aller und jedes Einzelnen (vice omnium et singulorum) wählen zu lassen, um über die Forderung des Königs zu berathen.“

Hier erscheint das Prinzip der Repräsentation ganz deutlich. Man weiß nicht, ob diese writs Vollziehung erhielten. Da indeß wirklich eine Hülfe bewilligt wurde, so hat man Ursache zu glauben, daß sie von den Rittern gewährt wurde, deren Wahl eben so ausdrücklich verordnet war, wie die der Barone.

Die Erbitterung nahm indeß im ganzen Königreiche überhand. Indem Heinrich für seinen zweiten Sohn Edmund thörigter Weise die sicilianische Krone annahm, war er dem Pabste auf eine ungebührliche Weise verschuldet worden: ein nicht erobertes Königreich mußte bezahlt werden. Minder gefaßt, als Johann ohne Land,

war der König nicht minder verachtet; denn er zeigte sich eben so treulos wie jener, und des Widerstandes noch unfähiger. Schlag auf Schlag folgten die Forderungen um Geldbeistand; sie bezeugen, daß der König nicht mehr nehmen durfte, was er forderte, und daß die Nothwendigkeit der öffentlichen Einwilligung in Sachen der Auflagen den Ausschlag gab. Allein was verschlug den Zeitgenossen diese Nothwendigkeit, wenn ihre Weigerung in dem Lichte einer Rebellion erschien? Was half es den Baronen, daß sie, wie unter Johann ohne Land, die Waffen ergriffen, und die Anerkennung ihrer Rechte von dessen Sohne erzwangen? Schon fünfmal hatte er sie bestätigt, und machte sie nicht mehr streitig. Wozu hätte es ihnen gedient, die Erneuerung jener stürmischen Bürgschaften, welche ihre Vorfahren an den Schluß der großen Charta gestellt hatten, zu verlangen, und sich zum Voraus zur Unterdrückung der Mißbräuche königlicher Gewalt durch die Stärke berechtigen zu lassen? Heute unterdrückt, kamen dieselben Mißbräuche am folgenden Tage wieder zum Vorschein, und selbst der Bürgerkrieg blieb unwirksam gegen einen König, der ihn nicht aushielt, aber auch die Ursachen desselben nicht zum Stillstand brachte. Es giebt Regierungen, die so schlecht, so ungeschickt sind, daß sie sich durch keine Gefahr verbessern lassen; jeder Sieg, den man über sie davon trägt, ist vergeblich, und ihre Fehler dauern, so lange sie bestehen.

In dieser Noth veränderte die Coalition der englischen Barone, ohne den Umfang ihrer Unternehmung genau zu kennen, Verfahren und System. Unter Jo-

dann ohne Land hatte sie die Anerkennung ihrer Rechte erzwungen, und, im Falle einer Verletzung derselben, ihren künftigen Widerstand rechtfertigen lassen. Unter Heinrich dem Dritten suchte sie die Regierungsform selbst zu verändern, und den König auf eine bleibende und gesetzliche Weise von einem, aus dem Körper der Barone hervorgegangenen aristokratischen Rathe abhängig zu machen. Sie fühlte, daß die Bürgschaften der Freiheit für sie nicht hinreichten, und daß sie sich fruchtlos empörte. Sie versuchte also in der Organisation, nicht des Widerstandes, wohl aber der Gewalt, sicherere Bürgschaften zu finden, und unter dem Namen des Königs selbst zu regieren.

Schon im Jahre 1244 bemerkt man einen Versuch dieser Art. In dem damals vereinigten großen Rathe hatten die Barone beschlossen, dem Könige eine neue Regierungsart vorzuschlagen. Vier von den weisesten und mächtigsten Männern des Königreichs, von der allgemeinen Versammlung gewählt, sollten in den Rath des Königs mit dem Auftrage eintreten, alle Angelegenheiten zu regeln, und allen, ohne Ausnahme irgend einer Person, Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Zwei davon sollten dem Könige überall folgen, um immer im Stande zu seyn, die Beschwerden der Unterthanen zu vernehmen und abzustellen. Die Verwaltung des königlichen Schatzes sollte ihnen anvertraut werden; und sie allein sollten über die, zum gemeinschaftlichen Besten bewilligten Hülfsgelder verfügen. Ihres Amtes sollten sie nur durch den großen Rath entsetzt werden können; und dieser sollte sich vereinigen, so oft sie es

für gut befinden würden, und niemals ohne ihre Einwilligung *)

Dieser erste Versuch blieb ohne Erfolg; es giebt sogar keine Anzeige, daß die neue Regierungsform damals dem Könige ausdrücklich vorgeschlagen wurde. Allein im Jahre 1255 von der Noth gedrängt, beschränkten sich die Barone keineswegs auf bloße Entwürfe: sie verlangten, daß der Großrichter, der Kanzler und der Schatzmeister von dem gemeinschaftlichen Rathe des Königreichs gewählt würden, und nur mit dessen Genehmigung entfernt werden könnten. „Wofern uns — sagten sie — nicht alles bewilligt wird, was wir verlangen: so wird es uns nie gelingen, unsern Proteus zu binden.“ Heinrichs Ohren waren nicht gewöhnt an so kühne Forderungen; er schlug sie unbedingt ab, und der Rath der Barone wurde vertagt.

Wenig Monate darauf versammelte er sich auf's Neue, und der König that neue Anforderungen von Geldhülfe. Die Barone antworteten: „Wir sind nicht alle zusammenberufen worden, wie es unsere große Charta verordnet; ohne den Ueberrest unserer Peers wollen wir keine Antwort geben, keine Hülfe bewilligen.“

Im Jahre 1257 eine neue Zusammenberufung des großen National-Rathes! „Es kamen, sagt Mathias Paris, soviel Leute aller Art zusammen, daß London sie kaum fassen konnte.“ Der König versuchte noch einmal die Unterstützung der Versammlung für sein Unterneh-

*) Parliamentary history, tom. I. pag. 43.

men auf Sicilien und Apulien zu gewinnen: „er erschien, sagt der Chronikenschreiber in einem apulischen Anzug, weil er sie dadurch zu verführen hoffte; allein die Barone blieben unerschüttert, und verweigerten jede Hülfe.“

Im Jahre 1258 mußte man sie wohl aufs Neue berufen; denn man vermochte nichts ohne sie. Diesmal nun brach der Sturm los. Als der König in die Versammlung trat, fand er alle Ritter gerüstet, mit dem Degen an der Seite. Ueberrascht von diesem Anblicke fragte er sie, mit einiger Unruhe, ob er denn ihr Gefangener sei. „Nein, antwortete ihm Robert Bigot, einer von den eifrigsten Baronen; allein alle Poitevins, alle Fremdlinge müssen aus dem Königreiche verjagt werden; versprecht das Königreich nach unserem Rathe zu regieren; und wenn dann der Pabst die Bedingungen in Hinsicht der Angelegenheit Siciliens dergestalt mildert, daß man sich damit in der Hoffnung, sie zu Ende zu bringen, befassen kann: so wollen wir Euch eine hinreichende Hülfe zu verschaffen suchen.“ Gekommen war der Tag der Noth. Man vereinigte sich dahin, daß der große Rath sich einen Monat nach Pfingsten zu Oxford versammeln sollte; daß daselbst zwölf von den Räthen des Königs und zwölf andere von den Baronen gewählte Männer einen Ausschuß bilden sollten, welcher mit der Reform der Regierung des Königreichs beauftragt wäre. Heinrich versprach alles, was diese vier und zwanzig Commissarien anordnen würden, anzunehmen und treulich zu beobachten, ließ seinen Sohn Eduard denselben Eid schwö-

ren, und die Barone ihrerseits machten sich anheischig, alsdann eine neue Geldhülfe zu bewilligen *).

Die Versammlung vereinigte sich den elften Juni 1258 zu Oxford. Sie ist die erste, der man amtlich die Benennung „Parliament" gegeben hat: eine Benennung, die seitdem beinahe allein im Gebrauch geblieben ist. Die zwischen dem Könige und den Baronen geschlossene Uebereinkunft wurde vollzogen: man ernannte von beiden Seiten zwölf Commissare, welche sogleich zur Anordnung der neuen Regierungsform schritten.

Sie trugen zunächst Vieren aus ihrer Mitte auf, den Rath des Königs zusammenzusetzen. Dieser Rath wurde aus funfzehn Mitgliedern gebildet, von welchen wenigstens neun aus der Parthei der Barone genommen waren, die, auf diese Weise, mit der Gewalt bekleidet wurden; denn der König konnte nichts thun, es sei denn auf den Rath und mit Zustimmung seiner Rathgeber.

Hierauf wurde, auf den Vorschlag der vier und zwanzig Barone, von der Versammlung eine große Anzahl von Anordnungen angenommen, welche unter der Benennung der **Fürsehungen von Oxford** (provisions of Oxford) bekannt sind. Die amtliche Urkunde worin sie enthalten waren, ist zerstört worden, oder verloren gegangen; man muß sie also in den Erzählungen der Chronikenschreiber jener Zeit aufsuchen. Die meisten dieser Verordnungen bezogen sich auf die Feudal-Verhältnisse des Königs und seiner Vasallen; einige,

*) Rymer, Acta publica, tom. I. pag. 655.

von allgemeinerem Interesse regelten die neue Staats-Verfassung. Die vornehmsten waren:

1) Die Charten sollen bestätigt seyn.

2) Die Barone selbst werden jährlich die Richter, den Kanzler, den Schatzmeister und die übrigen königlichen Beamten ernennen;

3) Sie werden die Schlösser des Königs bewachen.

4) Alljährlich sollen drei Parliamente zusammenberufen werden: im Februar, im Juni und October.

5) Es soll eine bleibende Commission von zwölf Baronen ernannt werden, die sich, im Namen und an der Stelle der ganzen Gemeinheit, in diese Parliamente begeben, und mit dem Rathe des Königs die Angelegenheiten des Königs verhandeln werden. Die Gemeinheit wird für gut und gültig achten, was auf diese Weise geregelt seyn wird.

6) In jeder Grafschaft wird man vier Ritter bezeichnen, welche beauftragt sind, alle Klagen gegen die Sheriffs und andere Beamte des Königs zu sammeln, und darüber im nächsten Parliamente Auskunft zu geben.

7) In Zukunft sollen die Sheriffs von den Höfen der Grafschaft ernannt werden.

8) Der König, seine Brüder, der Prinz Eduard, sein Sohn, die Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen, Barone u. s. w. sollen gehalten seyn, den Fürsehungen von Oxford den Treueid zu leisten.

Auch kam man darin überein, daß der Ausschuß der vier und zwanzig Barone seine Sitzungen eine Zeit lang fortsetzen sollte, mit allen Gewalten, welche nöthig

wären, um die in der Verwaltung des Königreichs eingeschlichenen Mißbräuche abzustellen, und im Namen des Königs die, für diesen Endzweck, nöthigen Gesetze zu geben. Hierauf sollte er sich auflösen, und die so gestaltete Regierung ihren Anfang nehmen.

Als dies geschehen war, trennte sich das Parliament. Das Werk schien vollendet; die Regierung hatte ihr Wesen verändert und befand sich in anderen Händen; die Mißbräuche der königlichen Autorität waren nicht länger zu fürchten. Ein unabhängiger Rath regierte den König wie das Land.

Allein man hatte die Natur der zu Stande gebrachten Umwälzung verkannt: sie hatte die Gewalt nicht begränzt, sondern übertragen; dem Könige nicht Gegner, sondern Nachfolger gegeben. Die vier und zwanzig Barone (eine Art von Constitutions-Ausschuß, dessen Auftrag vorübergehend war) blieben die Herren, ohne daß ihrer Herrschaft ein Ziel gesetzt, ohne daß eine Kraft fähig war, diese zu begränzen, oder sie selbst zur Entäußerung zu nöthigen. An ihrer Spitze stand Simon von Montfort, Graf von Leicester, ein verwegener Mann, dem es nicht an Geschick fehlte, die Völker in Unruhe zu bringen, der aber viel zu selbstisch war, um sich nur mit dem öffentlichen Vortheil zu befassen, und viel zu ehrgeizig, um sich mit der Vertheidigung seiner eigenen Rechte zu begnügen. Dazu kam ein heftiger, persönlicher Haß, wovon er gegen Heinrich belebt war. „Verräthern ist man nichts schuldig", hatte der König einige Jahre früher zu ihm gesagt, als er ihm seine Bestallung als Verwesers von Gascogne abgenommen.

„Den Verräthern!" — hatte Leicester ausgerufen — „da König von England, wahrlich, von diesem Tage an führt ihr den Königsnamen nicht mehr vergeblich, weil dies Wort euch nicht das Leben kostet!" Nach dem Parliament von Oxford war die Gelegenheit, Rache und Ehrgeiz zugleich zu befriedigen, für Leicester unwiderstehlich. Die Regierung der vier und zwanzig Barone war bald nur die Regierung des Grafen und seiner Faction. Anstatt die Mißbräuche des Königreichs abzustellen, beschäftigten sie sich nur damit, wie sie sich unter dem Schutz ihrer ephemeren Gewalt bereichern und die Dauer derselben verlängern wollten, um niemals darüber Rechnung legen zu dürfen. Nach vielen Bedrückungen Einzelner, trieb die Macht einer verführerischen Lage sie zu Maßregeln, von welchen das ganze Land beleidigt war. Sie nahmen den Sheriffs das Recht, Barone, die sich nicht in die Grafenhöfe begeben und den Assisen der Bezirksrichter beiwohnen wollten, mit Geld zu bestrafen; sie beschlossen zugleich, daß die Richter nur alle sieben Jahre ihre Bezirksreisen halten sollten. Fängt die Tyrannei an fühlbar zu werden, dann macht die Neuheit ihres Titels sie noch verhaßter. Im Jahre 1259 begab sich eine Deputation der englischen Ritters-Gemeine *) nach Westminster, und stellte dem Prinzen Eduard und dem Rathe vor, „daß der König sich gegenwärtig aller, ihm von den Baronen zu

*) Communitatis bachelariae Angliae (Parliam. hist. tom. I. pag. 63.) Es scheint mir außer allen Zweifel zu liegen, daß bachelariae hier so viel bedeutet, als Klasse der Ritterschaft.

Oxford aufgelegten Verbindlichkeiten erledigt hätte, daß aber die Barone ihrerseits nichts für das öffentliche Wohl gethan hätten, sich nur mit ihrem persönlichen Vortheile beschäftigten, und die Angelegenheiten des Königs immer ärger werden ließen.„ Die Deputirten fügten hinzu, „daß, wenn die Barone, ihrem Versprechen gemäß, nicht den Zustand des Königreichs sogleich reformirten, man auf ein anderes Mittel zu gleichem Zwecke Bedacht nehmen müsse." Der Prinz Eduard, mit welchem dieser Schritt unstreitig verabredet war, antwortete den Deputirten; „er habe zwar den Eid von Oxford gegen seinen Willen geleistet, allein er sei entschlossen, ihn zu halten, und sein Leben im Dienst der englischen Gemeinen zu wagen;" und dann, sich gegen die Barone wendend, erklärte er ihnen, „daß wenn sie ihre Verheißungen nicht ohne Verzug erfüllten, er sich auf Leben und Tod mit der Gemeine des Landes vereinigen, und sie wohl dazu zwingen wollte. Die Barone begriffen, daß sie nachgeben mußten, und machten endlich unter der Benennung von provisiones baronum die Gesetze bekannt, welche sie für die Staats-Reform vorbereitet hatten *)

Allein diese Bekanntmachung setzte der Gewalt Leicesters und seiner Faction keine Gränze. Wenn viele Ritter und Freisassen der Grafschaften sich dem Könige wieder zu nähern begannen, so blieben andere den Urhebern der Oxforder Fürsehungen getreu, sei es wegen persönlicher Bande, sei es in der gerechten Furcht, daß

*) Parliament. hist. tom. I. pag. 64.

die ganze Frucht der angefangenen Reform verloren ge=
hen würde, wenn der König in den vollen Besitz seiner
Autorität zurückträte. Ganz offenbar war es die Klasse
der Freisassen, welche der einen oder der anderen Par=
thei den Sieg verschaffen mußte. Auch bemühten sich
beide gleich sehr um ihre Gunst. Ein writ von Hein=
rich dem Dritten, datirt vom 11. September 1262,
sagt uns, daß Leicester aus jeder Graffschaft drei Rit=
ter nach St. Albans, wo er damals mit dem Ausschusse
der Barone residirte, zu sich berufen hatte; und der Kö=
nig befiehlt den Sheriffs, ihm selbst diese Ritter nach
Windsor zu schicken, wo er sich aufhält. Der Bürger=
krieg hatte wieder mit ungemeiner Wuth begonnen, und
die Nation theilte sich zwischen der Aristokratie und dem
Königthume.

Inmitten dieser Zwietracht glaubte Heinrich, der
sich von dem zu Oxford geleisteten Eide sehr gedrückt
fühlte, daß er viel gewinnen würde, wenn er sich da=
von lossprechen ließe. Dem Gebrauch der Zeit gemäß,
wendete er sich an den Pabst, und indem dieser ihm
willfahrte, sprach er zugleich alle Diejenigen vom Eide
los, die ihn nicht um diese Gunst gebeten hatten, d. h.
die Barone selbst; „dieweil, sagte er, durch diese voll=
ständige Vernichtung dessen, was vorgegangen ist, man
von beiden Seiten weit leichter zu einem Vergleich kom=
men wird."

Der König, welcher ohne Zweifel das Vertrauen
des Pabstes theilte, rief sogleich ein Parliament zusam=
men. Es vereinigte sich zu Westminster den 12. Juni
1262. Nichts belehrt uns darüber, ob die Ritter der

Grafschaft dazu eingeladen waren oder nicht. Ich bin geneigt zu glauben, daß nur die Barone sich einfanden. „Wir haben uns Beide, sagte der König, von unserem Eifer fortreißen lassen, als wir die Oxforder Fürsehungen beschlossen haben; da nun der Pabst Euch, so wie Mich, von dem bei dieser Gelegenheit geleisteten Eide losgesprochen hat, so hoffe ich, daß ihr diese Lossprechung benutzen werdet, und daß alles wieder in das alte Geleise kommen wird" — „Daraus kann nichts werden, erwiederten die Barone; wir sind entschlossen, den von uns beschwornen Fürsehungen bis zum Tode anzuhangen: denn wir betrachten sie als gleichnothwendig für das Wohl des Königs und des Königreichs." Ein heftiger Bruch schien nicht ausbleiben zu können. Doch die Bischöfe schlugen sich ins Mittel, und erhielten von beiden Partheien, daß sie sich dem Ausspruche des heiligen Ludwig unterwarfen.

Dies Urtheil wurde den 23. Januar 1264 in einer Versammlung französischer Barone, und in Gegenwart des Königs von England und Peters von Montfort, Sohnes des Grafen von Leicester, zu Amiens feierlich ausgesprochen. Die meisten Geschichtschreiber haben die Unpartheilichkeit desselben gerühmt; und ganz gewiß hatte der heilige Ludwig die Absicht, unpartheiisch zu Werke zu gehen. Allein seine Gerechtigkeit war das unbedingte Verderben der Barone. Er vernichtete die Oxforder Fürsehungen und alle Urkunden, welche daher stammten; verordnete, daß Heinrich in den Besitz seiner festen Schlösser, so wie in das Recht, alle seine Beamten zu ernennen, zurücktreten solle; und cassirte das Verbot,

nach welchem kein Fremdling in den Rath des Königs aufgenommen werden, wie auch das Decret, nach welchem sie England verlassen sollten. Eine allgemeine Amnestie, und die Aufrechthaltung aller Charten und Freiheiten, welche England vor dem Bürgerkriege besaß, waren die einzigen, den Baronen günstigen Zugeständnisse *).

Sie konnten sich nicht dabei beruhigen; denn sie erhielten dadurch nur die Bürgschaften, die ihnen nicht zugereicht hatten. Auch weigerten sie sich der Unterwerfung. „Weil die Charta des Königs Johann nicht abgeschafft ist, sagte Leicester: so müssen wir die Oxforder Fürsehungen aufrecht erhalten; denn diese Charte ist die Grundlage derselben.“ Der Bürgerkrieg brach mit neuer Wuth aus.

Man hat Grund zu glauben, daß die meisten Ritter und Freisassen damals die Meinung der Barone theilten; denn Heinrich war nicht im Stande, Widerstand zu leisten. Den 14. Mai 1264 in der Schlacht bei Lewes in der Grafschaft Sussex besiegt, fiel er, wie der Prinz Eduard in die Hände Leicesters, der zum zweitenmal Gebieter des Königs und des Königreichs wurde. Ein Vertrag verordnete, daß in einem nahen Parliament alles geregelt werden sollte.

Dies Parliament versammelte sich gegen Ende des Monats Juni. Auf Leicesters Anordnungen unter den Namen des Königs, sendete jede Grafschaft vier Ritter. Das einzige wichtige Ergebniß der Sitzung war die Bil-

*) Rymer Acta publica. tom. I. pag. 776.

bung eines neuen königlichen Rathes, zusammengesetzt aus neun Gliedern, und bestimmt, Leicesters Herrschaft zu befestigen.

Er übte sie auf die willkührlichste und hochmüthigste Weise aus. Unter der Benennung von Erhaltern des Friedens stellte er im ganzen Königreich Beamte an, welche mit der willkürlichsten Macht bekleidet waren; er maßte sich die Güter der achtzehn Barone an, welche den König gefolgt waren, und behandelte nach und nach selbst die Barone seiner Parthei eben so schlimm, wie die Besiegten. Hier beginnt eine neue Phase dieses großen Kampfes. Sie war von kurzer Dauer, und ist eben deswegen von den Geschichtschreibern wenig bemerkt worden; allein sie ist von starkem Einfluß auf das Schicksal der englischen Regierung gewesen.

Leicester hatte bis jetzt an der Spitze der Aristokratie gestanden: die Sache der Barone hatte er vertheidigt, unter ihrem Beistande alles ausgerichtet. Seine ersten Ausschweifungen, so wie die des Ausschusses der Vier und zwanzig hatten zwar einige Barone und einen Theil der Freisassen zu dem Könige zurückgeführt; indeß der Sieg bei Lewes war noch ein Sieg der aristokratischen Verbündung: er vertheidigte die Oxforder Fürsehungen als ihr Werk und ihre Bürgschaft. Allein nach diesem Siege vergaß Leicester, daß er das Werkzeug fremder Interessen und der Depositär der Kräfte einer öffentlichen Verbündung war. Verblendet und bestochen von dem Besitz einer beinahe ebenso unbegränzten, als unerwarteten Gewalt, bildete er sich ein, für sich

sich allein gesiegt zu haben. Als die Barone, die seine Verbündeten waren, ihren Antheil an dem Lösegelde der in der Schlacht bei Lewes gemachten Gefangenen von ihm forderten, war seine Antwort: „Wie! ihr schätzt euch nicht glücklich, daß ich euch von den Verurtheilungen und Confiscationen gerettet habe, die euch bedrohten?“ Auf diese Weise suchte er sich die Reichthümer der besiegten eben so anzueignen, als die königliche Autorität.

Ein solches Verfahren mußte in der Coalition der Barone dieselbe Wirkung hervorbringen, welche die Fehlgriffe dieser Coalition in der Nation hervorgebracht hatten. Viele Freisassen waren von den Baronen abgefallen, als sie diese nur mit sich selbst beschäftigt gesehen hatten. Jetzt fielen mehrere Barone von Leicester ab, als seine Selbstsucht am Tage lag und ihnen gefährlich wurde. Die Vereinzelung, die ihm nahe bevorstand, ahnend, unternahm es dieser kühne und fruchtbare Geist, eine anderweitige Stütze zu suchen, und dieselben Erfolge, die er im Namen der Aristokratie errungen hatte, gegen dieselbe zu wenden.

„Er beschloß, sagt der Chronikenschreiber Wykes, die Großen zu demüthigen, ihre Macht zu zerstören, die Hörner dieser Stolzen zu zerbrechen: alles in der Hoffnung, daß, wenn er die Vornehmsten des Landes entnervt hätte, es ihm um so leichter werden würde, die große Masse des Volks zu unterjochen und zu beherrschen“ *).

Die Zusammensetzung des Parliaments, das er

*) Report of the Lords committees etc. pag. 151.

durch die writs vom 14. und 24. December. 1264 berief, verräth diese Absicht auf eine unverkennbare Weise.

Hundert und zwanzig Geistliche, von welchen mehrere gar nicht unmittelbare Vasallen des Königs waren, wurden in dies Parliament gerufen; denn Leicester hatte sich immer sorgfältig die Gunst der Geistlichkeit bewahrt.

Nur drei und zwanzig Grafen oder weltliche Barone erhielten Berufungsschreiben. Bei weitem mehr würden berechtigt gewesen seyn, Sitz und Stimme zu haben; auch waren bei weitem mehr in früheren Parliamenten erschienen. Allein Leicester entfernte beinahe alle, denen er mißtraute.

Die Sheriffs erhielten den Befehl, in jeder Grafschaft zwei Ritter wählen zu lassen, die sich ins Parliament begeben sollten.

Endlich — und dies war die große Neuerung — wurden Briefe an die Bürger Londons, Yorks, Lincolns, der fünf Häfen Dower, Sandwich, Romney, Hastings und Hythe, und der vornehmsten Städte und Burgen Englands gesendet, worin sie aufgefordert waren, gleichfalls zwei Bürger zu wählen, und ins nahe Parliament zu schicken.

Dies ist die erste allgemeine Erscheinung von Abgeordneten der Städte und Burgen in der National-Versammlung.

Sie hatten, um in dieselbe zu gelangen, nicht, wie die Abgeordneten der Grafschaft, einen Titel und einen Stützpunkt im Feudal-Recht. Gezeigt habe ich, wie die Wahl von zwei, drei oder vier Rittern durch die Freisassen der

Grafschaften entstanden war aus dem ursprünglichen Rechte aller unmittelbaren Vasallen, in die Steuer zu willigen, in dem Hofe des Königs Sitz und Stimme zu haben, und Theil an seiner Regierung zu nehmen. Kein ähnliches Vorrecht gehörte den Bürgern der Städte. Vor der Eroberung der Normannen waren mehrere reich, bevölkert, wichtig; man sieht ihre Bewohner an den Begebenheiten des Landes Theil nehmen: unter Ethelred dem Zweiten wohnten die Bürger von Canterbury dem Gerichtshofe der Grafschaft bei, und die Bürger Londons wirkten mit zur Wahl mehrerer Könige. Indeß ist es beinahe gewiß, daß die Städte niemals Abgeordnete in das sächsische Wittenagemot schickten; ihre Rechte beschränkten sich auf den Umfang ihrer Mauern, und wenn sie sich mit den öffentlichen Angelegenheiten befaßten, so geschahe es auf eine zufällige und unregelmäßige Weise, ohne daß irgend eine Institution, irgend eine bleibende Gewohnheit, ihnen einen Platz in der Central-Regierung anwies.

Nach der Eroberung war der Verfall der Städte groß. Der Handel, diese Quelle ihrer Reichthümer, war mehr als jede andere, durch die Unordnung und Unterdrückung versiegt. In kurzer Zeit sahe man York von 1607 Häusern auf 967, Oxford von 721 auf 243, Chester von 487 auf 282, Derby von 243 auf 140 herabsinken. Mit dem Verlust ihrer Wichtigkeit hing der Verlust ihrer Rechte zusammen, und der Gebieter in dessen Domän sie lagen, mochte es der König seyn oder ein Anderer, verfügte unbeschränkt über die Güter und das Schicksal ihrer Bewohner.

Seit der Regierung Heinrichs des Ersten erhoben sie sich allmählig wieder. Die Stadt London erhielt von diesem Fürsten ihre erste Charte, und einige Artikel derselben beweisen, daß sie nicht alle ihre alten Freiheiten verloren hatte. Unter Heinrich dem Zweiten, einem Fürsten, der auf Wiederherstellung der Ordnung bedacht war, wurden die Fortschritte der Städte beträchtlicher. In einigen erwarben die Einwohner von ihrem Herrn das Eigenthum des Bodens, den sie einnahmen, und kauften sich, vermöge einer bestimmten Abgabe, von den einzelnen Tributen los, die er ihnen auflegte. Sie bildeten sich damals zu einer Corporation aus, erhielten bisweilen eine Charte und traten in den Besitz der Municipal-Regierung. Von Johanns Regierung an wurden diese Charten häufiger bewilligt.

Indeß behielt der Herr (König oder Baron) das Recht, den Städten seiner Domänen nach Gutbefinden Steuern aufzulegen. Einige derselben wurden bald so wichtig, daß dieses Recht, obgleich willkürlich dem Prinzipe nach, es in der Anwendung weniger war; man mußte mit ihnen unterhandeln, wenn sie stark genug waren, um sich vertheidigen zu können. Geld erhielt man von ihnen, wenn man ihnen Vorrechte ertheilte, und, auch ohne Bewilligung derselben wurde die Auflage sehr oft ein Gegenstand der Erörterung zwischen den Herren und den Bewohnern. Am häufigsten geschahe dies in den zu dem Domän des Königs gehörigen Städten, welche reicher und stärker waren, als die übrigen. Unter Heinrich I. und Heinrich II. sieht man die Sheriffs dem Könige Rechnung legen von dem Donum, das sie theils

von den Rittern und Freisassen der Grafschaft, theils von den Städten und Burgen erhalten haben *). Man hat writs von Eduard dem Ersten, worin er der Stadt London für ihre Freigebigkeit dankt, und Comissarien bestellt, welche von den übrigen Städten und Burgen seiner Domänen gleiche Hülfe verlangen sollen **). Gewöhnlich gebrauchte der König seine Bezirksrichter zu Unterhandlungen dieser Art; und diese unterhandelten mit den Städten, die eines Widerstandes fähig waren, indeß sie diejenigen, von denen sie nichts zu befürchten hatten, willkührlich belasteten.

Allein, wenn dieses Verfahren den Städten einige Bürgschaften gewährte, so mußte es die Zulassung ihrer Abgeordneten in die allgemeine Volksversammlung verhindern. Es war unmöglich, mit den, auf dem Lande zerstreuten Freisassen in Steuersachen einzeln zu unterhandeln; man mußte sie nothwendig vereinigen, und von ihrem Zusammentritt in dem Hofe der Grafschaft, bis zur Sendung ihrer Abgeordneten ins Parliament, war der Uebergang natürlich. Die Städte dagegen waren, so zu sagen bleibende, unentsetzbare, sich gegenseitig fremde Versammlungen, welche die Beamten des Königs aufsuchen mußten, um sie einzeln anzugreifen, oder mit ihnen zu unterhandeln. Einige derselben, unter andern London und die fünf Hafenstädte, hätten bedeutend genug werden können, damit ihre Bewohner, heraustretend aus dem Kreise der Municipalität, den Titel von Edlen

*) Edinburgh Review No. 69. pag. 30.

**) Madox, History of the Exchequer, tom. I. pag. 69.

und selbst von Baronen erwürben und bisweilen in dem großen National-Rathe erschienen; allein aus diesen zufälligen und besonderen Thatsachen floß kein allgemeines Prinzip, kein beständiger Gebrauch. Die Einführung der Deputirten der Grafschaft in das Parliament, stammte von einem Rechte, nämlich von dem der unmittelbaren Kron-Vasallen, her, und hatte nothwendig einen Charakter der Allgemeinheit. Die der Städte-Deputirten hingegen knüpfte sich an kein altes Recht, war jedem Prinzip des Lehn-Systems entgegen, und konnte nur theilweise und allmählig Statt haben, je nachdem die Wichtigkeit einer Stadt sie in den Stand setzte, ein **Privilegium** zu erwerben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Staatsschulden und deren Tilgung durch einen sinkenden Fond.

(Fortsetzung.)

Nicht nur würde, demzufolge, das System, die außerordentlichen Kriegskosten im Laufe des Jahres durch erhöhete Steuern zu decken, ein Mittel seyn, im Ganzen sparsamer zu werden, und dem Einzelnen Veranlassung geben, seinen Antheil durch größere Anstrengungen von der einen Seite, und durch Einschränkung seiner Ausgaben von der andern, zu ersetzen: sondern es würde auch, wenn die jährlichen Lasten eines Krieges recht fühlbar werden, uns abhalten, muthwilligerweise Kriege zu unternehmen, und, in sofern wir einmal darin verwickelt sind, uns veranlassen, auf vernünftige Bedingungen Friede zu machen. Einem Volke, das sich gewöhnt hat, seine Kriegskosten jährlich zu zahlen, kann der Friede nur Heil und Segen bringen. Von dem Augenblick an, wo außerordentliche Anstrengungen nicht mehr nöthig sind, werden Auflagen, die zur Dekkung derselben bestimmt sind, von selbst aufhören. Die Preise aller Dinge werden natürlicherweise in ihr altes Gleichgewicht kommen, und die Industrie, von allen Kriegslasten befreit, wird mit verdoppelter Kraft hervortreten. Hätten wir zu allen Zeiten nach diesen Grundsätzen gehandelt: so würden in diesem Augenblick unsere Steuern kaum 5 oder 6 Millionen, oder ein

Geringes mehr betragen, als unsere jetzige Einnahmen Unkosten verursachen, während wir zu derselben Zeit mehrere hundert Millionen Capital mehr besäßen, als wir jetzt besitzen. Dadurch würden wir auch ungemein volkreicher und mächtiger seyn, als wir jetzt sind, und in Folge dessen nicht nur im Stande seyn, jeden Anfall, der auf unsere Freiheit und Unabhängigkeit gemacht würde, mit Kraft zurückzuschlagen, sondern auch mit mehr Kraft die Freiheit anderer Völker vertheidigen können.

Die Einwendungen, die gegen erhöhete Steuern Behufs der jährlichen Deckung der Kriegskosten gemacht werden, so sehr sie auch Beifall erhalten, scheinen uns auch nicht das mindeste Gewicht zu haben. Man sagt: erstlich, daß ein unmittelbares Aufbringen der jährlichen Kriegskosten durch außerordentliche Steuern in vielen Fällen unmöglich sei; und zweitens, daß, bei der Kostbarkeit der Kriege neuerer Zeiten, Anleihen, durch welche die Last auch mit über die Nachkommen vertheilt wird, höchst nothwendig sind. Nun aber, giebt es keinen schlagenderen Beweis gegen die Behauptung der Unmöglichkeit, als der ist, der da zeigt, daß es wirklich geschehen sei. Bevor wir zum Schluß kommen, werden wir unsern Lesern zeigen, daß die Summen, die wir wirklich durch Steuern während eines so greulichen und verwüstenden Krieges, als der von 1793 bis 1816 war, aufgebracht haben, in der That nur um ein Geringes gegen die bedeutenden Kriegskosten zurückstehen, und daß wir unsere National-Schuld nur deswegen um mehr als sechs hundert Millionen vermehrt haben,

weil wir uns nicht anstrengen wollten, in 23 Jahren nur noch hundert Millionen mehr an Steuern zu fordern.

Die Unmöglichkeit also, die Kriegskosten durch jährliche außerordentliche Steuern zu decken, kann mit Grund nicht behauptet werden, und der Einwurf muß sich darauf beschränken, daß es für Manufacturisten und Landwirthe, die im Allgemeinen über baares Geld nicht augenblicklich und nicht so leicht disponiren können, nachtheilig seyn würde, wenn es zu diesem Zweck von ihnen gefordert werden sollte. Für einen Manufacturisten, dessen Antheil zu den Kriegskosten auf 1000 Lst. angenommen, und bei dem vorausgesetzt wird, daß er diese Summe weder in seinen übrigen Ausgaben ersparen, noch seinem Geschäfte ohne Nachtheil entziehen kann, ist, so behauptet man, das System der fundirten Schulden von großem Vortheil, weil es ihm der Nothwendigkeit überhebt, den ganzen Beitrag auf Einem Male zu zahlen; und, während es ihm nur den Belauf der Zinsen von diesem Beitrag jährlich hinwegnimmt, erhält es ihn in den Zustand, sein Geschäft ohne Unterbrechung und Nachtheil fortzusetzen. Allein, die oberflächlichste Betrachtung ist hinreichend, um Jeden zu überzeugen, daß der ganze Vortheil nur dem Scheine und dem Namen nach vorhanden ist. Auf welche Weise überhebt denn das Staatsschulden-System den Fabrikherrn, die von ihm geforderten 1000 Lst. aufzubringen? Doch nur dadurch, daß die Regierung ihre Agenten auf den Geldmarkt schickt, um auf seine Rechnung und gegen Zinsen, die Er jährlich zahlen muß, diese

1000 Pf. zu borgen. Wäre dieser Gebrauch nicht eingeführt, so würde der Fabrikherr selbst auf den Markt gegangen seyn, und diese 1000 Pf. geborgt haben. Daß immer eine Anzahl Capitalisten vorhanden sei, die geneigt ist, Capital an Privaten zu leihen, erhält durch die Leichtigkeit, mit der der Staat von ihnen borgen kann, völlige Gewißheit. Lasset daher diesen großen Borger sich vom Geldmarkte entfernen, so werden alle einzelnen Borger vollkommen das, was sie bedürfen, erhalten können. „Weise Einrichtungen und gute Gesetze werden diesen Einzelnen alle Erleichterung bei diesem Geschäft verschaffen. Bei einer Anleihe giebt A. das Geld an B. Dieser zahlt die jährlichen Zinsen, und Alles bleibt, wie es vorher war. In dem Fall einer Privat-Anleihe Behufs der Bezahlung der Kriegssteuer, würde derselbe Fall eintreten; jetzt besteht aber der Unterschied darin, daß anstatt an A. unmittelbar die Zinsen zu entrichten, B. sie an den Staat zahlt und letzterer sie an A. entrichtet *).“

Aber, das ist noch nicht alles. Wenn der Einzelne auf den Geldmarkt geht, um zu borgen, so wird er Geld zu vortheilhafteren Bedingungen erhalten, als irgend ein Beamter oder Agent des Staats es erhalten kann. Geld herbeizuschaffen — quocunque modo rem, ist das Ziel eines solchen Agenten, während das Ziel des Andern ist, nicht sowohl es herbeizuschaffen, als es auf die wohlfeilste Weise herbeizuschaffen. Das erstere er-

---

*) Ricardo. Supp. zur Encycl. Britannica. Art. Funding System.

fordert überdem kostbare Anstalten. Anstalten, um die Zinsen einzusammeln, oder die Steuern, von welchen die Zinsen jährlich gezahlt werden sollen, kosten diesem Lande jährlich mehrere Millionen; diese aber würden bis auf den letzten Groschen erspart werden können, wenn der außerordentliche Bedarf des Krieges jährlich durch erhöhete Steuern gedeckt würde. Aus jedem Gesichtspunkt angesehen, ist demnach der Einwurf grundlos. Es ist nicht zu läugnen, daß für Individuen, die Geld borgen müssen, um ihren Beitrag zu den Kriegskosten zu zahlen, es unendlich vortheilhafter sei, selbst es zu borgen, als die Schatzkammer es für ihre Rechnung borgen zu lassen.

Ein jedes plötzliche und bedeutende Erhöhen der Abgaben von Gegenständen des Luxus, würde den Verbrauch dieser Gegenstände vermindern, und die Einnahme davon würde verhältnißmäßig geringe seyn, und nicht ausreichen. Daher ist es nothwendig, bei dem System, die Kriegskosten durch Steuern zu decken, letztere auf Gegenstände des unmittelbaren Bedürfnisses zu legen, oder geradezu von dem jährlichen Einkommen eines jeden Einzelnen zu fordern. Allein hiergegen wird eingewendet, daß, wenn die Abgaben auf Gegenstände des nothwendigsten Bedürfnisses gelegt werden, der Preis der letzteren nothwendig verhältnißmäßig steigen müsse, wodurch die Last größtentheils auf die arbeitende Klasse gelegt würde, die am wenigsten vermögend ist, sie zu tragen. Sollte, andererseits das Einkommen der Einzelnen besteuert werden, so würde es besonders für Leute, die entweder von einer bestimmten Jahrrente, oder

von der Ausübung ihrer Wissenschaft leben, höchst lästig werden. Wir können nicht zugeben, daß diese Einwürfe gegründeter seyen, als die vorhergegangenen.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß eine Abgabe von Gegenständen des unmittelbaren nothwendigen Bedürfnisses, den Arbeiter schwerer, als jeden andern, treffe. Der Lohn des Arbeiters wird im Verhältniß der ihm auferlegten Steuer so hoch steigen, daß sein früherer Zustand keiner merklichen Veränderung unterworfen seyn wird. Der Betrag der Steuer kommt in die Hände des Staats, der dadurch größere Mittel in Händen hat, Arbeit, oder Erzeugnisse der Arbeit, damit zu bezahlen. Was also von dem Arbeiter auf diesem Wege genommen wird, kommt wieder in seine Hände, durch den vermehrten Bedarf, den der Staat oder seine Agenten an Arbeit haben; und deswegen wird auch der Lohn um so höher seyn. Die Steuer würde demnach nur auf den Gewinn fallen, und aller Nachtheil, den der Arbeiter davon hätte, würde nur der seyn, daß sie seinen Gewinn schmälert, und das Anhäufen desselben verhindert; allein da ein solcher Nachtheil langer Zeit bedarf, um empfunden zu werden: so ist es wahrscheinlich, daß der Krieg beendigt und die Steuer zurückgenommen seyn wird, ehe der Nachtheil davon als wirklich drückend empfunden wird. Wohingegen bei Abgaben zur Verzinsung und Abtragung der öffentlichen Schuld, diese mit dem Eintritte des Friedens nicht zurückgenommen werden können, und der Arbeiter, ohne Mittel und Hoffnung, ihrer überhoben zu seyn, stets allen Nachtheilen ausgesetzt bleibt, die aus dem vermin-

derten Gewinn aus vermindertem Capital und nothwendig aus der Abnahme der Nachfrage nach Gegenständen seiner Arbeit und Betriebsamkeit hervorgehen, und nach aller Wahrscheinlichkeit von langer Dauer seyn müssen.

Eben so wenig ist der Einwurf gegründet, daß eine solche Steuer die Classe derjenigen, die von der Ausübung ihrer Wissenschaften leben, auf das härteste angreife. Es ist, wir wollen es zugeben, ein großer Schein von Wahrheit in der Behauptung, daß es eine drückende Ungerechtigkeit sei, denselben Abzug an dem Einkommen eines Rechtsgelehrten oder eines Arztes, von dessen Anstrengung seine ganze Familie abhängt, wie an dem Einkommen eines Gutsherrn oder eines Capitalisten zu machen. Allein, wenn bewiesen werden kann, daß der Zustand Derer, die von ihrem wissenschaftlichen Beruf leben, durch jede Besteuerung des Einkommens des Gutsherrn oder des Capitalisten, in dem Verhältniß angegriffen wird, als wenn sie auch ihr Einkommen unmittelbar betroffen hätte: so muß auch dieser Einwurf fallen, und es kann bei einer allgemeinen, alle Klassen der Gesellschaft umfassenden Steuer, nicht mehr die Rede von Druck und Ungerechtigkeit seyn. Ein solches aber zu beweisen, wollen wir jetzt unternehmen.

Das Einkommen Derer, die von ihrem wissenschaftlichen Beruf leben, hängt theils von den Auslagen ab, die die Bildung zu diesem Berufe verursacht hat, theils von den Gewohnheiten und Gebräuchen der Gesellschaft, und dem Stande, den sie in derselben einnehmen. Ist

ihr Einkommen nur ein Ersatz der Auslagen, die ihre Bildung gekostet hat, so ist es ein Leichtes einzusehen, daß dauernde Abgaben von ihnen nicht gefordert werden können. Sobald diese von ihnen gefordert werden, ist dasjenige, das ihnen übrig bleibt, nicht mehr zum Ersatz jener hinreichend; die Folge davon aber wird seyn, daß junge Leute sich diesem Beruf nicht mehr widmen werden, und daß ein Theil der in ihrem Beruf Lebenden, einen mächtigen Beweggrund haben wird, diesen zu verlassen, und diese doppelte Abneigung wird nicht eher aufhören, als bis das Einkommen der darin Beharrenden sich um so viel vermehrt, als die Abgabe oder die Steuer davon hinwegnimmt. Es ist diesemnach klar, daß kein dauernder Nachtheil für Diejenigen entstehen kann, deren Einnahme zu dem Verhältniß, das ihre Bildung gekostet hat, und das durch die Steuer verrückt worden ist, wieder hergestellt wird. Man könnte aber glauben, daß die Wirkung der Steuer auf Diejenigen, deren Einkommen dem Stande, den sie in der Gesellschaft einnehmen, angemessen seyn muß, verschieden seyn müsse. Allein auch hierin ist, der Thatsache nach, kein Unterschied. Diese Leute bleiben stets in einer gewissen Beziehung zu Denen, unter welchen und mit welchen sie leben. So wie der Stand des Gutsherrn sich verbessert oder verschlimmert, so ist es gänzlich unmöglich, daß der Zustand Derjenigen, die von ihrem wissenschaftlichen Berufe leben, sich unverändert erhalte. Ihr Interesse ist so sehr an das der anderen Klassen gebunden, daß sie nothwendig mit ihnen steigen oder sinken müssen. Wir wollen, um diesen Grundsatz

durch ein Beispiel zu erläutern, annehmen, die Abgabe werde nur von Gutsherren und Capitalisten gefordert, die von ihrem wissenschaftlichen Beruf Lebenden machten eine Ausnahme und blieben davon befreit. Es ist offenbar, daß eine solche Ausnahme die früheren gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Klassen der Gesellschaft gänzlich aufheben muß. Der Stand, der von seinem wissenschaftlichen Berufe lebt, verglichen mit dem des Gutsherrn, des Pachters, des Kaufmanns, des Fabrikherrn, wird sich verbessern; allein, diese Verbesserung wird von kurzer Dauer seyn. Denn, der Reiz, Steuer und Abgabe frei zu seyn, wird eine solche Anzahl junger Leute herbeilocken, sich dem wissenschaftlichen Berufe zu widmen, daß dadurch eine Concurrenz entsteht, die nothwendig das Einkommen dieser Leute, den Lohn für ihre Arbeit, so weit herunterbringt, daß dadurch die Vortheile der Steuerfreiheit aufgewogen seyn werden, und alles sich bald ausgleicht.

Man könnte jedoch hiergegen noch einwenden, daß, obwohl es nicht ungerecht seyn möchte, von dem, dem wissenschaftlichen Berufe sich widmenden Stande, Abgaben in demselben Verhältniß, wie vom Capitalisten, zu fordern, gleichwohl, wenn solche permanent sind, ihnen Unrecht geschehe, wenn sie Abgaben und Steuern, die nur von kurzer Dauer sind, zahlen sollen, weil nämlich in einem solchen Falle die Zeit zu kurz sei, die eine Ausgleichung, wie die von uns erwähnte, erfodert. Allein auch dieser Einwurf ist nicht haltbar. Kriege sind Unglücksfälle, denen Niemand sich entziehen kann. Wenn es einmal festgesetzt ist, daß der Bedarf an Geld,

den sie verursachen, durch jährliche Steuern gedeckt werden soll, so wird auch dieser Stand den Fall in seine Berechnung mit aufnehmen, und im Ganzen wird er sein Einkommen danach einrichten. Auf alle Fälle, da, wo eine Steuer vom Einkommen die gewöhnliche Haupteinnahme des Landes ausmacht, oder da, wo sie für außerordentliche Zeiten und Fälle gefordert wird, kann dieser Stand sich derselben nicht entziehen. Ausnahmen oder Abzüge zu gestatten, würde nur dazu dienen, eine Ungleichheit ins Steuer-System zu bringen, die Einnahme zu erschweren, ohne jedoch ihm einen Vortheil zu verschaffen. Erlaubt man ihm, Abzüge zu machen, so werden seine Gebühren sich vermindern; muß er aber gleich anderen zahlen, so werden dieselben steigen, so daß er in jedem Falle seinen Stand wird behaupten, und seine Beziehungen zur Gesellschaft erhalten können.

Die einzige Klasse der ein Abzug gestattet werden muß, wenn eine Steuer vom jährlichen Einkommen Statt findet, ist diejenige, deren Einkommen bestimmt und beschränkt ist, und in ausgehenden Jahrrenten (terminable annuities) besteht. Es ist begreiflich, daß eine solche Steuer sie stärker drücken müsse, als den Gutsherrn und den Capitalisten, deren Einnahmequelle unerschöpflich ist; ja sie noch stärker drücken müsse, als den von seinem wissenschaftlichen Berufe lebenden Stand, dessen Einnahme zuletzt doch in ein gewisses Gleichgewicht kommen muß. Daher ist es nothwendig, entweder zu vermeiden, daß ihr eine Last aufgelegt werde, die sie nicht tragen kann, oder ihr Abzüge zu gestatten, damit sie in

in ihrem Verhältniß und in ihren Beziehungen zur Gesellschaft sich erhalte.

Zwei beträchtliche Vortheile werden immer geerndtet werden können, wenn die jährlichen Staatsausgaben durch eine Abgabe vom Einkommen, an der Stelle der Abgaben von Gegenständen des nothwendigsten Bedürfnisses oder des Luxus, gedeckt werden. Der erste ist die größere Gleichheit dieser Steuer für alle Klassen der Gesellschaft. Steuern letzter Art müssen immerfort diejenigen drücken, die eine bedeutende Familie haben, oder deren Stand und Verhältnisse bedeutende Ausgaben verursachen, während der reiche Geizhals und derjenige, der keine bedeutende Familie zu ernähren hat, frei ausgeht. Man hat, um einer solchen Ungleichheit zu entgehen, vorgeschlagen, einen Unterschied bei der Bestimmung dieser Abgaben zu machen, nach Verhältniß derjenigen, die solcher Gegenstände mehr oder minder bedürfen, und von denjenigen, die viele Kinder haben, eine andere Abgabe, und von denen, die keine oder nur wenige haben, wiederum eine andere zu fordern! Allein die außerordentliche Zusammengesetztheit eines solchen Steuerschemas, und die Leichtigkeit, womit jede Art des Ausweichens und des Betruges zugelassen wird, wird zu jeder Zeit die Unbrauchbarkeit desselben zeigen. Unbrauchbar würde es seyn, weil eine Verminderung der Steuer zu Gunsten der mit Familie Begabten zur Ermunterung der Ehen dienen würde, die, wenn sie auch nicht gehemmt werden dürfen, auf keine Weise Ermunterungen nöthig haben; ungerecht würde sie überdem seyn, indem eine Ausnahme zu Gunsten derjenigen,

die ein geringes Vermögen besitzen, eine schwerere Last auf die Vermögendern bringt, und das nicht zum Vortheil des Staates, sondern bloß zum Nutzen ihrer weniger begüterten Mitbürger. Solange demnach die Steuern von dem, was ein jeder verausgabt, genommen werden, so lange werden diejenigen, die viel ausgeben müssen, mehr zahlen, als sie nach Verhältniß ihres Einkommens zahlen sollten. Eine billig vertheilte Steuer vom Einkommen würde alle diese Fehler vermeiden, und alle Klassen würden gleichmäßig im Verhältniß ihres Einkommens die Unkosten eines Krieges decken *).

Der zweite Vortheil, den eine Abgabe vom Einkommen haben würde, besteht in der geringen Verrückung der über die Gesellschaft vertheilten Capitalien, und in den weniger schwankenden Preisen aller Dinge. Wenn eine Steuer von einem besonderen Gegenstande des Verbrauchs genommen wird, so suchen die Producenten den Vorrath davon zu vermindern, indem sie das zur Hervorbringung solcher Gegenstände erforderliche Capital,

*) Was unser Verf. hier von dem großen Vorzuge einer Einkommensteuer behauptet, möchten wir nicht als allgemein gültig und anwendbar aufstellen. Zeit- und Local-Verhältnisse dürften unzählige Modificationen nothwendig machen, bei welchen auch nur die Erfahrung zu Rathe gezogen werden dürfte. Die überwiegende Stimme, die letztere in Angelegenheiten des Steuerwesens haben muß, wird den theoretischen Streit über die beste Besteuerung immerfort zu einem müßigen machen. Franklin sagt irgendwo: „Sterben und Steuern zahlen muß Jedermann"; und diesemnach hätte menschliche Weisheit nur die Aufgabe zu lösen, das eine wie das andere so schmerzlos als möglich zu machen. A. d. U.

anderwärts anzulegen suchen. Eine verhältnißmäßig gleiche Abgabe vom jährlichen Einkommen kann nur die Wirkung einer Abgabe vom Vortheil oder Gewinn haben; und wenn der Gewinn überall mit einer gleichen Abgabe belegt wird, so wird Niemand es rathsam finden, sein Capital einem Gegenstande zu entziehen und es in einem anderen anzulegen, weßhalb auch die Producenten keine Interesse haben werden, den Preis der Gegenstände in die Höhe zu bringen. Bei einer verhältnißmäßigen Vertheilung wird Jeder bei seinem Geschäft beharren, und gerade als wenn gar keine Steuer vorhanden wäre, wird er das Geschäft vorziehen, das ihm den größten Vortheil bringt. Capital und Industrie bedürfen alsdann nicht durch künstliche Leitung geführt zu werden. Die Armee und die Staatsbeamten würden deswegen keinen erhöheten Sold bedürfen, weil die Preise der Dinge durch die darauf gelegten Abgaben in die Höhe gegangen sind, und am Ende des Krieges würde sich jeder Gegenstand in seiner eigenthümlichen Lage wieder finden; kein einziger würde künstlicher Mittel oder Leitungen bedürfen, und wir würden im Stande seyn, unmittelbar unsere natürlichen und unsere erworbenen Hülfsmittel auf das Höchste zu benutzen.

Herr von Gentz legt ein großes Gewicht in die Behauptung, daß es für den einzelnen viel leichter sei, die Zinsen der Staatsanleihen durch Anstrengungen und Ersparung zu ersetzen, als es für ihn seyn würde, seinen Antheil an den Kriegskosten jährlich aufzubringen, weil letzteres die produktiven Mittel angreife, und ihnen selbst die Kraft, die Zinsen zu ersetzen, entziehe.

Dieses heißt voraussetzen, daß der Einzelne, der sein Geld in seinem Geschäfte angelegt und kein müssiges liegen hat, nicht im Stande sei, dasjenige zu borgen, was er zum Abtrag seines Antheils an den Kriegskosten bedarf, was doch, wie wir gezeigt haben, vollkommen in seiner Macht steht. Ueberdem ist es ein Grundirrthum, anzunehmen, daß die Vorzüglichkeit des Systems, die Kriegskosten durch jährliche Steuern zu decken, von dem Umstand abhänge, daß die ganze Abgabe ersetzt werde. Jeder Krieg führt zur Verwüstung von Capital; die Frage kann demnach nur seyn, bei welchem System wird das Verwüstete am schnellsten wieder ersetzt? Nun ist es aber offenbar, wenn die Kriegskosten über Alle vertheilt und somit eine Schuld werden, die auf einem jeden Einzelnen lastet, so wird der Wunsch, sich derselben entledigt zu sehen, bei einem jeden so mächtig wirken, daß er alle Anstrengungen machen wird, um sie zu erwerben und zu ersparen, und in einem weit größeren Grade, als wenn er nur die jährlichen Zinsen zu ersetzen hätte. Die wahre Wirkung, die vermehrte Staatsausgaben auf den Wohlstand eines jeden einzelnen haben, würde alsdann erst recht gefühlt, das Trügerische des Anleihe-Systems erkannt werden. Jeder Einzelne würde einen klaren und bestimmten Beweggrund haben, sich anzustrengen, zu sparen, sein Vermögen und seinen Besitzstand ungeschmälert zu erhalten, und sich selbst von der Last zu befreien, die sein Antheil an den Kriegskosten ihm auferlegt hat. Bei dem Anleihesystem hingegen, wo das Eigenthum und die Betriebsamkeit Aller verpfändet ist, und jeder nur

auf die Masse der ganzen Schuld sieht, wird er sorglos über den eigentlichen Antheil, der von dieser Masse auf ihn kömmt, und eben so unbesorgt wegen Abzahlung des Ganzen, als wegen des Betrages der Zinsen, und deswegen glaubt er auch nicht nöthig zu haben, sich weiter anzustrengen.

Es ist eben so wenig Wahrheit in der Behauptung des Herrn von Gentz, daß ein Jeder es in seiner Macht habe, dasjenige, was von ihm als Beitrag zur Zahlung der Zinsen gefordert wird, durch Anstrengung und Ersparung zu ersetzen. Im Beginn des Systems fundirter Schulden mag dieses wohl der Fall seyn. Nachdem es aber seine Reife erlangt hat, nachdem eine schwere Schuldenlast über das ganze Land verbreitet ist, und tief in alle Lebensverhältnisse eingegriffen hat, wird es unmöglich, den Verlust der Zinsen durch Anstrengung und Sparsamkeit zu ersetzen. Hier giebt es kein Mittel mehr, der Zerstörung des Capitals und dem daraus hervorgehenden Verlust an Einkünften das Gleichgewicht halten; der Zerstörungsprozeß gehet unaufhaltsam fort. Schon im Beginn, zur Zeit, wo alle Nachtheile noch nicht ausgebildet sind, ist das Fundirungs-System trügerisch, verwüstend und verschwenderisch; aber wenn es in seiner vollen Ausbildung dasteht, dann zerstört es alle Produktiv-Mittel ohne irgend etwas zu geben, was sie wieder ersetzen könnte, weil es die Steuern in Friedenszeiten auf eine höchst drückende Höhe bringt, alle Triebfedern der Anstrengung daniederhält und deren Thätigkeit hemmt, den gewöhnlichen Gewinn verringert, zuletzt aber die Menschen be-

wegt, ihr Capital andern Ländern und Gegenden zuzuwenden, und auf diese Weise eine mächtig wirkende Ursache der National-Verarmung, des Unglücks und der Revolution wird.

Es ist fast unnöthig, den höchst sonderbaren Grundsatz, den Necker *) für das Fundirungs-System anführt, hier zu erwähnen. Er behauptet nämlich, daß, wenn eine Nation dasselbe angenommen habe, die andere es nothwendig als eine Art von Selbstvertheidigung annehmen müsse! Allein, wenn das Fundirungs-System, wie eswirkl ich thut, die National-Kräfte und ihre Quelle vermindert, so ist es offenbar, daß der Staat, der es nicht annimmt, oder, wenn er es angenommen hat, wieder aufgiebt, verhältnißmäßig seinen Zustand verbessern muß. Die Selbstvertheidigung würde demnach in der ganz entgegengesetzten Ausführung des von Herrn Necker angegebenen Mittels liegen.

Der Haufe Deklamatoren, der sich zu Gunsten des Fundirungs-Systems hören läßt, sagt uns oft, daß alles Unglück, das Hume und Adam Smith, **).

*) De l'administration des Finances. Tom. II. pag. 381.

**) Nicht nur in dem, bereits im Jahr 1752 zuerst erschienenen zweiten Theil seiner Essays, in welchem sich auch der von dem öffentlichen Credit befindet, sondern auch in der später erschienenen Geschichte von England, benutzte Hume jede Gelegenheit, um seinen Landsleuten die Gefahr des Staatsschuldenmachens recht eindringlich zu machen. Dasselbe that auch Adam Smith in seinen Untersuchungen über den National-Reichthum. Ueberhaupt giebt es in England keinen durch Patriotismus und Kenntnisse ruhmwürdigen Namen, der, vor oder nach diesen Männern, nicht die-

als aus demselben hervorgehend, vorausgesagt haben, nicht eingetroffen sei; daß seitdem bei einer zehnfach größern Nationalschuld, als diese Männer gekannt haben, der National-Wohlstand sich vermehrt habe, und daß, diesemnach, auch alle übrige Prophezeihungen nicht eintreffen werden. Allein, obgleich es wahr ist, daß die Nation seit 1752, wo Hume seinen Versuch über den öffentlichen Credit bekannt machte, bedeutende Fortschritte im Wohlstand gemacht hat, so ist dies dennoch kein Beweis, daß das Anleihe-System so unheilbringend nicht sei, als er es dargestellt hat. Weder Hume noch Smith haben gehörige Rücksicht auf die Wirkungen genommen, welche die Entdeckungen in der Mechanik für das Maschinenwesen und für sonstige verbesserte Methoden gehabt haben, um den bedeutenden Verlust, der aus dem Anleihe-System hervorgeht, einigermaßen zu ersetzen. Die Verschwendungen und Vergeudungen, die so sehr durch das Anleihe-System überhand genommen haben, sind also durch Dinge aufgewogen worden, die in gar keiner Verbindung, in gar keinem Zusammenhang mit demselben stehen; und sie würden Statt gefunden haben, wenn das System auch dem Namen nach un-

selbe Ansicht vom Staatsschuldenmachen gehabt hätte. Wie umständlich ein Mann wie Blackstone sich hierüber ausgesprochen, finden unsere Leser der bereits oben angeführten Stelle, in den Commentaries on Laws of the England. Theil 1. Seite 328. Warum die Prophezeihungen dieser Männer nicht buchstäblich eingetroffen sind, zeigt unser Verf. mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, und auf eine Weise, die über manches andere, in der englischen Administration Unerklärbare, Aufschluß giebt. A. d. U.

bekannt geblieben wäre. Wir reden von den Erstaunen erweckenden Erfindungen und Entdeckungen eines Watt, Arkwright, Crompton, Wedgewood und anderer Wohlthäter der Menschheit. Es wird auch stets eine unbestreitbare Wahrheit bleiben, daß wenn die Verschwendungen und Vergeudungen, die der Krieg verursacht hat, nicht Statt gefunden hätten, jene Erfindungen und Entdeckungen noch um vieles wohlthätiger gewesen wären. Hätte man gesucht, die Kriegskosten durch eine jährliche Erhöhung der Abgaben zu decken, so würde ein mächtiger Geist der Sparsamkeit sich über die Nation verbreitet haben; das National-Capital würde um ein Bedeutendes größer geworden, und unsere Steuern kaum ein Zehntheil seyn von dem, was wir jetzt zu zahlen haben. Die Vortheile leichter Erzielung und Hervorbringung würden nicht durch nothwendig werdende Erhöhung von Auflagen gehemmt und neutralisirt werden; es würde für den gewöhnlichen Arbeiter nicht so schwer seyn, als es jetzt ist, ohne Zuschuß aus der Armentaxe existiren zu können, und der Gewinn von unseren Erzeugnissen würde nicht unter den Gewinn, den andern Länder von den ihrigen ziehen, sinken, mithin auch keine Veranlassung für uns vorhanden seyn, eine Anlage von Capitalien außerhalb des Landes zu suchen. Mit einem Worte: wenn wir den Zustand unseres Landes nur dem vergleichen, der er gewesen seyn würde, wenn kein Anleihe-System vorhanden gewesen wäre: so müssen wir bekennen, daß Hume und Adam Smith, anstatt zu übertreiben, den ganze Umfang des Uebels noch nicht gehörig genug gewürdigt haben.

Die neuere Geschichte fast aller Länder bestätigt alles, was wir uns bemüht haben, unsern Lesern bisher vorzulegen. Das Anleihe-System ist überall angenommen worden, und gleichmäßig hat es überall jeden Staat geschwächt und heruntergebracht. Holland ist hierin am weitesten vorgeschritten, und dieser Ursache, oder, um es bestimmter auszusprechen, der Gewohnheit auch in Friedenszeiten ungeheuer große Steuern zu fodern, verdankt es die Verringerung seines Gewinnes vom Capitale, den Verfall seiner Fischereien, seines Handels und seiner Manufakturen. „Wir haben bemerkt, sagt ein wohl unterrichteter Schriftsteller, daß das zunehmende Steigen der Abgaben, und die Nothwendigkeit, immerfort Anleihen zu machen, mehr, als jede andere Ursache, dazu beigetragen hat, den Handel Hollands herunter zu bringen. Dies ist eine unausbleibliche Folge des immerwährenden Schuldenmachens, und daß selbst im Frieden die Staatsschulden nicht getilget werden können. Alle Vortheile eines höchst glücklichen Krieges können die Nachtheile nicht aufwiegen, die der Staat dadurch erleidet. Die Völker werden nicht glücklich, der Staat schwächt sich, und beides ist die unausbleibliche Folge des Schuldenmachens. Es ist die größte Geißel, die die Kriege der Neuern mit sich führen, daß sie das Unglück allgemein machen, indem sie das Volk bis in den Einzelnen angreifen, und zugleich mehrere Generationen mit hineinziehen. Die Politik, die zu unseren Zeiten die Kunst erfunden hat, den Krieg durch Credit zu führen, hätte keine, für die Menschheit unglücklichere erfinden kön-

nen*)." Wir wollen diesen Worten eine Skizze von den jährlichen Zinsen der Provinz Holland folgen lassen.

Im Jahr 1562, vor dem Beginn der revolutionären Unruhen, betrugen die Zinsen der öffentlichen Staatsschuld . . . . Fl. 78,100

1579. Zur Zeit der Utrechter Union . . . 117,000
1671. Vor dem Einfall der Franzosen unter Ludwig XIV. 5,509,519
1678. Zur Zeit des Nymweger Friedens 7,107,128
1697. Zur Zeit des Ryswicker Friedens 13,475,029
1750. Zur Zeit des Aachner Friedens . 14,910,874
1789. Bei dem Beginn der französischen Revolution 14,948,822
1791. war der Betrag derselben **) . . 18,276,015

Das Anwachsen derselben würde noch viel schneller und bedeutender gewesen seyn, hätten nicht, von Zeit zu Zeit, gezwungene Herabsetzungen der jährlichen Zinsen und theilweise Bankerotte Statt gehabt. Die erste derselben geschah zur Zeit des berühmten Pensionärs Johann de Witt, wo die Zinsen von 5 auf 4 herabgesetzt wurden. Im Jahr 1795 wurden von den jährlichen

*) Luzac in Hollands Rykdoom, ein vortreffliches, sowohl ins Deutsche, als ins Französische übersetzte Werk des, durch die unglückliche Explosion in Leiden, mit Kluit und anderen vortrefflichen Männern, leider viel zu früh entrissenen Mannes. Die angeführte Stelle findet sich in der französischen Uebersetzung Theil II. pag. 201. A. d. U.

**) Metelerkamp, Statistique de la Hollande pag. 204.

Zinsen, die die Provinz zu zahlen hatte, 5 Millionen gestrichen, und ungeachtet dieser Herabsetzung wurde es nothwendig, die Schulden dieser Provinz mit den Schulden der übrigen Provinzen zu amalgamiren, wodurch der Gesammtbetrag derselben auf 25,338,648 Gulden stieg. Im Jahr 1804 war diese Last nicht geringer, als 34,714,428 Gulden; und ungeachtet aller Anstrengung, den Ausfall der Einnahme durch erhöhete Steuern vom Capital und von dem Verbrauch der nothwendigsten Bedürfnisse zu decken, konnte ein neuer Bankerott nicht vermieden werden. Das waren die Wirkungen des Anleihe-Systems in Holland, und das werden sie in jedem Lande seyn, das, mit Verachtung aller warnenden Stimmen, thörigt genug ist, es zur Deckung außerordentlicher Kriegskosten anzuwenden.

Jetzt ist es kein Geheimniß, daß der schlechte Zustand der französischen Finanzen, durch das Ueberhandnehmen der Staatsschuldens herbeigeführt, die nächste Ursache der französischen Revolution war. Es verdient erwähnt zu werden, daß der berühmte Colbert die Gefahren des Schuldenmachens für den|Staat voraussehen und alles aufgeboten hat, um es nicht zuzulassen. Wir können uns nicht versagen, hier eine Nachricht mitzutheilen, die, eben so merkwürdig als unterrichtend, uns offenbart, wie die Anstrengungen, die der berühmte Mann in dieser Hinsicht gemacht hat, gescheitert sind. In einem über den Zustand der Finanzen im Jahr 1717 dem Regenten übergebenen Memoire erzählt der Verfasser desselben unter andern: „Louvois war, wie die ganze Welt weiß, nicht unzufrieden,

Kriege herbeizuführen. Für den, der im Jahre 1672 unternommen werden sollte, mußten außerordentliche Geldmittel herbeigeschafft werden. Colbert suchte durch neue Steuern und durch Erhöhung der bereits bestehenden es herbeizuschaffen. Dies erregte laute Klagen im Volke, und die Parlamente sahen sich genöthiget, Vorstellungen dagegen zu machen. Louvois, dem diese Schwierigkeiten höchst unangenehm waren, suchte den ersten Präsidenten des Pariser Parlaments, einen Mann von großem Verdienst und eben so großer Rechtlichkeit, zu überzeugen, daß, anstatt neuer und erhöheter Steuern, die das Parliament nicht anerkennen zu dürfen glaube, und die dem Volke unerträglich wären, es viel einfacher und viel leichter seyn würde, ein Capital gegen Renten aufzunehmen; daß die Bewilligung von einer Million solcher Renten, mit einemmale ein Capital von zwanzig Millionen herbeiführen würde und daß dieses gegen die bedeutenden Einnahmen des Königs ja nur eine Kleinigkeit sei. Der ehrliche Mann folgte dem Rathe des Ministers und der König war um so entzückter, weil er glaubte, daß ein so unbescholtner Mann, wie der Präsident war, das Mittel vorgeschlagen habe. Er befahl Colberten die Rente auszugeben; allein Colbert, der die nachtheiligen Folgen desselben voraussah, wollte noch vorher mit dem Präsidenten darüber sich besprechen. Diesem suchte er alle Nachtheile dieses Vorschlages zu entwickeln, und fügte hinzu, daß er ihn vor Gott verantwortlich mache wegen des Nachtheils den

er dem Staate verursache, und wegen des Unglücks, das er dadurch über die Nation bringe *).

Die Bourboniden und das französische Volk haben theuer genug den Frevel büßen müssen, die dauernden Vortheile des Colbertschen Systems dem augenblicklich dauernden Blendwerk eines Louvois so leichtsinnig geopfert zu haben! Wären sie dem ersteren treu geblieben, so würden sie so schmachvollen Bankerotten, wie die von 1715 und 1769, und wahrscheinlich auch der Revolution von 1789 entgangen seyn.

Unglücklicherweise bedarf es für uns nicht der Beispiele von Holland und Frankreich. Das System ist bei uns auch nicht im geringsten weniger nachtheilig wie dorten gewesen. Mit Ausnahme eines Belaufs von Lst. 664,223, die als Entschädigung den Kaufleuten und Goldschmieden für die Gewaltthat, die Karl der Zweite in der Hinwegnahme ihres in der Schatzkammer aufbewahrten Geldes begangen hatte, gegeben wurden, ist unsere ganze

*) Forbonnais, Recherches sur les Finances de la France, Tom. VI. pag 117. Späterhin fand Ludwig andere Beruhigungsmittel. Thomas Gordon, der berühmte Uebersetzer und Commentator des Tacitus, erzählt, und wenn ich nicht irre, hat auch St. Simon diese Anekdote aufgenommen: Ludwig sei einst sehr heiter zu seiner Maitresse gekommen, und habe ihr erzählt, wie sein Beichtvater, dem er seine Angst und Gewissensbisse über die dem Volke aufgelegten unerschwinglichen Lasten mitgetheilt, ihn durch die Versicherung beruhigt habe, daß alles, was seine Unterthanen besäßen, sein Eigenthum sei, über das er nach Gefallen schalten könne. Die Maitresse soll darauf mit familiärer Freimüthigkeit erwiedert haben: „und Sie sind wirklich ein solcher Thor, es ihm zu glauben? — Discurses upon Tacitus, Works, vol. II. pag. 59. A. d. U.

Nationalschuld erst seit der Revolution gemacht. Zu Anfang der Regierung Annens im Jahr 1702, betrug die Staatsschuld nur 16,400,000 Lst. und die jährlichen Zinsen 1,310,000 Lst. Bei der Thronbesteigung Georgs des Ersten, betrug sie 52 Millionen und die jährlichen Zinsen 3,351,000 Lst. Zu Anfang der Regierung Georgs des Zweiten blieb die Capital-Schuld, im Jahr 1716, auf 52 Millionen; allein, in Folge der genommenen Maßregeln, wurden in diesem Jahre die Zinsen auf 2,217,000 heruntergesetzt. Hier hätte das Schuldenmachen aufhören sollen; denn bis hieher war es zu rechtfertigen. Die Revolution führte uns zu einem eben so kostbaren, als blutigen Krieg mit Ludwig dem Vierzehnten, der sich der Stuarts annahm; doch war die Gefahr, die von außen drohete, viel weniger groß, als die innere. Eine zahlreiche und mächtige Faction war den Absichten des Prätendenten zugethan, und eine Erhöhung der Steuern, um einen solchen Krieg zu decken, würde den Jacobiten nur Mittel gegeben haben, Verrath an der neuen Regierung zu begehen, das Volk zu entflammen und in der allgemeinen Unzufriedenheit die Revolution rückgängig zu machen. Das Schwierige in ihrer Lage — Res dura et regni novitas — rechtfertigte die Urheber der Revolution, daß sie zu Anleihen ihre Zuflucht genommen haben. In der That hatten sie auch kein anderes Mittel; die Noth führte sie zum Schuldenmachen, nicht die Wahl. Der Irrthum besteht nur darin, daß dieses System beibehalten wurde, als die neue Regierung befestiget und keine Gefahr mehr vorhanden war. Denn obgleich die verwüstende Eigen-

schaft des Schuldenmachens, sowohl von den Mitglie- dern beider Häuser, als auch von den verständigsten und erleuchtetsten Schriftstellern früh erkannt wurde, so hat doch die Leichtigkeit, die jedes folgende Ministerium darin fand, außerordentliche Summen aufzubringen, ohne seine Popularität durch neue Steuern zu wagen, es veranlaßt, demselben den Vorzug zu geben. Georgs des Zweiten und Georgs des Dritten Minister, waren alle in Lou- vois Schule gebildet worden. Gesunde Politik und die der öffentlichen Wohlfahrt schuldigen Rücksichten, foder- ten sie auf, standhaft und kräftig zu handeln, auf das Geschrei der Unwissenden nicht zu achten, und die au- ßerordentlichen Bedürfnisse des Staats durch neue Steu- ern zu decken. Allein, anstatt auf diesem Wege offen zu Werke zu gehen, nahmen sie, entweder um den schnell verrauschenden Beifall der Menge zu erhalten, oder aus andern noch unwürdigeren Beweggründen, ihre Zuflucht zu einem System von Trug und Blendwerk, welches, indem es sie in den Stand setzte, Verschwendung und Vergeudung zu begünstigen, eine bei weitem größere permanente Last in Friedenszeiten auf das Land gelegt hat, als je der kostbarste Krieg hätte fordern können.

Wir haben bereits bemerkt, daß unsere National- schuld bei der Thronbesteigung Georgs des Zweiten 52 Millionen Capital und 2,217,000 Lst. jährliche Zinsen betragen. Die Kriege von 1739 und 1756 brachten die Schuld, zur Zeit des Pariser Friedens von 1763, drei Jahre nach der Thronbesteigung Georgs des Dritten, auf 138 Millionen, und die jährlichen Zinsen auf 4,852,051 Lst. Seitdem ist die National-Schuld auf

eine Höhe gekommen, welche in keinem Lande und in keinem Jahrhundert ihres gleichen hat. Der Versuch, den wir wagten, die Amerikaner zu unterdrücken und Steuern von ihnen zu verlangen, zu welchen sie ihre Einwilligung nicht gegeben, hat sie um 120 Millionen, und die Kreuzzüge, die wir zu Gunsten der Bourboniden mitgemacht haben, hat sie wiederum um 600 Millionen vermehrt. Die nachstehende Berechnung zeigt die Fortschritte der öffentlichen Schuld seit dem Pariser Frieden von 1763.

		Capital.	Zinsen.
Nationalschuld zur Zeit d. Pariser Friedens .	Lst.	138,865,430	4,852,051
Während des Friedens wurde abgezahlt .	⸗	10,281,795	380,480
Zu Anfang des Krieges mit Amerika	⸗	128,583,635	4,471,571
Während d. Kr. kam hinzu	⸗	121,267,993	4,980,201
Schuld beim Schluß des Krieges	⸗	249,851,628	9,451,772
Abbezahlt während des Fr. v. 1784 b. 1793	⸗	10,501,380	243,277
Blieb zu Anfang des antijacobinischen Krieges	⸗	239,350,841	9,208,495
Der antijacobin. und der Kr. f. d. Wiedereinsetzung d. Bourbons.	⸗	608,932,329	24,645,971
Uneingelöste fundirte und nicht fundirte Schuld zu Ende dieser Kr., 5. Jan. 1817. . .	⸗	848,282,477	33,854,416

Nach-

Nachstehende Tabelle giebt den Betrag der fundirten und nicht fundirten Schuld, nebst den jährlich zu zahlenden Zinsen, Unkosten ꝛc. von 1817 bis 1823.

Jahr v. 5. Jan.	Fundirt.	Unfundirt.	Zinsen.
1818 . . .	776,742,403	66,772,364	31,266,601
1819 . . .	791,867,313	53,095,008	31,351,751
1820 . . .	794,986,481	48,408,323	30,792,025
1821 . . .	801,565,310	40,860,481	31,252,612
1822 . . .	795,312,767	41,477,789	31,966,079
1823 . . .	796,530,145	41,485,770	30,921,494*)

Doch, der Hauptgegenstand unserer Untersuchung geht nicht sowohl darauf, zu zeigen, welche schnelle und erschreckende Fortschritte unsere National-Schuld gemacht, als vielmehr die Zerstörung nachzuweisen, die das Schuldenmachen in den Quellen unseres National-Wohlstandes angerichtet hat. Damit man aber uns nicht beschuldige, dem Fundirungs-System etwas zur Last zu legen, was anderen Ursachen oder dem Zufall gebühre, wollen wir unsere Untersuchungen über die Wirkungen des Anleihe-Systems mit einer bedeutenden Bewilligung beginnen. Wir wollen zugeben, — und hierin glauben wir, daß selbst unser Hofpoet nicht mehr von uns ver-

*) Dieses ist der Gesammtbetrag der jährlichen Last, wie sie die offiziellen Finanzrechnungen von 1822, für das, mit dem 5. Januar 1823 endende Finanzjahr angeben; allein der volle Belauf ist über 32 Millionen, und das deswegen, weil eine neue Schuld, die 1822 gemacht wurde, 3,251,687 Lst. an jährlichen Zinsen fordert, während die in demselben Jahre getilgte, nur 1,902,240, Lst. 17 Sh. erfordert hatte. Hierdurch ist es offenbar, daß die jährliche Last in diesem Jahre größer ist, als sie es im Jahre 1817 war. A. d. V.

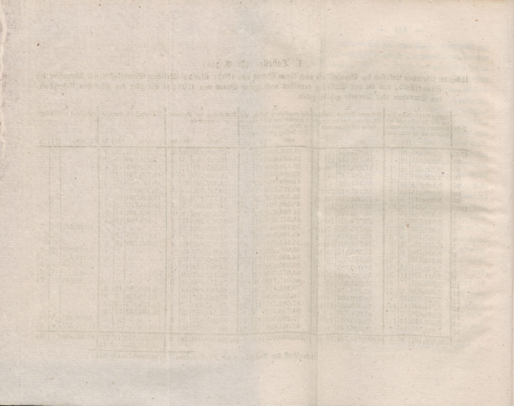
langen kann, — daß der letzte Krieg, nicht nur, wie dessen Wortführer ihn nennen „nothwendig und gerecht“ war, sondern daß er in Hinsicht auf die Kosten, die er verursacht hat, auf das sparsamste und frugalste geführt worden sei; wir wollen zugeben, daß keine unnütze Subsidien an fremde Mächte gezahlt worden; daß keine Unterschleife im Kriegs-Commissariat, noch sonst in irgend einem anderen Departement, statt gefunden; daß keine verschwenderische oder unnütze Ausgaben bei dem öfteren Wechsel der Monturen der Armee und ihres Equipements, keine überflüssige für Casernen und Baracken gemacht worden; mit einem Worte: daß alle Angelegenheiten in einem höchst lobenswerthen Geist von Sparsamkeit und mit solcher Strenge geleitet worden sind, als wenn die Verwaltung unserer Minister der Controlle eines Committés, das aus holländischen Bürgermeistern zusammengesetzt worden, unterworfen gewesen wäre. Wenn wir aber dieses Alles zugegeben haben, so wollen wir zeigen, daß das Land, wenn es alle diese Ausgaben, anstatt durch Anleihen, durch Vermehrung jährlicher Steuern gedeckt hätte, es nicht weniger denn hundert sechs und vierzig Millionen erspart, und nebenbei noch ein Capital von wenigstens hundert Millionen gesammelt haben würde, weil jeder, wenn er seinen jährlichen Beitrag auf der Stelle hätte zahlen müssen, sich auch angestrengt haben würde, theils durch größere Betriebsamkeit, theils durch Einschränkung und Ersparung anderweitige Ausgaben zu ersetzen.

Dieses Resultat geht aus der beigelegten Tabelle I.

I. Tabelle. (Zu S. 114.)

Ueber die jährlichen Unkosten der Staatsschuld nach ihrem Stand von 1793; über die jährlichen Staatslasten mit Ausnahme der Staatsschuld, und die mit Einschluß derselben nach ihrem Stand von 1793; so wie über den jährlichen Ueberschuß, den Einnahme oder Ausgabe gehabt haben.

Jahr	1. Betrag der jährlichen Zinsen und Unkosten von der fundirten und unfundirten Schuld, wie sie 1793 war.			2. Gesammt-Betrag jährlicher Staatsausgaben, die Kriegskosten mit eingerechnet.			3. Gesammtbetrag beider, wie er gewesen seyn würde, wenn die Kriegskosten wären durch jährl. Auflag. gedeckt worden.			4. Nettobetrag der Gesammteinnahme.			5. Ueberschuß der Ausgabe.			6. Ueberschuß d. Einnahme.		
	Lstrl.	Sh.	Pc.	Lstrl.	Sh.	Pc.	Lstrl.	Sh.	Pc.	Lstrl.	Sh.	Pc.	Lstrl.	Sh.	Pc.	Lstrl.	Sh.	Pc.
1793	9,208,495	16	1	12,058,424	16	4	21,266,920	12	5	17,869,236	16	4	3,397,603	16	1			
94	9,208,495	16	1	16,431,141	15	2	25,639,636	11	3	18,037,696	5	4	7,601,940	5	11			
95	9,208,495	16	1	27,229,772	14	6	36 438,268	10	7	18,585 022	17	3	17,852.645	13	4			
96	9,208,495	16	1	26,186,027	4	1½	35,394,523	=	2	19,654,779	5	7	15,739,743	14	7			
97	9,169,915	10	7	33,314,986	=	4	42,484,901	10	11	23,952,828	15	¾	18,532,072	15	10¼			
98	9,169,915	10	7	31,147,810	16	11	40,317,726	7	6	30,727,737	15	4¾	9,589,988	12	1¼			
99	8,805,914	8	4	37,562,715	10	9¾	46,368,629	19	1¾	35,737,275	2	=	10,631,354	16	2			
1800	8,635,254	10	10	39,774,539	15	4¾	48,409,794	5	4¾	34,705,045	3	7	13,704,759	1	10			
1	8,578,034	10	7	43,306.424	6	=	51 884,458	16	7	36,320,149	18	10	15,564,308	17	9			
2	8,542,760	13	9	32,774,304	18	=	41,317,965	11	¼	38,001,900	17	8	3,315,164	12	4			
3	8,482,846	6	2¾	29,716,197	7	10	38,199,043	14	¾	39,495,086	8	8	= = = =	=	=	1,296,042	14	7
4	8,463,186	5	4	40,736,348	8	4	49,199,534	13	8	47,382,331	18	4¾	1,817.202	5	3½			
5	8,422,326	16	6	46,718,701	14	=	55,141,028	10	6	52,137,859	11	4	3,003,168	19	2			
6	8,351,789	9	6½	44,568,514	2	4½	52,920,303	11	11	55,823,570	18	=	= = = =	=	=	2,903,267	6	1
7	8,316,458	=	2½	46,183,063	18	8¼	54,499,521	18	10¾	60,445,007	16	½	= = = =	=	=	5,945,485	17	1¾
8	7,830,304	13	1½	52,099,735	=	7½	59,930,039	13	9	64,202,723	17	11½	= = = =	=	=	4,272,684	4	2½
9	7,811,425	11	3½	53,865,861	=	9½	61,677,286	12	¾	66,140,317	9	7½	= = = =	=	=	4,463,030	17	6¾
10	7,786,287	16	5½	58,231,431	13	5¼	66,017,719	9	10¾	70,274,066	1	6	= = = =	=	=	4,256,346	11	7¼
11	7,763,998	6	7½	62,488,478	19	7¼	70,252,477	6	3	68,061,896	14	1	2,190,580	12	2			
12	7,735,463	18	=	68,780,604	4	10	76,516,068	2	10	67,545,437	19	¾	8,970,730	3	9½			
13	7,714,447	15	11½	79,968,337	15	10¼	87,682,785	11	9¾	75,457,610	7	=	12,225,175	4	10			
14	7,688,078	7	¾	87,051,332	=	6¾	94,739,410	7	7½	76,544,567	16	=	18,194,842	11	8			
15	7,669,013	19	11½	69,623,049	19	2	77,292,063	19	1½	81,292,911	7	6	= = = =	=	=	4,000,487	8	5
16	7,634,755	14	7	39,426,943	1	1¼	47,061,698	15	8¼	68,169,073	16	2¼	= = = =	=	=	21,107,375	=	6½
	201,406,161	2	4	1,079,244,746	10	10	1,280,650,907	13	2	1,166,564,034	19	6	162,331,552	13	10	48,245,080	=	1¾
													48,245,080	=	1¾			
									Ueberschuß der Ausgabe gegen die Einnahme				114,086,272	13	8¼			



hervor. Wir haben sie theils aus den officiellen Rechnungen, die dem Parliamente vorgelegt worden sind, theils aus anderen offiziellen Documenten entnommen, und wollen unseren Lesern die Genauigkeit und Richtigkeit derselben verbürgen.

Diese Tabelle ist für unsere Untersuchung von der höchsten Wichtigkeit. Die erste Rubrik enthält die jährliche Last an Zinsen, Unkosten u. s. w. der fundirten und nicht fundirten Schuld, so wie sie in dem Rechnungsabschluß vom 5. Januar 1793 und in jedem folgenden Jahre bis und mit dem Jahr 1816 aufgeführt worden ist. Wir haben das Jahr 1816 mit aufgenommen; denn wenn schon der Friede im Jahr 1815 abgeschlossen worden ist, so sind doch die Rechnungen über die Unkosten des Krieges in diesem Jahre, erst mit dem Jahre 1816 abgeschlossen worden. Alle Reductionen und Verminderungen rühren von ausfallenden Jahrrenten (Annuitäten) her. Die zweite Rubrik enthält die jährlichen Ausgaben, die der Krieg, in den verschiedenen Administrations-Zweigen verursachet hat, sowohl für das Inland, als für die Colonieen, und alle andere Ausgaben mit Ausnahme derjenigen für die Staatsschuld von 1793 bis 1816, beide Jahre mit aufgenommen. Die dritte Rubrik enthält den Gesammtbelauf des ersten und zweiten, und zeigt, wie viel in jedem Jahre hätte aufgebracht werden müssen, um die Ausgaben die der Krieg verursachte (ohne Anleihen und ohne die Staatsschuld über ihren Stand vom Jahr 1793 zu vermehren,) zu decken. Die vierte enthält die wirk-

liche Einnahme eines jeden Jahres, und die fünfte und sechste zeigen an, in welchem Jahre ein Ueberschuß und in welchem ein Ausfall vorhanden war.

Aus dieser Tabelle nun geht hervor, daß alle unsere Ausgaben, Behufs der innern Verwaltung sowohl als des Krieges, sowohl für die Colonieen als für die Staatsschuld wie sie zu Anfang des Jahres 1793 war, in dem Zeitraum von 1793 bis 1816, nur 114,086,272 Lst. mehr betragen haben, als der Gesammtbelauf aller in diesem Zeitraum eingegangenen Steuern beträgt. Ferner daß nur die ersten zehn Jahre dieses Zeitraums einen Ausfall hatten, da hingegen die Steuern von 1802 jährlich so reichlich ausfielen, daß sie vollkommen die jährlichen Ausgaben gedeckt hätten, wenn nicht zugleich die Lasten der von 1793 bis 1802 contrahirten Schulden hätten gedeckt werden müssen.

Den Bewunderern und Vertheidigern des Fundirungs-Systems muß diese Angabe höchst sonderbar vorkommen; allein wir fordern alle Calculatoren und Rechnungsbeamten der Schatzkammer auf, uns nur einen einzigen Irrthum hier nachzuweisen. Es ist unmöglich, eine Thatsache zu bestreiten, wie die ist, daß, wenn die verhältnißmäßig geringe Summe von 114,086,272 Lst. wäre durch erhöhete Steuern in den ersten zehn Jahren herbeigeschafft worden: so würde jetzt die jährliche Last für die uneingelösete Staatsschuld nicht höher wie acht Millionen seyn, anstatt daß sie jetzt dreißig Millionen übersteigt, und unsere ganze jährliche Ausgabe würde sich auf einen Betrag zwischen zwanzig und vier und zwanzig Millionen be-

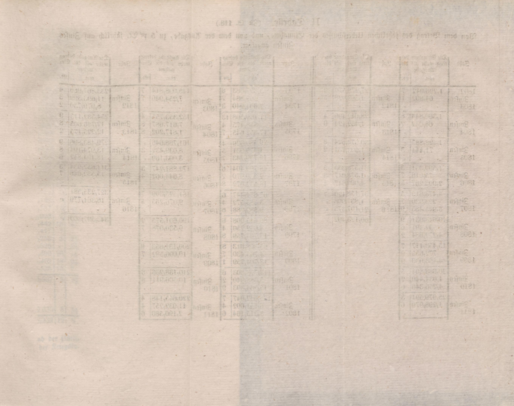
schränken, während sie jetzt das Dreifache, wenigstens sechzig Millionen, beträgt.

Wir würden jedoch unsere Leser zu einer falschen Ansicht führen, wenn wir behaupten wollten, daß die außerordentliche Summen, die wir in diesem Zeitraum geborgt haben, mit Ausnahme von 114,086,272, gänzlich und unbedingt verlohren gegangen seyen. So verwüstend und zerstörend auch das Anleihe-System ist, so ist es doch nicht in einem so hohen Grade zerstörend. Indem wir die 114,086,272 Lst. nicht von der Nation als Steuern gefordert, sondern sie in ihren Händen gelassen haben, so sind sie fruchtbar geworden und haben das National-Capital vermehrt. Da wir voraussetzen, daß es von ihr hätte gefordert werden, folglich daß sie es hätte entbehren können, so wollen wir annehmen, sie habe es während der ganzen Dauer des Krieges auf dem Fuß von Zinseszinsen benutzt, und wollen es, auf diese Weise angewachsen und vermehrt, mit der Schuld, die während desselben Zeitraums gemacht worden ist, vergleichen*). Diese Gegeneinanderstellung ist der günstigste

*) Die Untersuchungen des Herrn Hume, deren Resultat er dem Unterhause in der Sitzung vom 25. July 1823 vorgelegt hat, haben diesen Grundsatz nicht beachtet, und daher geben sie auch den, durch das Anleihe-System verursachten Verlust, viel bedeutender an, als er wirklich ist. Bis auf diese, und noch eine andere, minder wichtige Ausnahme (der 33sten Resolution) sind Herrn Humes Angaben genau und höchst schätzbar. Sie enthalten eine Anzahl genauer und sicherer Nachrichten über die schaamlose Verschwendung und die grobe Unwissenheit, welche in unserer Finanz-Verwaltung während des letzten Krieges und seitdem geherrscht haben. A. d. V.

Gesichtspunkt, aus welchem das Anleihe-System betrachtet werden kann. Die Rechnung findet sich auf Tabelle II. Der Ueberschuß der Einnahme, und der Ausfall, den die Ausgabe verursacht, sind hier zu Zinseszinsen, auf dem Fuß von jährlichen fünf pr. Ct., berechnet und nachdem Eins vom Andern abgezogen, erhalten wir die wirkliche Summe, die, verglichen gegen die der gemachten Staatsschulden, uns den Gewinn oder Verlust angiebt, der aus dem Anleihe-System hervorgeht. Der Unterschied zwischen beiden beträgt 283,473,958 Lst., als diejenige Summe, die durch Anleihen in Händen der Nation geblieben ist und durch deren Anlegung auf Zinseszinsen sie sich bis zu diesem Belauf vermehrt hat, welche die Nation nicht besitzen würde, wenn an der Stelle der Anleihen die jährlich erhöheten Steuern die Kriegskosten hätten decken müssen. Hieraus geht aber zugleich hervor, daß, wenn die Anleihen, die während dieses Zeitraumes gemacht worden sind, von einem größeren Betrage als diese 283,473,958 Lst. sind, dieser größere Betrag — gleichviel, wie groß, — gerade das Capital ist, das durch das Anleihe-System zerstört und verlohren worden ist: so wie im Gegentheil, wenn die Anleihen weniger als 283,473,958 Lst. betragen hätten, dieses Weniger gerade soviel Capital gebildet hätte, das die Nation dabei gewonnen haben würde. Um daher zu unserm Zweck zu gelangen, müssen wir den genauen Betrag der gemachten Anleihen festzusetzen suchen. Tabelle III.

Aus dieser Tabelle, die ein ganz genauer Abdruck derjenigen ist, die unter Nummer 145 in der Sitzung wäh-



II. Tabelle. (Zu S. 118.)

Von dem Betrag des jährlichen Ueberschusses der Einnahme, und von dem der Ausgabe, zu 5 pr.Ct. jährlich auf Zinses Zinsen angelegt.

Jahr	Die Einnahme betrug mehr als die Ausgabe. Lstrl.	Sh.	Jahr	Die Einnahme betrug mehr als die Ausgabe. Lstrl.	Sh.
1802	1,296,042	7		27,278,570	9
Zinsen	64,802	1	Zinsen	1,363,928	5
1803	. .	.	1812	. .	.
	1,360,844	8		28,642 499	4
Zinsen	68,042	2	Zinsen	1,432,124	9
1804	. .	.	1813	. .	.
	1,428,887	ƒ		30,074,624	3
Zinsen	71,444	3	Zinsen	1,503,731	2
1805	. .	.	1814	. .	.
	1,500,331	3		31,578,355	5
Zinsen	75,016	7	Zinsen	1,578,917	8
1806	2,903 267	3	1815	4,000,847	4
	4,478,615	3		37,158,120	7
Zinsen	223,930	7	Zinsen	1,837,906	ƒ
1807	5,945,485	9	1816	21,107,375	ƒ
	10,648,031	9		60,123,402	ƒ
Zinsen	532,401	6			
1808	4,272,684	2			
	15,453,117	7			
Zinsen	772,655	9			
1809	4,463,030	9			
	20,688,804	5			
Zinsen	1,034,440	2			
1810	4,256,346	6			
	25,979,591	3			
Zinsen	1,298,979	6			
1811	. .	.			

Jahr	Die Ausgabe betrug mehr als die Einnahme. Lstrl.	Sh.	Jahr	Die Ausgabe betrug mehr als die Einnahme. Lstrl.	Sh.	Jahr	Die Ausgabe betrug mehr als die Einnahme. Lstrl.	Sh.
1793	3,397,683	8		145,098,814	7		233,867,986	4
Zinsen	169,884	2	Zinsen	7,254,940	7	Zinsen	11,693,399	3
1794	7,601,940	3	1803	. .	.	1812	8,970,730	2
	11,169,508	13		152,353,755	4		254,532,115	9
Zinsen	558,475	4	Zinsen	7,617,687	8	Zinsen	12,726,605	8
1795	17,852,645	7	1804	1,817,202	8	1813	12,225,175	2
	29,580,629	4		161,788,646	ƒ		279,483,896	9
Zinsen	1,479,031	5	Zinsen	8,039,432	3	Zinsen	13,974,194	8
1796	15,739,743	7	1805	3,003,169	ƒ	1814	18,194,842	6
	46,799,404	6		172,881,247	3		311,652,934	3
Zinsen	2,339,970	2	Zinsen	8,644,062	4	Zinsen	15,532,646	7
1797	18,532,072	8	1806	. .		1815	. .	.
	67,671,447	6		181,525,309	7		327,235,581	ƒ
Zinsen	3,383,572	4	Zinsen	9,076,265	5	Zinsen	16,361,779	.
1798	9,589,988	6	1807	. .	.	1816	. .	.
	80,645,008	6		190,601,575	2		343,597,360	ƒ
Zinsen	4,032,250	4	Zinsen	9,530,078	7			
1799	13,704,759	8	1808	. .	.			
	95,308,613	8		200,131,653	9			
Zinsen	4,765,430	7	Zinsen	10,006,582	7			
1800	13,704,759	1	1809	. .	.			
	113,7[illegible]8,803	6		210,138,236	6			
Zinsen	5,688,940	2	Zinsen	10,506,911	8			
1801	15,564,303	9	1810	. .	.			
	135,032,047	7		220,645,148	4			
Zinsen	6,751,602	4	Zinsen	11,032,257	4			
1802	3,315,164	6	1811	2,190,580	6			

III. Tabelle. (Zu S. 118.)

Ueber den Betrag der jährlichen Anleihen, der jährlichen Lasten dafür, so wie desjenigen Theils der den Verwaltern des sinkenden Fonds überliefert, und den Betrag an jährlichen Zinsen, den sie dafür zurückgekauft haben. (Nr. 145. der Parliaments-Rechnungen, Session 1822.)

Jahr	Betrag der in diesem Jahre gemachten Anleihe.			Betrag der jährlichen Zinsen-Unkosten und Jahr-Renten.			Betrag desjenigen Theils, der an die Verwalter des sinkenden Fonds jährlich gezahlt.			Betrag der jährl. Zinsen v. dem, durch d. Verwalt. d. sink. Fonds, zurückgek. Kapitals.		
	Lstrl.	Sh.	Pc.	Lstrl.	Sh.	Pc.	Lstrl.	Sh.	Pc.	Lstrl.	Sh.	Pc.
1794	4,500,000	=	=	187,500	=	=	1,630,615	1	4	65,232	3	=
95	12,907,451	2	2	599,117	18	$11\frac{1}{4}$	1,872,200	4	2	84,148	7	=
96	42,090,646	3	2	2,132,368	17	10	2,143,595	16	1	97,573	13	=
97	42,756 196	2	=	2,274,528	4	$8\frac{1}{2}$	2,639,724	9	5	131,720	2	=
98	14,620,000	=	=	935,479	=	=	3,361,752	11	3	201,484	11	$9\frac{1}{2}$
99	18,000,000	=	=	1,105,602	10	=	3,984,252	13	2	235,743	5	$4\frac{3}{4}$
1800	12,500,000	=	=	656,250	=	=	4,288,208	15	=	216,640	2	$9\frac{1}{2}$
1801	18,500,000	=	=	871,350	=	=	4,620,479	1	7	219,450	1	$2\frac{1}{4}$
2	34,410,450	=	=	1,775,530	10	$4\frac{1}{2}$	5,117,723	2	2	249,593	12	$4\frac{3}{4}$
3	23,000,000	=	=	910,541	5	=	5,685,542	6	6	246,256	12	7
4	10,000,000	=	=	512,083	6	8	6,018,179	8	9	315,817	5	$9\frac{1}{2}$
5	11,526,699	6	3	654,631	12	3	6,521,394	7	2	344,710	15	$2\frac{1}{4}$
6	20,000,000	=	=	1,032,000	=		7,181,482	3	3	367,021	18	$4\frac{3}{4}$
7	18,000,000	=	=	896,400	=	=	7,829,588	19	3	384,212	2	=
8	12 200,000	=	=	577,060	=	=	8,908,673	17	3	425,142	4	$2\frac{1}{2}$
9	12,000,000	=	=	587,743	13	6	9,555,853	9	1	435,757	14	$4\frac{3}{4}$
10	19,532,100	=	=	947,312	4	3	10,170,104	15	9	453,923	2	7
11	16,311,000	=	=	765,955	7	6	10,813,016	15	9	481,442	16	$4\frac{3}{4}$
12	24,000,000	=	=	1,191,735	11	$6\frac{3}{4}$	11,543,881	3	7	544,417	7	=
13	27,871,325	=	=	1,486,271	11	=	12,439,631	19	5	633,253	5	$2\frac{1}{4}$
14	58,763,100	=	=	3,230,599	18	$4\frac{3}{4}$	14,181,006	5	4	723,626	=	$2\frac{1}{4}$
15	18,500,000	=	=	851,832	18	=	12,748,231	12	3	574,490	10	$4\frac{3}{4}$
16	45,135,589	3	6	2,577,820	2	$9\frac{1}{2}$	11,902,051	2	8	608,402	18	$9\frac{1}{2}$
17	3 000,000	=	=	90 000	=	=	11,491,670	2	6	555,536	13	7
	520,124,550	17	1	26,849,814	12	$9\frac{3}{4}$	176,648,860	2	6	8,595,597	5	$2\frac{3}{4}$
Für Irland wurde während dieses Zeitraums in England angeliehen, und die Zinsen und Unkosten von der Einnahme in England bezahlt.	64,750,000	=	=	3,324,549	11	8	11,873,489	16	10	572 635	5	$5\frac{1}{4}$
	584,874,556	17	1	30,174,364	4	$5\frac{3}{4}$	188,522,349	19	6	9,168,232	12	8
	188,522,349	19	6	9,168,232	12	8						
	396,352,206	17	7	21,006,131	11	$9\frac{3}{4}$	als Betrag der Anleihen und der jährlichen Last, die zur Deckung der Kriegskosten erfordert wurden.					

rend des Jahres 1822, officiel dem Parliamente vorgelegt wurde, geht hervor, daß im Ganzen, vom Jahr 1793 bis 1817, 584,874,556 Lst. 17 S. 1 D. angeliehen worden sind, deren jährliche Zinsen und Unkosten 30,174,364 Lst. 4 S. 5⅝ D. betragen. Hiervon aber müssen abgezogen werden 188,522,349 Lst. 19. Sh. 6 D., die den Commissarien für die Verwaltung des sinkenden Fonds überliefert worden sind, und womit sie eine Summe gemachter Staatsschulden zurückgekauft haben, deren jährliche Zinsen 9,168,232 Lst. 12 Sh. betragen. Es blieben demnach 396,352,206 Lst. 17 Sch. 7. D. als der Betrag der zur Deckung der Kriegskosten wirklich gemachten Schuld, von welchen Zinsen und Unkosten 21,006,131 Lst. 11 S. 9¾ D. jährlich erfordern, mit Ausnahme einer Schuld in Schatzkammerscheinen von 33,289,300 Lst., die, zu jenem hinzugefügt, den Gesammtbetrag des Ganzen auf 429,641,506 Lst. 17 S. 6 D. bringen *).

Wir haben bereits gesehen, daß der ganze Betrag den die Nation durch das Anleihe-System und durch Anlage auf Zinseszinsen erspart hat, 283,473,958 Lst. ausmacht. Wenn nun dieser von dem der wirklich gemachten Schuld abgezogen wird, so ergiebt sich, mit der größten Bestimmtheit eine Summe, von ein hundert sechs und vierzig Millionen, hundert sieben und sechszig tausend, fünf hundert neun und

*) Betrag der Schatzkammerscheine im

Jahr 1817.	Lst. 44 650,300
Betrag derselben im Jahr 1793,	11,361,000
Vermehrung	Lst. 33,289,300

vierzig Pfund Sterling, als unmittelbarer Verlust, den die Nation, während des Krieges, durch das Anleihe-System eingebüßt hat. So bedeutend auch ein solcher Verlust ist, so ist er doch nicht der alleinige, den das Anleihe-System der Nation verursachet hat. Wir haben gezeigt, daß es unmöglich sei, die außerordentlichen Ausgaben durch jährliche Steuern zu decken, ohne die Steuerzahlenden zu veranlassen, durch Anstrengungen einer- und durch Ersparungen andererseits, das, was sie als Beitrag zahlen müssen, zu ersetzen. Wir müssen daher bei Schätzung der Wirkungen des Anleihesystems nothwendig auch die Hemmnisse betrachten, die es der Vermehrung des National-Capitals entgegensetzt. Hier können wir zwar nur zu Muthmaßungen gelangen; doch glauben wir nicht zu übertreiben, wenn wir annehmen, daß, neben jenem unmittelbar durch das Anleihe-System verloren gegangenen Capital, noch mittelbar hundert Millionen verlohren gegangen sind, d. h. die wir hätten erwerben können, wenn wir die Kriegskosten durch erhöhete Steuern gedeckt hätten. Diese Annahme kann um eine Kleinigkeit zu hoch oder zu niedrig seyn, im Ganzen glauben wir von der Wirklichkeit uns nicht zu sehr entfernt zu haben. Auf jeden Fall aber ist so viel gewiß, daß, wenn wir zu dem Anleihe-System unsere Zuflucht nicht genommen hätten, so hätten wir einen Verlust von hundert sechs und vierzig Millionen an Capital, und über dem eine dauernde jährliche Rente von 7,300,000 Lst. vermieden; und da jeder, durch den Wunsch, seinen jährlichen Antheil an den Steuern zu ersetzen, sich ver-

anlaßt gesehen hätte, sich zu vermehrtem Erwerb und zu größerer Sparsamkeit anzustrengen, so würde dieser gute Geist sich über uns verbreitet, und uns seit dem Beginn des Krieges bis zu Ende desselben, oder einige Jahre später dahin geführt haben, daß die bedeutenden Kriegesausgaben ersetzt, und unsere Staatshaushaltung uns jährlich nicht mehr als zwanzig bis vier und zwanzig Millionen gekostet haben würde.

Diese Untersuchungen, die wir über die wirklichen Folgen des Anleihe-Systems während des letzten Krieges bis hieher geführt haben, deren Ergebniß wohl Niemand zu bestreiten, unternehmen wird, haben den allgemeinen Grundsatz, von welchem wir ausgegangen sind, vollkommen bestätigt. Wir haben behauptet, daß es ein verwüstendes und zerstörendes System sei, und der unmittelbare Verlust von hundert sechs und vierzig Millionen Pfund Sterling, den wir nachgewiesen haben, und die Nachtheile, die es für neue Capitalbildung gehabt hat, zeigen hinlänglich, daß es bei weitem nachtheiliger sei, als man bisher geglaubt hatte.

Wir haben aber diese Untersuchungen nicht in der Absicht unternommen, um geschehene Mißgriffe fruchtlos zu bedauern, noch um zu zeigen, was das Land gewonnen haben würde, wenn ein besseres System befolgt worden wäre. Unsere Absicht ist vielmehr darauf gerichtet, die wahren Eigenschaften des Anleihe-Systems zu klarer Anschauung zu bringen, den Schleier, der bisher alle seine Nachtheile umhüllt hat, hinwegzunehmen, und die Vortheile des entgegengesetzten Systems zu zeigen, auf den Fall, daß wir wieder in einen Kriege verwickelt

werden sollten. Sind wir weise, so werden wir für immer ein so trügerisches Blendwerk, als das Schuldenmachen ist, meiden. „Der wahre Grundsatz von dem wir nie weichen sollten ist der, unsere Schwierigkeiten in dem Augenblick, wo sie entstehen, zu beseitigen, unser Eigenthum frei vom Druck der Last, besonders aber denjenigen zu erhalten, die wir nie eher fühlen, als bis keine Hülfe mehr dagegen vorhanden ist *).“

Damit aber unsere Ansicht von diesem System vollkommen dargelegt werde, und ein jeder, der eine gründliche Kenntniß von dem Finanzzustande dieses Landes und den Operationen der Minister zu erhalten wünscht, sich genau unterrichten könne, wollen wir noch einige Bemerkungen über das Anleihe-System in aller Kürze hinzufügen.

Der Plan einer fortsteigenden Tilgung der National-Schuld durch Consolidirung der verschiedenen Ueberschüsse von den Einnahmen, die entweder aus der Herabsetzung der Zinsen oder aus anderen Quellen kommen, zu einem sinkenden Fond zu bilden, der zum Rückkauf der Staatsschulden angewandt werde, wurde zuerst von dem Grafen Stanhope in Vorschlag gebracht, und bereits im Jahr 1716 von Sir Robert Walpole angewandt. Die Vortheile, die aus der Anlage eines solchen Fonds auf Zinseszinsen hervorgehen, sind sehr umständlich in einer gut ausgearbeiteten Abhandlung über Staatsschulden auseinandergesetzt, die im Jahr 1726 erschien, und für deren Verfasser Sir Nathanael Gould gehalten wird.

*) Ricardo, a. a. O. Seite 430.

Die Parliamentsacte für die Errichtung eines sinkenden Fonds setzt fest, daß die Ueberschüsse, aus welchen er gebildet wird, zur Tilgung der National-Schuld, die vor 1716 gemacht wurde, und zu keinen anderen Zweck angewandt werden sollten. Allein, trotz dieser klar ausgesprochenen Bestimmung, wurde der sinkende Fond bald seinem Zweck entrückt. Verschiedene Eingriffe in denselben geschahen im Jahr 1726 und 1732. Im letzteren wurde die Grundsteuer auf einen Schilling vom Pfund heruntergesetzt, und um den Ausfall, der dadurch in der Einnahme verursacht wurde, zu decken, wurde eine halbe Million Lst. angeliehen, die jährliche Zinsen durch eine Abgabe vom Salz gedeckt, welche zwei Jahre vorher aufgehoben, jetzt aber wieder erneuert wurde. Im folgenden Jahr mußte ein neuer Ausfall gedeckt werden, und Sir Robert schlug vor, diese Summe vom sinkenden Fond zu nehmen, mit dem Zusatz: daß, wenn dieser Vorschlag nicht angenommen werden sollte, er sich in der Nothwendigkeit sehen würde, die Grundsteuer von einem Schilling auf zwei zu erhöhen. Der Vorschlag wurde von der Mehrheit angenommen, und so wurde im Jahr 1735 und 1736 das ganze Einkommen des sinkenden Fonds verpfändet.

Die Verfasser der History and Proceedings of the House of Lords bemerken bei dieser Nachricht: „wenn neue Auflagen zu den alten hinzugefügt werden, so wird die jährliche Last für jeden um soviel drückender; daher kommt es, daß jeder zu erfahren trachtet, ob wirklich nothwendige Ausgaben eine solche Auflage

fodern, und wenn er deren Nothwendigkeit nicht erkannt, wird er unzufrieden, und eine solche Unzufriedenheit ist für den Minister stets gefährlich. Was von dem sinkenden Fonds hinweggenommen wird, fühlt Niemand, daher untersucht auch Niemand, ob die Ausgabe nothwendig war oder nicht, und dieserwegen werden die Minister den sinkenden Fonds stets als einen Gegenstand, ansehen, den sie ungestraft durchbringen können."

Doctor Price beklagt die Veränderung, die mit dem sinkenden Fond vorgegangen ist, in höchst betrübenden Ausdrücken. „So sagt er, erlosch der sinkende Fonds, nachdem er einige Jahre bestanden, — einst die einzige Hoffnung der Nation, — frühe und grausam zerstört durch den, der ihn geschaffen hat! Hätte er dieser Gewalt widerstehen können, er würde ein Gegenstand sowohl des Schreckens, als des Neides der Welt geworden seyn, indem er uns in der jetzigen Zeit nicht nur Abgabefrei gemacht, sondern auch zum Besitz eines Schatzes geführt hätte, größer, als ihn noch irgendwo ein Staat aufweisen könnte *)."

Allein, obgleich Price mit Recht Sir Walpole'n tadelt, daß er an der Stelle neuer Steuern den sinkenden Fonds angegriffen habe: so ist er doch, in Hinsicht auf die Wirkungen, die er von einem sinkenden Fond erwartet, in großem Irrthum. Die Wahrheit ist, daß ein sinkender Fond, selbst wenn er aus reinem Ueberschusse gebildet wird, niemals die Wirkungen

*) An Appeal to the Public, of the Subject on the National Debt. 2. Ed. pag. 38.

eines auf Zinseszinsen ausgelegten Capitals haben kann. Um diese Behauptung durch ein Beispiel zu erläutern, wollen wir annehmen, es läge im Schatze eine Million Pfund Sterling, die zu einem sinkenden Fonds angewendet werde. Die Verwalter desselben werden im ersten Jahr für den Werth von einer Million an Staatsschulden damit einkaufen, und zu Ende des Jahres werden sie die Zinsen davon einnehmen, die, wenn der Ankauf nicht geschehen wäre, von den Staatsgläubigern wären in Empfang genommen worden. Wenn nun, wir wollen annehmen, diese Zinsen im ersten Jahre 50,000 Lst. betragen, so werden sie zu Ende des zweiten Jahres 52,500 Lst. und zu Ende des dritten 55,125 Lst. gewinnen, diese ebenfalls zum Ankauf der Staatsschuld verwenden. Das ist nun das Ding, das Sir Nathanael, Doctor Price und Herr Pitt einen sinkenden Fond genannt haben. Allein es ist offenbar, daß es kein solches Ding von Fond giebt, das aus sich selbst Geld hervorbringt, und daß dasjenige, was die Verminderung der öffentlichen Schuld bewirkt, nur aus der Anwendung eines Theils der Steuern zur Tilgung dieser Schuld besteht. Die jährlichen Zinsen, die in die Hände der Verwalter des sinkenden Fonds kommen, kommen aus den Händen des Steuereinnehmers, und dieser erhält sie wiederum von der Nation, als einen Theil des Gewinnes von ihrer Betriebsamkeit. Würde nun dieser Theil der Steuer beständig angewendet werden, um einen Theil der Nationalschuld zu tilgen: so würde diese Tilgung auf demselben Wege geschehen, als wenn der ursprüngliche Ueberschuß, in Händen der Verwalter

des sinkenden Fonds, beständig durch eigene Kraft und im Verhältniß von Zinseszinsen sich vermehrt hätte. Allein hier ist nothwendig, einzusehen, daß, obschon die Art und Weise bei beiden gleich ist, die Mittel dennoch verschieden sind. Die Staatsschuld ist vermindert, weil ein Theil der Steuern dazu verwendet worden ist, aber sie ist es nicht und kann es nicht durch die alleinige Operation eines auf Zinseszinsen ausgelegten Fonds seyn. Um ein Capital durch Zinseszinsen zu vermehren, muß es in irgend einem produktiven Industrie-Zweig oder in mehreren angelegt werden, und der Gewinn, anstatt verzehrt zu werden, muß, zu dem Capital hinzugefügt, auf gleiche Weise wirken. Es ist unnöthig zu bemerken, daß ein solcher Fond niemals existirt hat. Alle Fonds, die in diesem Lande oder im Auslande diese Bestimmung erhielten, wurden entweder durch Anleihen, oder durch Steuern gebildet. Wir wollen aber auch die wundervollen Wirkungen des Fundirungs-Systems nicht als ein harmloses Blendwerk angesehen wissen; im Gegentheil, es ist hievon weit entfernt: denn indem es die Nation glauben macht, daß eine National-Schuld von bedeutendem Umfang, ohne daß irgend jemand den Nachtheil davon empfinde, durch mystische Operationen getilgt werden könne, halten wir es für eins der gefährlichsten, die je erfunden worden sind.

So trügerisch und abgeschmackt auch die Meinungen von einem, durch Anhäufung von Zinseszinsen gebildeten Fonds sind, so haben doch die Schriften des Doctor Price einen allgemeinen Glauben an denselben hervorgebracht, und die Berechnung, die er im Jahre

1772 vorlegte, daß, wenn ein Penny zur Zeit der Geburt unsers Erlösers auf Zinseszinse ausgelegt worden wäre, so würde um das Jahr 1772 das Capital, das auf diese Weise sich gebildet hätte, eine solche Summe betragen haben, daß eine Unzahl Kugeln von gediegenem Gold, eine jede so groß als unser Erdball, daraus gemacht werden könnten, hat die Leute vollends für dieses Blendwerk eingenommen. Die gescheutesten Leute im Lande glaubten, daß ungeachtet neu hinzugekommener Anleihen die National-Schuld sich demnach durch die Operationen des sinkenden Fonds vermindern ließe, und „daß der Krieg, wenn ein sinkender Fond vorhanden sei, nur seine Kraft vermehre. Daher sei auch die Aufhebung eines solchen Fonds die größte Raserei, die dem Staat eine tödliche Wunde beibringe in einem Augenblick, wo er durch diesen Fond die schnellsten Fortschritte mache, um sich einer so drückenden Last zu entledigen *).“ Herrn Pitts sinkender Fonds vom Jahr 1786 war gänzlich auf den Grundsatz und auf die Berechnungen des Doctor Price angelegt. Um einen solchen Fond zu bilden, bewilligte das Parliament jährlich eine Million Pfund Sterling, welche durch Hinzufügung der jährlichen Zinsen von dem zurückgekauften Theil der Staatsschuld vermehrt werden sollte. Im Jahr 1792 erhielt dieser Fond noch andere Zulagen, und es wurde bestimmt, daß auf den Fall, wo es in Zukunft nothwendig werden sollte neue Anleihen zu machen, bei der Auflage jährli-

*) Ricardo, a. a. O.

cher Steuern zur Deckung der Zinsen, noch der Belauf von einem pr. Ct. der gemachten Anleihe hinzugefügt werden solle, um davon den sinkenden, zur Tilgung der neuen Anleihe bestimmten Fond zu bilden. Durch den Ueberschuß der Einnahme wurden von 1786 bis 1793, 10½ Millionen von der National-Schuld getilgt. Diese Tilgung aber wurde dem sinkenden Fond und dessen Vermehrung durch Zinseszinsen zugeschrieben, während es offen und klar war, daß sie einzig und allein die Wirkung von dem Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben war, welche zum Ankauf der Anleihen angewendet worden. Kurz nach dem Ausbruch des Krieges, den wir zur Wiedereinsetzung der Bourboniden unternommen hatten, gab es in unseren Einnahmen, statt eines Ueberschusses, einen Ausfall: die National-Schuld vermehrte sich rasch, und obschon der Schatz nicht mehr im Stande war, jene Million vom Ueberschuß der Einnahmen herzugeben, so dauerte doch das Gaukelspiel mit dem sinkenden Fond fort. Die jährlich nothwendigen Anleihen wurden vergrößert, um den Verwaltern des sinkenden Fonds jährlich eine Million zu ihrer Operation geben zu können, so daß für jeden Schilling des ihnen für eine so nutzlose Operation übergebenen Capitals, eine neue Anleihe gemacht, und außerdem noch der Verlust an Unkosten u. s. w. getragen werden mußte *).

Und

*) Ueber Richard Price und den Antheil, den er an dem durch den Minister Pitt errichteten sinkenden Fond hatte, im Anhang zu dieser Schrift.

Und dennoch wurde dies plumpe Blendwerk und dieser Charlatanismus von allen Partheien gepriesen! Die Opposition wetteiferte mit den Ministern zum Lobe desselben! Der sinkende Fond war das große Bollwerk, hinter welchem die Nation ruhig und sicher seyn konnte! So groß war die Bethörung, daß die Erfahrung von seiner unbedingten Richtigkeit, die während vierzehn Jahren gemacht wurde, die Leute nicht klüger machte, und daß Lord Heinrich Petty, jetziger Marquis von Landsdown, im Jahr 1807 einen Finanzplan vorlegte, der ein System von Anordnungen enthielt, welche darauf gerichtet waren, den Nachtheilen vorzubeugen, die wahrscheinlich entstehen würden, wenn der sinkende Fond fortführe sich gränzenlos zu vermehren, und das Land mit einer Fluth von Geld, bei einer zu schnellen Tilgung der Staatsschuld, zu überschwemmen! Wir zweifeln, ob die Geschichte ein zweites Beispiel solcher Selbsttäuschung aufzuweisen hat.

Beruhete die Lehre von dem sinkenden Fond auf mystischen oder anderen unverständlichen Dogmen; schmeichelte sie dem Gefühle oder den Leidenschaften, oder wäre die Meinung von seiner übergroßen Macht unter dem gemeinen Haufen entstanden und aus demselben hervorgegangen: so würde die Gewalt, die dieses Blendwerk ausgeübt, weniger unerklärbar seyn. Allein, das ist es alles nicht. Von dem Augenblick seines Entstehens an war er ein Gegenstand der einfachsten Berechnung: es war der Entwurf einiger der am besten unterrichteten Köpfe im Lande, die länger als zwanzig Jahre fortfuhren zu glauben, daß sie durch einen sinkenden Fonds die Na-

tional-Schuld tilgten, während dieser Fond nur durch neue Anleihen geschaffen werden konnte. Dem Doctor Hamilton *) gebührt das Verdienst, dieses Blendwerk zerstört zu haben, — gewiß der gröbste Trug, dem je ein Volk sich hingegeben hat! Er war es, der gezeigt hat, daß der sinkende Fond, anstatt die National-Schuld zu vermindern, nur das Mittel ist, sie zu vergrößern; und er hat mit mathematischer Strenge und Genauigkeit bewiesen, daß der Ueberschuß der Einnahme über der Ausgabe der einzig wirklich sinkende Fond sei, durch welchen die National-Schuld getilgt werden könnte. „Der Zuwachs an Einnahme, sagt er, oder die Verminderung der Ausgaben, sind die einzigen Mittel, durch welche der sinkende Fond vergrößert werden und seine Operationen eine größere Wirksamkeit erlangen können; und alle Projecte zur Tilgung der National-Schuld durch sinkende Fonds, die auf Anhäufung von Zinseszinsen oder auf irgend einer anderen Grundlage, als dieser beruhen, sind nichts als vollkommene Täuschung!“

Wir haben bereits gesehen, daß der Antheil von den Anleihen, der den Verwaltern des sinkenden Fonds in dem Zeitraum von 1793 bis 1817 übergeben worden ist, 188,520,350 beträgt. Die Unkosten dieser Verwaltung betragen 62,968 Lst.; und dies macht im Ganzen den Betrag von 188,586,318 Lst., für welchen, da er hat geborgt werden müssen, eine jährliche Last von 9,771,063 Lst.

*) An Inquiry, concerning the rise and progress, the redemption and present State, and the Management of the National Debt of Great Britain. By Robert Hamilton 2. Ed. Edinburg. 1814.

zu tragen ist *). Allein die Schuld, die die Verwalter des sinkenden Fonds mit jener Summe von 188,520,350 Lst. zurückgekauft haben, giebt nur an jährlichen Zinsen einen Betrag von 9,771,063 Lst. Also wir haben auf der einen Seite eine jährliche Last von 9,771,063 Lst. übernommen, um auf der andern die Verwalter des sinkenden Fonds in den Stand zu setzen, auf den Stockmarkt zu gehen und dorten von der National-Schuld so viel zurückzukaufen, als die Interessen von diesen 9,168,233 Lst. betragen. Wir haben also durch diese Operation, die wir während des Krieges fortgesetzt haben, offenbar jährlich 602,830 Lst. verlohren, welches zu 3 pr. Ct. Zinsen ein Aequivalent von 20,894,333 Lst. National-Schuld ist. Seit dem Frieden sind die Operationen dieser Verwaltung ebenfalls so nachtheilig gewesen, und Herr Hume hat durch seine 25ste Resolution bewiesen, daß die Last, die uns der sinkende Fond auflegt, im Jahr 1822 um 356,153 Lst. jährlich größer ist, als sie gewesen seyn würde, wenn derselbe im Jahr 1817 aufgehoben worden wäre.

In Herrn Pitt's Plan war ein einziger Punkt, der darauf berechnet war, die Mittel zur Tilgung der Staatsschuld festzusetzen. Es war nämlich das von Herrn Fox vorgeschlagene Amendement, daß neben den Steuern, die für die Zinsen der zu machenden Anleihe nothwendig wurden, auch noch eine Steuer von 1 pr. Ct. von dem Belauf der zu machenden Anleihe aufgelegt werden sollte, um die allmählige Tilgung dieser Anleihe

*) Herrn Humes 6. Resolution.

zu bewirken. Wäre man dieser Bedingung treu geblieben, so würde man einen Fond gebildet haben, welcher, wenn er ausschließlich für diesen Gegenstand wäre verwendet worden, endlich die während des Krieges gemachte Schuld getilgt haben würde; allein, man vergesse hierbei nur nicht, daß dieses nicht durch Anhäufung dieses Fonds durch Zinseszinsen, sondern einzig und allein dadurch geschehen wäre, daß man mehr Steuern gefordert hätte, als man für die jährliche Zinseszahlung bedurfte. Zwischen den Jahren 1793 und 1817. haben wir eine Schuld von 879,290,042 Lst. contrahirt *). Hiervon würde das eine pr. Ct. 8,792,904 Lst. jährlich betragen haben; allein, anstatt einen Ueberschuß von diesem Betrage zu Ende des Krieges zu haben, wo der nominal sinkende Fond auf 15 Millionen stieg, war der wirkliche Ueberschuß kaum zwei Millionen: denn die Steuern, die zu Gunsten des sinkenden Fonds aufgelegt wurden, waren schon im Voraus verzehrt und verpfändet, indem sie die Zinsen der in den Jahren 1807, 9, 13, gemachten Anleihen zu zahlen überwiesen worden. Es ist auch eine Absurdität, annehmen zu wollen, daß der Ueberschuß der Einnahme, wenn er in der Form eines sinkenden Fonds vorhanden ist, wirklich immerfort zur Tilgung der Staatsschuld angewendet werden wird. In den ersten paar Jahren möchte es wohl der Fall seyn; wenn aber bedeutende Schwierigkeiten zur Deckung außerordentlicher Ausgaben sich einfinden, wird er unausbleiblich für

*) Siehe Parliamentary Papers, N. 142.

andere Dinge verwendet werden, wie das von jeher der Fall war, und wie es stets, durch die besonderen Eigenschaften dieses Fonds, der Fall seyn wird. Hat Herr Pitt sich geschmeichelt, daß sein sinkender Fond von jährlichen einem pr. Ct. stets fortwachsen werde, so dürfen wir wohl sagen, daß er sich einem noch außerordentlicheren Blendwerk hingegeben hat, als die unzähligen Goldkugeln von Erdballsgröße sind, die aus Doctor Price's auf Zinseszinsen ausgelegtem Penny hervorgehen. Unsere Minister sind seitdem klüger und aufrichtiger geworden. Herr Vansittart sagte im Jahr 1813 gerade heraus: „der sinkende Fond, in den Händen des Parliaments, sei ein mächtiges Werkzeug, fähig, zu den wichtigsten Resultaten zu führen," obgleich offenbar ist, daß das Parliament keine Disposition über den sinkenden Fond haben kann, so lange es nicht die eigentliche Bestimmung desselben, die Tilgung der Staatsschuld, aufgiebt. Lord Londonderry ging noch viel weiter, als Herr Vansittart, indem er im Jahr 1822 bestimmt und rund heraus im Parliamente erklärte, daß „er den sinkenden Fonds nie als einen Gegenstand angesehen habe, dessen Bestimmung heilig sei; sondern vielmehr als das Mittel, eine bedeutende Summe Geldes zu besitzen, über welche das Parliament nach Billigkeit, sei es für augenblicklich nothwendige Bedürfnisse, sei es für die Sicherheit der Nachkommen, verfügen könnte."

Die wahre Wirkung eines Fonds, wie der ist, den die Minister jetzt zu erhalten versuchen, kann demnach

nicht dazu dienen, die National-Schuld zu verringern, sondern, und vielmehr, nur zu neuen Ausgaben zu ermuntern. „Es kann, sagt Herr Ricardo, keine größere Sicherheit für die Fortdauer des Friedens geben, als wenn die Minister in die Nothwendigkeit gesetzt werden, die Unkosten des Krieges durch Steuern vom Volke zu fodern. Lasset den sinkenden Fond während der Friedenszeit zu einer bedeutenden Höhe anwachsen, so ist die geringste Gelegenheit für sie hinreichend, sich in einen neuen Krieg einzulassen. Sie wissen, daß mit einiger Geschicklichkeit sie im Stande sind, den sinkenden Fonds zu benutzen, um neue Steuern zu fodern. Es ist ihnen etwas Gewöhnliches in einem solchen Falle zu sagen: „das wird uns die Achtung auswärtiger Mächte verschaffen; sie werden fürchten uns herauszufordern oder zu insultiren, wenn sie sehen, welche mächtige Hülfsquellen wir besitzen.“ Was können sie wohl unter solchen Worten verstehen, wenn sie den sinkenden Fond nicht als einen Kriegs-Fond ansehen, den sie zur Erhaltung des Krieges anwenden können? Er kann ja nicht zu einer und derselben Zeit angewandt werden, den Feind zu vernichten und die Staatsschuld zu tilgen. Würden außerordentliche Steuern angewendet wie sie sollten, die Kriegskosten zu decken, welche Erleichterung kann alsdann ein sinkender Fond der Erhebung derselben geben? Nicht darum, weil ein sinkender Fonds die Minister in den Stand setzt, mit Leichtigkeit Steuern aufzulegen, schätzen sie denselben, denn sie wissen wohl, daß er das nicht kann: sondern darum, weil sie wissen, daß sie den sinkenden Fonds an der Stelle

der Steuern benutzen können, ihn, wie sie immer ge- than, im Kriege benutzen, und nur für die Zinsen der Anleihen zu sorgen dürfen *)."

Wir würden uns dem Aufbringen eines jährlichen Ueberschusses der Einnahme, die zum Abtrag der Staats-Schuld angewandt werde, auf keine Weise widersetzen, wenn es eine Sicherheit gäbe, daß er wirklich dazu angewandt werde. Allein, weil eine solche Sicherheit in der Wirklichkeit nicht gegeben werden kann, müssen wir uns diesem widersetzen. So wie eine Gelegenheit sich darbietet, werden die Minister mit gierigen Händen über den sinkenden Fond herfallen; und da sie immer wachsam seyn werden, um es zu können, so werden sie auch weniger geneigt seyn, Gelegenheiten zu vermeiden, die das Land in unnöthige und nutzlose Streitigkeiten und Kriege verwickeln können.

Gegen den Rath des gesunden Menschenverstandes und gegen alle früher gemachte Erfahrungen, kämpfen die Minister jetzt wieder, um einen neuen sinkenden Fond von fünf Millionen zu bilden. Um diesen Vorsatz ausführen zu können, haben sie zu höchst sonderbaren Mitteln gegriffen. Das merkwürdigste unter diesen scheint das zu seyn, wodurch die Last der Pensionen und Halbgehaltszahlungen ausgeglichen werden soll. Der Belauf dieser war im verwichenen Jahre nahe an fünf Millionen; allein es war eine fortwährend schwindende und geringer werdende Last, die in 40 oder 45 Jahren ganz aufhören mußte. Anstatt sie nun der natürlichen,

*) Ricardo, a. a. O.

durch den Tod der Annuitanten (nach und nach fortschreitenden Tilgung zu überlassen, haben die Minister eine Vormundschaft niedergesetzt, welche auf so gute Bedingungen, als sie zu erhalten im Stande ist, jährlich eine Reihe beständig abnehmender Anleihen macht, zu deren Deckung der Schatz unwandelbar, während 45 auf einander folgender Jahre, ihr jährlich 2,800,000 Pf. auszahlt. Dieses Geschäft ist offenbar nicht mehr und nicht minder, als das eines Verschwenders, der Gelder auf post obit-Wechsel aufnimmt, um sich zu schweren Bedingungen eine augenblickliche Erleichterung zu verschaffen. Das ist wiederum einer von der Finanzplänen, der alle Nachtheile des Fundirungs-Systems enthält, und zu welchem man nur in höchst verzweifelten Lagen seine Zuflucht nehmen darf.

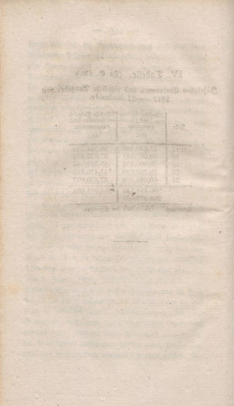
Wenn ein mühsames und ungeschicktes Gaukelspiel mit einem täuschenden sinkenden Fond nichts kostete, so möchte es zur Belustigung und zum Troste alter Weiber, Finanz-Procentmacher und Landjunker fortbestehen. Allein es ist nicht weniger kostbar, als es trügerisch und absurd ist. Nach der Anlage IV. war der Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe vom 5. Januar 1816 bis zum 5. Januar 1822, 7,528,569. Die Zinsen der unfundirten Schuld sind in diesem Zeitraum von $3\frac{1}{2}$ Pences täglich auf 2 Pences für die 100 Pf. (von $5\frac{1}{4}$ auf 3 pr. Ct. jährlicher Zinsen,) heruntergesetzt worden. Es ist augenscheinlich, daß, wenn es hier kein Gaukelspiel gegeben hätte, sondern dieser Ueberschuß zum Abtrag der Staatsschuld angewendet worden wäre, beides, Capital und Zinsen hätten vermindert werden müssen. Al-

IV. Tabelle. (Zu S. 136.)

Jährliches Einkommen und jährliche Ausgabe, von 1817 — 21 inclusive.

Jahr	Jährliches Einkommen, Rückzölle ausgenommen. Lstrl.	Jährliche Ausgabe, den sinkenden Fond ausgenommen. Lstrl.
1817	57,650,589	58,544,049
18	59,667,941	57,872,428
19	58,680,252	57,392,544
20	59,769,680	57,476,755
21	60,686,076	57,639,893
	296,454,538	288,925,669
	288,925,669	

Ueberschuß 7,528,869 der Einnahme.



kein einen so graden Weg zu gehen, das lag nicht in der Absicht der Minister; sie zogen vor, ihren eigenen Weg zu gehen, und wir müssen hinzusetzen: vielleicht auch um dem Geschmack des Publikums zu fröhnen, und uns hier einige neue Kunststücke und Volten zu zeigen. Dem zufolge wurde der wahre Bestand des sinkenden Fonds von nur 1,505,774 Lst. jährlich auf fünf Millionen angegeben. Um ihn auf diese Höhe zu bringen, wurde durch jene Vormünder von der Bank geborgt und Einnahme genannt. Nebenbei fanden noch andere Operationen statt. Eine Art National-Schuld wurde gegen eine andere getauscht; die öffentlichen Rechnungen wurden beinahe unverständlich, und die natürliche Folge von allem diesen ist, daß am Ende dieser sechs Jahre die Last, anstatt vermindert zu seyn, wegen der unablöslichen Schuld, um ein beträchtliches vermehrt worden ist.

Um eine Probe von der Sorglosigkeit zu geben, mit der die Finanzrechnungen von unseren Ministern aufgemacht werden, und um zu zeigen wie wenig Glauben sie verdienen, wird es hinreichen, zu erwähnen, daß Herr Robinson am 3. März im Parliament behauptet hat, und wir zweifeln gar nicht, daß er diese Behauptung als seine volle Ueberzeugung in aller Ehrlichkeit ausgesprochen habe, — daß der sinkende Fond vom 5. Januar 1819 zum 5. Januar 1822 24,766,520 Lst. an Staatsschulden getilget habe. Allein, aus den offiziellen Berechnungen, die auf Befehl des Parliaments gedruckt worden sind, geht hervor, daß nicht weniger als 22,454,578 Lst. von dieser Tilgung, unabhängig von der Verwaltung des sin-

fenden Fonds, theils durch Verwendung des Ueberschusses der Anleihen vom Jahr 1815, theils durch den Eintausch der National-Schuld von niedrigem Zins gegen eine von höherm, bewirkt worden ist. Könnte jemand zweifeln, daß wenn in der That 24 Millionen von der National-Schuld getilgt worden sind, der Belauf der Zinsen im Verhältniß vermindert worden sei? Allein, die jährlichen Zinsen, die wir im Jahr 1822 bezahlen müssen, betragen 700,000 Lst. mehr, als sie im Jahr 1817 betragen haben! Nun ist es doch offenbar, daß 24 Millionen getilgte Schuld, und Zinsen, die sich dennoch um 700,000 Lst. jährlich vermehrt haben, zwei Dinge sind, die sich nicht vereinbaren lassen; was aber hierbei zu bedauern ist, ist, daß letzteres wahr ist, während ersteres hypothetisch bleibt. Der Beweis, den wir hierüber vorlegen wollen, ist in der Substanz aus der gedruckten Rede des Herrn Robinson hergenommen, und wenn er, oder wer er auch sei, es unternehmen wollte, uns zu widerlegen, so werden wir noch einmal es zu unterfuchen unternehmen, ob die vermehrte Last jährlicher Zinsen wirklich eine nothwendige Folge einer getilgten Schuld sei.

Nach der dem Parliament vorgelegten Berechnung No. 35. war der Belauf der uneingelösten Schuld am
5. Januar 1816 . . . . . Lst. 816,311,939
den 5. J. 1822, war der Belauf nur „ 795,312,767
Die Schuld vermindert um . . „ 20,999,172
Die nicht fundirte Schuld, mit Ausnahme der Marine und der Artillerie
war 5. J. 1816 Lst. 43,938,223
und den 5. J. 1822 „ 41,514,061

Vermindert . .	2,424,161
Das Ganze der verminderten Schuld .	23,423,334
Der Kanzler der Schatzkmmr. giebt an .	24,766,520
Diese Verminderung ist zusammengesetzt: Aus der Anleihe von 1815. Hier wurden über 87 Millionen Schulden creirt, die ganz in die Rechnung vom 5. Jan. 1817 aufgenommen worden sind, zum Preis von 52 Lst. für die 100 Lst. 3 pr. Ct. Hiervon blieben übrig nach dem 5. J. 1817 5,939,803 Lst. baares Geld, mit welchem die Schuld, die zu 52 ausgegeben wurde, zu 82 zurückgekauft werden mußte	9,563,082
Getilgt werden zwischen dem 5. Jan. 1816 und 5. Jan. 1822 gegen Leibrenten	3,268,894
Im Jahr 1816 schoß die Bank 3 Millionen her zu 3 pr. C. mit welchen 4,840,000 Lst. 3 pr. Ct. zurückgekauft wurden	1,840,000
Im Jahr 1818 wurde von den Inhabern von 3 pr. Ct. Stocks eine Prämie gezahlt von 2,999,920, um 27,272,000 Lst. in 3 pr. Ct. in $3\frac{1}{2}$ pr. Ct. vertauscht zu erhalten. Mit dieser Prämie wurden getilgt. A.	3,846,000

Im Jahr 1820 wurden 7 Millionen

Schatzkammerscheine in 5 pr. Ct.
Staatsschulden verwandelt. Mit
dem Ueberschuß wurde getilgt. B. Lst. 3,272,500
Durch Ablösung der Grundsteuer
wurde getilgt 684,030

Summe Lst. 22,454,576

Woraus hervorgeht, daß in der ganzen Zeit der sinkende Fonds nun 2,311,944 Lst., nach der Wahrheit aber nur 968,571 Lst. getilgt hat. Obschon in dieser Zeit ein Gesammtüberschuß der Einnahmen von 7,528,869 Lst. vorhanden gewesen, und obschon die Zinsen von der unfundirten Schuld sind heruntergesetzt worden, welches beides die jährliche Last um 941,500 Lst. verringert hat: so war diese dennoch für Zinsen und Unkosten der unablösbaren fundirten und nicht fundirten Schuld im Jahr 1822 größer, als im Jahr 1817!

A. Die Uebertrag. v. 27,272,000 Lst.
von 3 auf $3\frac{1}{2}$ pr. Ct. vermehrte
die jährlichen Zinsen 136,360
Die mit den 2,990,920 Lst. zu-
rückgekaufte Staatsschuld, gab
an jährlichen Zinsen nur . . . 115,380
jährlicher Verlust Lst. 20,980
Das Capital zu 3 pr. Ct.
699,933 Lst. an Staatsschuld
B. 7,000,000 Schatzkammerscheine
kosten an Zinsen jährlich . . . 346,500
Die dafür getilgten 3 pr. Ct.
ersparen an Zinsen 306,075
jährlicher Verlust Lst. 40,425
das Capital zu 3 pr. Ct. 1,347,500 Lst. Staatsschuld.

Demnach ist es nicht mehr zu läugnen, daß jede seit dem Jahr 1816 von den Ministern vorgelegte Finanzrechnung, und besonders die Uebersicht der finanziellen Lage des Landes, läppisch, falsch und ungegründet war. Ihr sinkender Fond, ihre Umtauschung der Staatsschulden, und ihre übrigen Hocuspocus haben den Staat nicht nur um einen Ueberschuß der Einnahmen von 7,528,000 Lst. gebracht, sondern auch die jährliche Last desselben um 700,000 Lst. vermehrt. Vielleicht ist das noch nicht hinreichend, um zu zeigen, wie nothwendig es ist, ein System von Gaukelspiel und Trug und Verblendung zu verlassen. Wir zweifeln auch nicht, daß, wenn das Publikum fortfährt dieselbe stupide Gleichgültigkeit gegen die Quacksalberei der Minister zu haben, wie es bis jetzt gehabt hat, es auch, wie es muß, das Vergnügen haben wird, noch schlagendere Beweise von der Kraft eines sinkenden Fonds zu erhalten, und bei diesen immer tiefer in Schuld und Ungemach zu versinken.

Nachsatz.

Der Raum hat uns diesmal nicht gestattet, den in obiger Anmerkung versprochenen Anhang über Richard Price und den Antheil, den er an dem durch den Minister Pitt errichteten Tilgungs-Fond hatte, sogleich zu geben; wir werden ihn aber ganz unfehlbar im nächsten Hefte nachfolgen lassen.

Der Herausgeber.

Für Schachspieler.

J. P. C. Preußler's

deutliche

und ausführliche Auseinandersetzung

der Schachspielgeheimnisse

des Arabers Phipp Stamma,

mit vielen Anmerkungen und Verbesserungen mehrerer Spiele für Anfänger; nebst einem Anhange, in welcher Folge, und wie man am nützlichsten die vorhandenen Meisterschriften über das Schach studire.

8. Berlin, bei Enslin. Zweite Auflage 1823.

15 Bogen auf Schreibpapier, brosch. 10 Gr. sächs. oder 12½ Sgr.

Dieses rühmlichst bekannte Werkchen ist nun wieder in einer neuen Auflage zu haben, und der Preis fast um die Hälfte billiger gestellt, als bei der ersten Auflage, um den Ankauf auch jedem unbemittelten Schachspielfreund möglich zu machen, Papier und Druck sind sehr gut. —

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Dritte Periode des dreißigjährigen Krieges: Verwandlung des deutschen Reichskrieges in einen europäischen Staatenkrieg.

Waldsteins Entfernung von dem Kriegsschauplatze war bei weitem mehr das Werk der französischen Staatsklugheit, als das der Einsicht jener deutschen Fürsten, welche Ferdinand den Zweiten auf dem Reichstag zu Regensburg bestürmt hatten; und die Geschicklichkeit, womit der Cardinal Richelieu sich in dieser wichtigen Angelegenheit benahm, verdient es wohl, daß man einige Augenblicke bei ihr verweile, hauptsächlich, um zu erfahren, wie er dazu kam, die Jesuiten und den römischen Hof in ihren Entwürfen zu stören.

Bei der Vermengung, worin das Kirchliche mit dem Staatlichen, das Geistliche mit dem Weltlichen, so viele Jahrhunderte hindurch lag, blieb Königen und

Kaisern, welche ihr Ansehn gegen die unbegränzten Forderungen des allgemeinen Christenvaters, d. h. des theokratischen Universal-Monarchen, vertheidigen wollten, nichts Anderes übrig, als ihre vornehmsten Werkzeuge und Rathgeber in der Priesterklasse zu wählen; auch ist es eine bekannte Sache, daß in früheren Zeiten die Ersten Minister in der Regel Bischöfe oder Erzbischöfe waren, welche den Cardinals-Titel führten. Die Politik, welche dieser Anstellung zum Grunde lag, war durch das Verhältniß der weltlichen Fürsten zu der Regierung der allgemeinen Kirche geboten; und wie sehr es auch, auf den ersten Anblick, scheinen mag, als ob sie nicht bloß unwirksam, sondern sogar gefährlich gewesen: so empfiehlt sie sich doch, bei genauerer Betrachtung, durch ihre Zweckmäßigkeit und Heilsamkeit. Zuvörderst war durch die Anstellung eines vornehmen Priesters dem römischen Hofe ein Einwirkungspunkt gegeben, den er mit Schonung behandeln mußte, weil er in der kirchlichen Hierarchie eine von den ersten Stellen einnahm; die Forderungen jenes Hofes wurden hier gemäßigt. Zweitens, sofern es sich in dem Verkehr der Regierung der allgemeinen Kirche mit den Regierungen der einzelnen Staaten und Reiche, welche zusammen das große Kirchenreich bildeten, immer um den Unterschied des Geistlichen von dem Weltlichen und um den Vorzug des ersten vor dem letzten handelte, war Niemand geschickter, die Richtigkeit jenes Unterschiedes und dieses Vorzugs darzuthun, als eben der ausgezeichnete Priester, dem, als Ersten Minister, die Leitung des Staats übertragen war. Die Bürgschaft, welche der weltliche

Monarch für sein Ansehn und f'r die Fortdauer seiner Dynastie erhielt, bestand unter diesen Umständen darin, daß der priesterliche Premier=Minister ihm seine Anstellung verdankte, und daß diese Anstellung bedingt war durch den Erfolg, womit er das Staatliche gegen das Kirchliche vertheidigte: eine Bürgschaft, die sich in der Regel nothwendig bewähren mußte. In Wahrheit, ist man von dem Verfahren eines Cardinals Ximenes und eines Cardinals von Amboise (Ludwig des Zwölften Ersten Ministers) genauer unterrichtet: so läßt man diesen Männern leicht die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie, ihrer Bestimmung entsprechend, den Staat nie der Kirche aufgeopfert und folglich das Ansehn ihrer Könige mit Erfolg vertheidigt haben.

Man begreift aber zugleich, worauf sich das Verdienst dieser priesterlichen Premier=Minister beschränken mußte. Wie hätten sie, die zugleich Minister und Priester waren und folglich das Priesterthum durch die Staatsgewalt stützten, jemals auf den Gedanken gerathen können, die Kirche in die Bahn einer bloßen Trägerin des Sittengesetzes — entkleidet von aller Gewalt und nur der Kraft der Lehre vertrauend — zurückzuführen? Sie leisteten in ihrer merkwürdigen Stellung alles, was zu leisten war, wenn sie es dahin brachten, daß sich der Staat neben der Kirche behauptete. An einen Ausschlag des ersten über die letzte, an eine Vermischung des Unterschiedes zwischen dem Weltlichen und Geistlichen in dem Total=Begriff der Sittlichen, war gar nicht zu denken; die doppelte Gesetzgebung, wodurch Kirche und Staat die Gesellschaft verwirrten und sich

K 2

gegenseitig gleich sehr schadeten, hatte die Bürgschaft ihrer unseligen Fortdauer sogar in dem Mittel, das man gewählt hatte, beide ins Gleichgewicht zu setzen und in der Schwebe zu erhalten. Was der Welt in dieser Hinsicht Gutes bevorstand, konnte am wenigsten von priesterlichen Premier-Ministern ausgehen. Bekanntlich ging es aus einer Umwälzung hervor: die Reformation der Kirche trat ein, und diese war es, was der sogenannten weltlichen Macht das Uebergewicht über die sogenannte geistliche dadurch gab, daß sie das Kirchenthum auf seine ursprüngliche und ewige Bestimmung, zurückführte d. h. auf die Bestimmung, den Geistern und Gemüthern die Neigung und Bereitwilligkeit zur Unterwerfung unter das gesellschaftliche Gesetz zu geben.

Wie die Reformation der Kirche auf Frankreich einwirkte, und wie die anhaltenden und zerstörenden Bürgerkriege, die sie in diesem großen Lande herbeiführte, zuletzt damit endigten, daß Heinrich der Vierte, auf die Vortheile des Protestantismus für die Ausübung der höchsten Staatsgewalt verzichtend, in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurücktrat, um den Rest seines Lebens in Ruhe zu genießen: dies alles kann hier als bekannt vorausgesetzt werden. Nun gewann es durch diesen Zurücktritt zwar den Anschein, als ob in Frankreich das alte Verhältniß des Staats zur Kirche zurückgekehrt sei; daran aber fehlte nur allzu viel. Hatte der Pabst, als Universal-Monarch, durch den Abfall des nördlichen Europa an seinem Ansehn unwiederbringlich verloren: so hatte ein französischer König eben dadurch an dem seinigen gewonnen; der Zusammenhang worin die euro-

päische Welt mit sich selbst steht, brachte dies mit sich. Auch offenbarte sich dies auf der Stelle durch den Vertrag, den Heinrich der Vierte mit seinen protestantischen Unterthanen abschloß: ein Vertrag der vierzig Jahre früher ganz unmöglich gewesen seyn würde. Noch deutlicher aber ging es aus der Art hervor, wie Heinrich sein Ministerium zusammensetzte. Anstatt, nach dem Muster früherer Könige, einen Priester an die Spitze desselben zu bringen, wählte er einen Soldaten, der noch dazu ein Protestant war. Wir bezeichnen hierdurch den Herzog von Sully. Heinrichs des Vierten Regierung ist von Seiten der Rolle, welche Sully als Protestant in derselben spielte, zwar nie gewürdigt worden als ein wie entscheidend diese Rolle war, das zeigte sich am auffallendsten unter der Regierung Ludwigs des Dreizehnten, wo, nach dem Ausscheiden des Marschalls d'Ancre und des Herzogs von Luynes, ein geistlicher Premier-Minister seine Bestimmung nicht anders auffassen konnte, als so, daß er aus allen Kräften zum Nachtheil des römischen Stuhles wirkte.

In der That, wenn die Verwaltung des Cardinals Richelieu von irgend einer Seite volle Aufmerksamkeit verdient, so ist es die, daß er, als Erster Minister sein ganzes Talent dem Staate zuwendete, und, so viel an ihm war, die Regierung der sogenannten allgemeinen Kirche ihrem Schicksale überließ; mit einem Worte: daß er, obgleich Katholik und Priester, durchaus in dem Geiste eines Protestanten waltete. Was man daher mit Wahrheit sagen kann, ist: daß nie ein Cardinal dem Ansehn des Pabstes mehr geschadet hat, als

Richelieu. Nur von ihm rührte die Wendung her, welche der dreißigjährige Krieg nach dem Abschluß des Lübecker Friedens nahm. Diese Wendung aber ging aus der rein-politischen Ansicht hervor, nach welcher er Frankreichs Uebergewicht auf Deutschlands Vielherrschaft gründen zu müssen glaubte. Wir untersuchen hier nicht, in wiefern diese Ansicht richtig war; wir untersuchen noch weit weniger, ob das, was der Cardinal am meisten fürchtete — die Einheit Deutschlands — nicht eine Chimäre war, worüber ein einsichtsvoller Staatsmann aus rein geographischen Gründen hätte belehrt seyn können: wir bleiben bei der Thatsache selbst stehen, so, daß die Opposition, worin wir den französischen Premier-Minister gegen den römischen Stuhl erblicken, das Einzige ist, was uns anspricht. Dieser war so weit entfernt, die Einheit Deutschlands zu fürchten, daß er sie von Herzen wünschte und durch seine Jesuiten aus allen Kräften beförderte; er konnte nicht wohl anders, wenn er bedachte, daß die Reformation hauptsächlich durch die Vielherrschaft Deutschlands gelungen war. Doch gerade dies war der Punkt, worin Richelieu und der römische Hof collidirten; und wir müssen nun sehen, wie jener es anfing, um den Sieg davon zu tragen und die bedrohete Vielherrschaft zu retten.

Was ihm zunächst einleuchtete, war, daß Christian der Vierte nicht der rechte Mann sei, sofern es darauf ankomme, sich den weit aussehenden Entwürfen — nicht des Hauses Oesterreich, sondern der Jesuiten zu widersetzen. Weit mehr schien ihm der König Gustav Adolph

von Schweden für eine so große Bestimmung geeignet. Zu einer Zeit also, wo im Kampfe Christians mit Tilly und Waldstein noch nichts entschieden war, dachte Richelieu bereits darauf, wie er Gustav Adolph für die Sache der deutschen Vielherrschaft gewinnen wollte. Da der König von Schweden bis zum Jahr 1628 in einen Krieg mit seinem Oheim, den König Sigismund von Polen, verwickelt war: so kam es vor allen Dingen darauf an, daß dieser Krieg beendigt wurde. Dieser Aufgabe unterzog sich der französische Gesandte am dänischen Hofe; sein Name war Charnacé. Ihm gelang es, einen sechsjährigen Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden zu Stande zu bringen (26. Sept. 1629): einen Waffenstillstand, der dem besten Friedensvertrage gleich kam und für Schweden besonders dadurch vortheilhaft wurde, daß Sigismund, während der Dauer desselben, nicht bloß Liefland, sondern auch mehrere Städte Ost- und Westpreußens an seine Neffen abtrat. Sobald nun Gustav Adolph wieder freie Hand hatte, ging Richelieus Sorge nur dahin, wie er seine Landung in Deutschland erleichtern wollte; und da dies nur in sofern möglich war, als er den furchtbaren Waldstein von dem Kriegsschauplatz entfernte, so setzte er alle Triebfedern zu diesem Endzweck in Bewegung. Am leichtesten mußte der französische Premier-Minister seinen Endzweck erreichen, wenn es ihm gelang, die katholischen Fürsten Deutschlands, sie mochten weltlichen oder geistlichen Standes seyn, mit Befürchtungen über ihre Fortdauer zu erfüllen; und daß es ihm gelang, ist keinem Zweifel unterworfen, sobald man sich der Stim-

mung erinnert, welche auf dem Reichstage zu Regensburg sich vernehmen ließ. Maximilian von Baiern und die geistlichen Kurfürsten, welche bisher gleichgültige Zuschauer des kaiserlichen Uebermuths, sofern er sich durch Waldstein aussprach, gewesen waren, zeigten sich nur als Organe Richelieu's, als sie auf die Abberufung dieses Feldherrn drangen; und vielleicht wußte Ferdinand — oder vielmehr sein Beichtvater — sehr wohl, was vorgegangen war, um diese Veränderung in den Gesinnungen der katholischen Reichsfürsten zu Stande zu bringen; denn als Ferdinand, den vereinigten Bitten und Drohungen der Reichsfürsten nicht länger gewachsen, in die Abberufung Waldsteins willigte, that er dies nicht ohne eine feierliche Erklärung, worin er „vor Gott und der Welt bezeugte, daß er unschuldig seyn wolle an allem dem Unheil, womit dieser Tag (der Abberufung) schwanger gehe."

Wir haben oben bereits erzählt, daß Waldstein, dem Rufe des Kaisers folgend, nach Böhmen zurückging. Hier lebte er auf seinen prachtvollen Gütern, am liebsten aber in seinem Palaste zu Prag. Sein Stolz stieg, so wie das Glück ihm weniger lächelte. Zugleich verschwand alle Heiterkeit aus ihm, alle Vertraulichkeit aus seinem Umgange. Schwer drang man durch seine Leibwache und durch die Schaar von Edelknaben und Bedienten, womit er sich umgeben hatte, zu ihm. Seine Unruhe, sein Argwohn, seine Verschlossenheit und seine Neugierde wuchsen auf eine furchtbare Weise, indem er nur Plane zum Verderben seiner Feinde in seiner Seele wälzte. Alle seine Fragen bezogen sich auf

Welthändel, und seine rollenden Augen suchten stets Geheimnisse. Kaum dem Getöse der Schlachten entronnen, konnte er so wenig ein Geräusch ertragen, daß selbst das Klirren eines Sporns ihm zuwider war. Alle bedeutenden Briefe schrieb er selbst; und wenn er seine Zuflucht zu einer fremden Feder nahm, so konnte diese seine Gedanken nicht versteckt genug ausdrücken. Selten zeigte er sich außerhalb seiner Zimmer. Ein spanisches Rohr stützte seinen langsamen Gang, der von gichtischen Schmerzen gelähmt war; und das Auffallende seines Anzugs und seiner ganzen Gestalt wurde nicht wenig vermehrt durch das goldene Vließ, das Philipp der Vierte ihm geschenkt hatte. Seiner Person am nächsten blieb immer der Genueser Seni. Ihm, den der Ingenieur Pirroni für einen monatlichen Sold von fünf und zwanzig Thalern in Waldsteins Dienste gezogen hatte, bezahlte dieser jährlich 2000 Thaler, weil er sich einer schlechteren Besoldung schämte; durch Deutungen der Sterne fesselte Seni die stolze Seele, in welcher kein anderer Gedanke glühete, als der an Rache und künftige Herrlichkeit. Um sich an dem Kaiser, noch mehr aber an Maximilian von Baiern rächen zu können, hatte Waldstein seine vornehmsten Befehlshaber beredet, in die Dienste evangelischer Fürsten zu treten; und so legte er weit umher die Verschwörung an, welche ihn wieder emporbringen sollte. Sein Aberglaube verhinderte ihn, zu begreifen, wie sehr die Kraft der Begebenheiten dahin wirken mußte.

Während Waldstein in seinem Palaste zu Prag, wie ein kranker Löwe in seiner Höhle lebte, war Gu-

stav Adolph nur darauf bedacht, wie er in Deutschland landen wollte. Wir verweilen nicht bei den Anstalten, die er zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe Schwedens während seiner Abwesenheit traf, nicht bei dem Eifer, womit er seine Fahrzeuge und seine Truppen bei Elfsnaben vereinigte, nicht bei dem rührenden Abschiede, den er, seine vierjährige Tochter, die Prinzessin Christina, auf den Arm, von den versammelten Ständen nahm, nicht bei den Thränen, welche gegenseitig vergossen wurden: dies alles würde nur eine Wiederholung wohlbekannter Dinge seyn. Mehr könnten wir uns versucht fühlen, bei dem Helden selbst stehen zu bleiben, den Richelieu zum Retter Deutschlands auserkoren hatte.

Gustav Adolph, geboren den 19. Dec. 1594, befand sich in einem Alter von sechs und dreißig Jahren als er sich dem Abenteuer unterzog, das seinen Namen der spätesten Nachwelt empfehlen sollte. Ein kraftvoller Geist, der die Dinge immer nur großartig auffassen konnte, war in ihm von einem höchst gesunden Körper unterstützt. Von hohem Wuchse und sehr fleischig, gebot er durch seine Gestalt; aber noch weit mehr gebot er allen, die sich ihm näherten, durch seine breite Stirn, durch seine Adlernase, durch seine große graue Augen und durch den männlichen Ton seiner Stimme. Wenige Sterbliche haben also das äußere Gepräge eines Herrschers vollständiger aus den Händen der Natur empfangen. Das Innere aber blieb nicht zurück. Ernst und Freundlichkeit, war in ihm auf eine wundersame Weise verbunden. Unzugänglich der Furcht, wie jeder wahre König muß, war er niemals ängstlich oder

verlegen; und indem seine reiche Einbildungskraft und sein durch die Erfahrung gebildeter Verstand es ihm nie an Hülfsmitteln fehlen ließen, strömte seine Rede von Witz und Laune über. Wie sehr er zu den religiösen Naturen gehörte, dies zeigte sich am meisten in dem instinktartigen Abscheu, den er gegen die Jesuiten hegte: an ihm wurden alle ihre Künste zu Schanden; und wie er sie aufrichtig haßte, so trug er auch kein Bedenken, diesen Haß an den Tag zu legen. Er, den jedes Eigenthum heilig war, er, der zugleich die Wissenschaften liebte und beförderte, bemächtigte sich der Büchersammlung, welche die Jesuiten zu Frauenburg in Preußen angelegt hatten, und sendete sie nach Upsala, damit die Bosheit nicht länger von der Einsicht unterstützt werden möchte. Vielleicht darf man sagen, daß Gustav Adolph, so wie er unter den Königen und Fürsten seiner Zeit am meisten hervorragte, so auch die wahre Tendenz der Kirchenverbesserung, den Geist der Sittlichkeit in das Kirchenthum zurückzuführen, am besten aufgefaßt hatte; zum wenigsten widerspricht keine seiner Handlungen. Und wenn bis auf seine Zeit die Fürsten Europa's mehr oder weniger ihre Bestimmung nur in sinnlichen Genüssen gefunden hatten: so war er der erste König, der auf eine höhere, d. h. auf eine sittliche Bestimmung hinwies, und eine Lehre gab, die für die edleren Naturen seines Ranges nicht verloren gehen sollte. In dieser Beziehung könnte man ihn als den Anfangspunkt einer sittlichen Wiedergeburt der verschiedenen Fürstengeschlechter Europa's betrachten. Ohne ihn, d. h. ohne daß Er vorangegangen wäre, hätte Deutschland schwerlich in

dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Großen einen zweiten Helden ähnlicher Art kennen gelernt; und wer berechnet, wie tief ganz Deutschland noch jetzt versunken seyn würde, wenn Friedrich Wilhelm der Große ihm nicht gezeigt hätte, wie viel sich mit geringen Kräften ausüben läßt, wenn man sie gehörig anzulegen versteht!

Mit nicht mehr als funfzehn Tausend Schweden schiffte sich Gustav Adolph bei Elfsnaben ein. Aufgehalten von widrigen Winden, konnte die Flotte erst im Junius 1630 unter Segel gehen. Den 24. dieses Monats erreichte sie die Insel Rügen. Der König stieg zuerst ans Land; und kaum hatte er den deutschen Boden berührt, so kniete er im Angesicht seines Gefolges nieder, um Gott für die Erhaltung seines Heeres und seiner Flotte zu danken. Die vornehmsten Offiziere, welche er mit sich führte, waren Gustav Horn, der Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Baudissen, Banner, Teifel, Tott, Fallenberg, Kniphausen. Als mehrere von diesen beim Anblick des betenden Königs Thränen der Rührung vergossen, sprach er zu ihnen: „Weinet nicht meine Freunde, sondern betet; je mehr Betens, je mehr Siegs; fleißig gebetet ist halb gefochten!“ Er bemächtigte sich hierauf der kleinen Inseln Usedom und Wollin, und rückte, nachdem die Kaiserlichen ihre Küstenschanzen verlassen hatten, ohne Zeitverlust auf Stettin, um diese Hauptstadt und Residenz des Herzogs von Pommern, ehe ihm die kaiserlichen zuvorkämen, zu einem Waffenplatz zu machen.

Wer möchte nicht glauben, daß das ganze nördliche

Deutschland, nach so vielen Bedrückungen der Kaiserlichen, sich an den König von Schweden angeschlossen habe? Daran fehlte indeß nicht weniger, als Alles. Selbst der letzte Herzog von Pommern, Bogislaw der Vierzehnte, ward durch den Besuch Gustav Adolphs nur in Angst gesetzt. Mit der Zaghaftigkeit, welche dem höheren Alter eigen ist, vereinigte sich in diesem Herzoge die Furcht vor der Rache des Kaisers, um ihn in der ersten Unterredung, die er mit dem Könige von Schweden hatte, zu dem so unmännlichen als unfürstlichen Wunsche zu bewegen, daß jener ihm neutral zu bleiben gestatten möchte. Vergeblich versicherte ihm Gustav Adolph auf das liebreichste, er habe keine Absichten weder auf Pommern, noch auf irgend einen Theil von Deutschland, aber in einem Kriege, wie der gegenwärtige, sei der einstweilige Besitz von Pommern zu seiner eigenen Sicherheit eben so nöthig, wie zur Wiederherstellung der Freiheit deutscher Fürsten: — der Greis, den die nächste Zukunft schreckte, und der nichts so sehr fürchtete, als das Schicksal der Herzoge von Mecklenburg zu haben, beharrete auf seinem Flehen und fand es nur grausam, daß man ihn dem Jammer aussetzen wolle, als ein Geächteter aus seinem Lande flüchten zu müssen. Nichts würde Gustav Adolph über ihn vermocht haben, wenn der Magistrat zu Stettin nicht entschlossener gewesen wäre, als der Herzog. Sollte Stettin nicht ein Gegenstand der Eroberung werden: so mußte es seine Thore öffnen. Dies beherzigend und dem Versprechen des Königs, daß die strengste Ordnung und Mannszucht geübt werden sollte, vertrauend, zeigte sich

der Magistrat zur Annahme des königlichen Vorschlags geneigt; und wie für schwache Gemüther nichts verführerischer ist, als das Beispiel, so fügte sich jetzt auch der Herzog mit einem: „Nun in Gottes Namen!“ in die Nothwendigkeit und die Schweden rückten den 20. Juli in Stettin ein, das sie auf der Stelle befestigten. Noch immer voll von dem Gedanken an nahe Vertreibung, meldete Bogislaw dem Kaiser was geschehen war, und entschuldigte sich wegen seines Abfalls von der kaiserlichen Majestät mit der unabtreiblichen Nothwendigkeit, die ihm keine andere Wahl gelassen habe.

So hatte denn Gustav Adolph zum wenigsten auf der Küste festen Fuß gefaßt. Doch fehlte viel daran, daß Pommern von den kaiserlichen sogleich befreiet worden wäre. Der ganze Ueberrest des Jahres verstrich auf Seiten der Schweden unter Anstrengungen, welche die Vertreibung der Ueberreste des waldsteinischen Heeres aus diesem Lande zum Endzweck hatten.

Torquato Conti, welcher den Oberbefehl über diese Ueberreste führte, aber viel zu schwach war, um Angriffsweise gegen den König von Schweden zu Werke gehen zu können, gedachte, mit Hülfe eines wohlersonnenen Operationsplans, die Schweden zum wenigsten am Vorrücken zu verhindern. Er zog, zu diesem Endzweck, die Besatzungen der Städte zusammen und verschanzte sich, oberhalb Stettin, bei Garz an der Oder, um diesen Fluß zu beherrschen und jener Stadt die Communication mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. So wie ihn denn nichts bewegen konnte, sich mit dem Könige von Schweden, der ihm an Mannschaft überlegen war,

zu schlagen; eben so wollte Gustav Adolph durch eine entschlossene Bestürmung der feindlichen Verschanzungen, wo so Vieles zu seinem Nachtheil war, nicht Alles aufs Spiel setzen. Auf diese Weise verstrichen mehrere Monate in Unthätigkeit. Die schlechte Jahreszeit kam indeß den Schweden zu Hülfe. Entblößt von Gelde, konnte Torquato Conti in einen ausgesogenen Lande nicht länger aushalten. Der Soldat, schlecht verpflegt, noch schlechter bekleidet, entsagte der Mannszucht, und indem er aufsätzig wurde, verließ er auch die Fahne. Zu diesem Uebel gesellte sich ein zweites: ansteckende Krankheit im engen Lager. Unter diesen Umständen mußte die Stellung bei Garz aufgegeben werden. Torquato Conti hoffte den schwachen Ueberreſt seiner Truppen durch bequeme Winterquartiere aufs Neue zu beleben. Falsche Rechnung, weil er es mit einem Feinde zu thun hatte, für den unter deutschem Himmel kein Winter war! Die kaiserlichen Abgeordneten, welche wegen eines Waffenstillstandes unterhandeln sollten, erhielten von dem Könige die Antwort: „nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen, wären die Schweden Soldaten im Winter, wie im Sommer; möchten die Kaiserlichen es mit sich halten, wie sie wollten: sie gedächten nicht müßig zu bleiben." Auf diese Antwort legte Torquato Conti den Oberbefehl nieder, und von jetzt an fiel eine Stadt nach der andern in die Hände der Schweden: zuerst Greifenhangen, durch Sturm erobert, und bald darauf auch Garz und Piritz, von den Kaiserlichen freiwillig aufgegeben. Am Schlusse des Jahres waren nur noch Greifswalde, Demmin und

Kolberg in der Gewalt der Kaiserlichen; und indem Gustav Adolph ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten zur Eroberung dieser Städte traf, bedurfte es kaum noch mehr, den Feind in eine wilde Flucht zu treiben. Er nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an schwerem Geschütz und Bagage, eben so wenig aber ohne furchtbare Quälereien für die, welche sich auf seinem Wege befanden; denn der Gedanke war, den Schweden nichts zurückzulassen, und um diesen Gedanken durchzuführen, mußte man den unglücklichen Landmann seiner letzten Habe berauben, Mühlen abbrennen, Dörfer in Brand stecken u. s. w. Dies wurde so weit getrieben, daß der Kurfürst von Brandenburg sich genöthigt sah, seinen Unterthanen in einem Edicte zu befehlen, daß sie Gewalt mit Gewalt vertreiben und jeden über der Plünderung ergriffenen kaiserlichen Soldaten todtschlagen sollten. Mißhandlung und Elend müssen sehr hoch gestiegen seyn, wenn eine Regierung sich entschließen soll, die Selbstrache als ein Rettungsmittel zu empfehlen!

Zu eben der Zeit, wo Gustav Adolph die Kaiserlichen aus Pommern vertrieb und den mecklenburgischen Herzogen Gelegenheit zur Rückkehr in ihre Staaten gab, wurde, nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlung der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schutz nahm, Gustav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, zu Bärwalde in der Neumark ein förmlicher Allianz-Vertrag zwischen dem König von Frankreich und dem König von Schweden (23. Jan. 1631) geschlossen. In demselben

ver-

verpflichteten sich beide Mächte, sich wechselseitig mit bewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu verhelfen, und im Innern Deutschlands, wie an den Gränzen desselben, Alles eben so wiederherzustellen, wie es vor dem Ausbruche des Krieges gewesen war. Schweden machte sich anheischig ein Heer von 30,000 Mann Fußvolk und 6000 Mann Reiterei in Deutschland zu unterhalten; Frankreich dagegen machte sich verbindlich, dem Könige von Schweden 400,000 Thlr. Hülfsgelder jährlich zu zahlen. Unterhändler war derselbe Charnacé, welcher den Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden zu Stande gebracht hatte.

Jetzt fingen die deutschen Reichsfürsten an, Vertrauen zu Gustav Adolphs Unternehmen zu fassen; selbst die katholischen, sofern sie Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn mit weniger Mißtrauen Fortschritte in Deutschland machen, weil das Bündniß mit einer katholischen Macht ihm Schonung gegen deren Glaubensgenossen gebot. Von dem nahen Abschluß des eben genannten Vertrages unterrichtet, ladete der Kurfürst von Sachsen, nachdem er sich mit seinem Nachbar, dem Kurfürsten von Brandenburg, besprochen hatte, alle evangelische Stände des Reichs zu einem General-Convent ein, der den 6. Februar 1631 zu Leipzig gehalten werden sollte; und wirklich erschienen auf demselben, entweder selbst oder durch Bevollmächtigte, Brandenburg, Hessenkassel, mehrere Fürsten, Grafen, protestantische Bischöfe und andere Reichsstände. Je bedenklicher dieser Zusammentritt bei der Anwesenheit des Kö-

nigs von Schweden in Deutschland war, desto mehr bemühete sich der Kaiser, ihn zu hintertreiben; doch die versammelten Fürsten, von den Fortschritten des Schwedenkönigs belebt, behaupteten ihre Vorrechte, und als sie, nach zwei Monaten, wieder aus einander gingen, geschah dies nicht, ohne zu einem Schluß gekommen zu seyn, der den Kaiser in Verlegenheit setzen mußte. Der Inhalt desselben war nämlich: den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutions-Edicts, um Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, um Einstellung der Executionen und um Abstellung aller bisherigen Mißbräuche zu ersuchen; bis dahin aber ein Heer von 40,000 Mann zusammen zu bringen, wodurch sie sich selbst Recht verschaffen könnten, wenn der Kaiser es verweigerte. Dieser Schluß war in sich selbst nichts weiter, als eine Erklärung, daß man entschlossen sei, die Kirchenverbesserung mit allen den Folgen zu vertheidigen, die sie bisher für Deutschlands politisches System gehabt hatte. Wenn des Königs von Schweden darin nicht gedacht war, so hatte dies keinen anderen Grund, als daß die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen noch immer Bedenken trugen, sich mit einem Ausländer einzulassen, der, wenn man ihm einmal Raum gegeben hatte, leicht viel weiter gehen konnte, als es ihrem Vortheile gemäß war. Zugleich wollten sie das Oberhaupt des deutschen Reichs nicht mit einer auswärtigen Macht bedrohen, um auch in dieser Hinsicht nicht von der Weise ihrer Vorfahren abzuweichen; sich selbst ehrend, wollten sie die Treue gegen das Reich bewahren.

Ferdinand vernahm den Schluß des Leipziger Convents und das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden mit gleichem Mißvergnügen. Gegen das letztere ließ sich in seiner Lage auf der Stelle nichts unternehmen; denn was von seinem Heere noch übrig war, gebrauchte er in Deutschland selbst und in dieser Hinsicht hatte der Cardinal Richelieu nur allzu gut gerechnet. Gegen den ersteren nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe. Es ergingen demnach Abmahnungs-Schreiben an die Theilnehmer des Leipziger Bundesschlusses, nicht ohne Drohungen für diejenigen, welche nicht Folge leisten würden. Wie hätte Ferdinand sein Restitutions-Edict aufgeben können! Alles, was bisher geschehen war, hatte auf die Zurücknahme der Kirchengüter abgezweckt, und dieser entsagen, hieß im Grunde, sich aus den Banden der Jesuiten befreien und auf eine Weltansicht eingehen, die einem Fürsten des Hauses Habsburg noch lange fremd bleiben sollte.

Die verbündeten Fürsten ihrerseits antworteten durch Gegenklagen und rechtfertigten ihren Schritt durch das natürliche Recht, welches die Selbsthülfe in allen den Fällen gestattet, wo keine andere denkbar ist. Bei dem allen war der Schluß des Leipziger Convents nicht so ernstlich gemeint, daß der Kaiser viel davon zu fürchten Ursache hatte. Dies lag in der Natur eines Bundes, dessen ungleichartige Bestandtheile, auch wenn sie in einem Gedanken zusammengetroffen, waren sich in der Ausführung desselben immer wieder trennen mußten. Bei weitem gefährlicher waren die heimlichen Schritte Waldsteins. Zürnend auf den Kaiser und

voll Ingrimms gegen den Herzog von Baiern, hatte er kaum die Kunde von Gustav Adolphs Fortschritten vernommen, als ihn die Lust anwandelte, gemeinschaftliche Sache mit dem Schwedenkönig zu machen, um sowohl das Haus Oesterreich, als die ganze Reichsverfassung in einen Abgrund zu stürzen, aus welchem beide nie wieder hervorgehen könnten. Er vertraute sich hierüber seinem Schwager, dem Grafen Trzky, und dieser schlug ihm einen gewissen Jaroslaw Sesyna Raschin von Riesenburg zum Unterhändler vor. Waldstein nahm diesen Vorschlag an, und die Einleitung einer Unterhandlung mit Gustav Adolph wurde dadurch nicht wenig erleichtert, daß der Graf Matthias von Thurn sich in dem schwedischen Heere befand. Doch wie hätten zwei so ungleiche Naturen, wie Waldstein und Gustav Adolph, sich zu einem Zweck vereinigen können! Waldsteins Gedanke war, daß der König von Schweden seine Vereinigung mit dem Kurfürsten von Sachsen um jeden Preis zu Stande bringen und ihm alsdann zehn bis zwölf Tausend Mann mit dem Grafen Thurn senden sollte; er selbst wollte sich an die Spitze dieses kleinen Heeres stellen, die in Schlesien stehenden Truppen an sich ziehen, und dann, vereinigt mit dem Schwedenkönig, jedem Widerstande, von woher er auch kommen möchte, die Stirn bieten. Gustav's Klugheit offenbarte sich gerade darin, daß er begriff, warum Waldsteins Wege nie die seinigen seyn könnten, und daß er nicht minder deutlich einsah, weshalb er diesen Selbstsüchtigen nicht von sich zurückschrecken dürfe. Seine Antwort war demnach nicht ausweichend; aber indem er die Erfüllung des waldsteinschen Begehrens

von einer näheren Erklärung über Zweck und Mittel abhängig machte, zog er die Sache in die Länge, während Waldstein, von Ungeduld verzehrt, den Augenblick herbeisehnte, wo er, dies war sein Ausdruck, seinen guten Appetit an dem Baier befriedigen könnte. „Ich weiß, fügte er hinzu, daß er seinen Schatz beim Bischof von Salzburg hat; der Erzbischof hat den seinigen auch dabei: sie sollen mir aber nicht entgehen." Diese Unterhandlung, obgleich für Waldstein's Zwecke durchaus unfruchtbar, hatte einen wesentlichen Einfluß auf die späteren Begebenheiten; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß sie den Gemüthern der beiden Feldherrn Richtungen gab, über welche weder der eine noch der andere von ihnen wieder Herr werden konnte.

Dem König von Schweden mußte für die Sache, deren Vertheidigung er übernommen hatte, alles daran gelegen seyn — daß Deutschlands erste Fürsten mit ihm gemeinschaftliche Sache machten; denn dies war das einzige Mittel, das gefährliche Abenteuer, in welches er sich eingelassen hatte, mit einigem Erfolge zu bestehen. An Waldsteins Stelle war Tilly zum Generalissimus der kaiserlichen Truppen ernannt worden: ein Gegner, der bisher in allen Schlachten den Sieg davon getragen hatte, furchtbar besonders durch die Kaltblütigkeit und Uneigennützigkeit, womit er einen Krieg führte, dessen Zweck, in seiner Ansicht, nur die Zurückführung des Katholicismus war. Gleich nach seiner Ernennung zum Generalissimus, hatte er die über ganz Deutschland zerstreuten Truppen des Kaisers und der Liga zusammengezogen, um gegen den König von

Schweden anzurücken und Pommern zu retten; allein er hatte, den Schwierigkeiten der Verpflegung beinahe erliegend, höchst kostbare Augenblicke verloren. Noch ehe er Brandenburg verließ, hatte sich Demmin, von Savelli schlecht vertheidigt, an den König von Schweden ergeben, und auch Kolberg war, wegen Hungersnoth, nach einer dreimonatlichen Belagerung übergegangen. Da die Pässe nach Vorpommern aufs beste befestigt waren, und das Lager Gustav Adolphs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, so begnügte sich jener, nach seiner Vereinigung mit den Ueberresten der Kaiserlichen in Pommern, damit, dem General Schaumburg die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglichen Besatzung zu übergeben und ging von der Oder nach der Elbe zurück, um die Belagerung Magdeburgs einzuleiten.

Frankfurt an der Oder war demnach der nächste Widerstand, auf welchen Gustav Adolph bei seinem weiteren Vorrücken stoßen sollte. Diese Stadt war schlecht befestigt; aber, durch eine Besatzung von acht Tausend Mann vertheidigt, konnte sie nicht genommen werden, ohne eine Anstrengung zu machen, von welcher sich vorhersehen ließ, daß sie mit einem bedeutenden Opfer verbunden seyn würde. Die Schweden waren in dieser Zeit voll Erbitterung gegen die Kaiserlichen, weil Tilly kurz vorher die schwedische Besatzung von Neu-Brandenburg, gereizt durch ihren lebhaften Widerstand, bis auf den letzten Mann hatte niederhauen lassen. Mit Lebhaftigkeit wurde also der Angriff auf Frankfurth gemacht und schon am dritten Tage waren die Schweden in sofern Meister der Stadt, daß das Schicksal der

Kaiserlichen ganz von ihrem guten Willen abhing. Schaumburg wollte capituliren, doch die Schweden verwarfen jeden Antrag dieser Art, um ungehindert das Werk der Wiedervergeltung üben zu können. „Neu-brandenburgisch Quartier!“ war ihre Antwort, so oft der kaiserliche Soldat um sein Leben flehete; und so wurden einige Tausende erschlagen. Viele ertranken in der Oder, und nur ein kleiner Ueberrest entkam nach Schlesien. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachgebend, gestattete Gustav Adolph eine dreistündige Plünderung, obgleich die Bürger Frankfurts nichts verbrochen hatten.

Dieser Schreckensauftritt erfolgte den 13. April 1631. Unmittelbar darauf, von den Bedrängnissen Magdeburgs unterrichtet, hatte der Schwedenkönig zwar den guten Willen, zum Entsatz dieser geängstigten Stadt herbeizueilen: allein, um mit der nöthigen Sicherheit vorgehen zu können, mußte er in dem Besitz von Küstrin und Spandau seyn; und um in den Besitz dieser beiden Festungen zu kommen, bedurfte es der Unterhandlungen mit dem Kurfürsten Georg Wilhem: Unterhandlungen, die nicht sogleich zu beendigen waren.

Wir berühren jetzt einen Punkt der vaterländischen Geschichte, der einer Erörterung um so würdiger ist, weil er Begebenheiten in sich schließt, die für die Entwickelung des Kurstaats nur allzu wichtig geworden sind. Es sei uns daher erlaubt, einige Augenblicke bei demselben zu verweilen, um an den Thatsachen zu berichtigen, was berichtigt werden muß, wenn sie nicht länger in einem falschen Lichte erscheinen sollen.

Schwerlich kann man irgend eine Geschichte des

dreißigjährigen Krieges lesen, worin dem Kurfürsten Georg Wilhelm nicht Unentschlossenheit und Wankelmuth, seinem Ersten Minister, dem Grafen Adam von Schwarzenberg, nicht eine unbedingte Hingebung an den kaiserlichen Hof zum Vorwurf gemacht würde: eine Hingebung, welche der schändende Zusatz begleitet, „daß Schwarzenberg diesem Hofe verkauft gewesen." Was nun die Unentschlossenheit und den Wankelmuth des Kurfürsten betrifft, so würde es vergebliche Mühe seyn, beide verschleiern zu wollen. Allein haben deshalb diejenigen die Wahrheit auf ihrer Seite, welche behaupten, „daß Georg Wilhelm, wenn er seinen wahren Vortheil verstanden hätte, ohne Zeitverlust gemeinschaftliche Sache mit Gustav Adolph gemacht haben würde, um sich wegen der Verwüstungen zu rächen, welche die Kaiserlichen in seinen Staaten angerichtet hatten?" Um das Verfahren dieses Fürsten gehörig zu würdigen, muß man sich genau in die Zeiten versetzen, worin gehandelt werden mußte. Vor dem westphälischen Frieden waren alle Verhältnisse und Beziehungen in Deutschland anders, als nach demselben. Man hatte beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges noch keinen Begriff davon, daß es einem Fürsten des deutschen Reichs erlaubt seyn könne, mit einer auswärtigen Macht wider das Oberhaupt des Reichs gemeinschaftliche Sache zu machen; man verabscheute sogar den bloßen Gedanken einer solchen Verbindung. Allerdings hatte Ferdinand der Zweite, fortgerissen von den Jesuiten, die deutsche Verfassung aufs Wesentlichste verletzt; allein selbst hierin konnte keine Berechtigung zu einem Bündniß mit auswärtigen Mäch-

ten zur Wiederherstellung der verletzten Verfassung lie-
gen: denn, wenn man seine Zuflucht zu einem sol-
chen Prinzip nahm, so fehlte es an dem Punkt, auf
welchem man stillstehen konnte, und Deutschland war
einem ewigen Bürgerkriege geweihet. Die Kurwürde
selbst — war sie nicht eine Ausgeburt der deutschen
Verfassung? und konnte derjenigen im Besitz derselben
bleiben, der die Vorrechte dieser Würde zum Verder-
ben des Reichsoberhauptes benutzte? Für Georg Wil-
helm kam hinzu, daß er dem Schlusse des Leipziger
Convents beigetreten war, und folglich abwarten mußte,
in wie weit Ferdinand der Zweite die Vorstellungen der
protestantischen Reichsfürsten ehren würde.

Erwägt man dies gehörig, so weiß man auch, wie
man über den Charakter des Grafen von Schwarzenberg
zu urtheilen hat. Weit entfernt, daß dieser Staats-
mann dem österreichischen Hofe verkauft gewesen wäre,
rieth er seinem Fürsten nur das, was, wenn der
Sturm des Augenblicks vorüber war, dahin wirken
mußte, den Kurfürsten und sein Haus aufrecht zu er-
halten. Schwerlich hat es also in der zahlreichen Beam-
tenwelt des gegenwärtigen Königreichs Preußen einen Mi-
nister gegeben, dem das Haus Hohen-Zollern noch mehr
verdankt, als eben diesem Grafen von Schwarzenberg mit
seiner ungeschminkten Achtung für die deutsche Reichs-
verfassung. Ein ungeheures Schicksal war mit Gustav
Adolph über Deutschland gekommen; da sich aber im
Jahre 1631 durchaus nicht berechnen ließ, wie der
Knoten sich lösen würde, so war es der Klugheit gemäß,
festzuhalten an dem, was bis dahin Bestand gegeben

hatte. Mehr that Schwarzenberg nicht; und deshalb ist es zum Mindesten unüberlegt, wenn man aus dem Umstande, daß er nicht revolutionär war, folgern will, „er habe seinen Herrn zur Richtigkeit verurtheilt." Diese Richtigkeit lag in gebietenden Umständen; aber sie war nicht sein Werk; sie war es so wenig, daß er sie nur theilen konnte. Zwei Dinge bewirkten übrigens, daß sein Andenken beschmutzt auf die Nachwelt kam: er war, als Premier-Minister, Ausländer und Katholik. In der ersten Eigenschaft ein Gegenstand des Neides für den märkischen Adel, war er in der zweiten dem Argwohn und Verdachte der großen Menge ausgesetzt. Ein eben so trauriges als unvermeidliches Schicksal für einen Premier-Minister in so verhängnißvollen Zeiten! Man gewinnt aber für den Grafen von Schwarzenberg eine um so unbedingtere Achtung, wenn man weiß, daß er nicht bloß arm, sondern auch als Gläubiger des Staates starb, dem er seine Dienste geweihet hatte.

Nach diesen Vorbemerkungen werden die nachfolgenden Begebenheiten weniger mißgedeutet werden.

Einen Monat nach dem Sturm, der sich mit der Plünderung Frankfurts endigte, erschien Gustav Adolph an der Spitze seines Heeres in Köpnik, um den Kurfürsten von Brandenburg eben so mit sich fortzureißen, wie er den Herzog von Pommern mit sich fortgerissen hatte. Was konnte, was mußte geschehen? Da Georg Wilhelm dem Schwedenkönige kein Heer entgegenstellen konnte, so mußte eine Unterhandlung eintreten; Gustav Adolph aber verlangte zur Abkürzung derselben eine Unterredung mit dem Kurfürsten. Diese wurde den 13. May

in dem Walde zwischen Berlin und Köpnik gehalten. Georg Wilhelm, welcher Küstrin und Spandau für die Dauer des Krieges abtreten sollte, konnte sich zu nichts entschließen. Er bat sich eine halbe Stunde Bedenkzeit aus, um Rücksprache mit seinen Ministern zu nehmen; diese aber zagten noch weit mehr, als der Kurfürst, indem sie die Gefahr erwogen, der sie durch Begünstigung des Schwedenkönigs das deutsche Reich aussetzten. Unentschlossener als je, kehrte also Georg Wilhelm zu dem ungebetenen Gast zurück, der so arge Forderungen machte. Dieser hatte sich inzwischen mit der Kurfürstin und der verwittweten Pfalzgräfin, Friedrichs des Fünften Mutter, unterhalten, nicht ohne einen starken Eindruck auf beide, so wie auf ihr Gefolge, zu machen. Ein Held wird am leichtesten von dem weiblichen Geschlecht erkannt. Jene Prinzessinnen traten also vermittelnd ein, als Gustav Adolph, voll Unwillens über die Weigerung des Kurfürsten, nach Köpnik zurückgehen wollte. Sie baten ihn, nach Berlin zu kommen; und Gustav ließ sich besänftigen, begleitete sie nach der Hauptstadt und schlief die nächste Nacht auf dem Schlosse, bewacht von zweihundert Reitern, während achthundert andere bei den Bürgern eingelegt wurden. Als am folgenden Tage die Unterhandlungen von neuem begonnen, war der Kurfürst schon viel zu sehr erschüttert, als daß er nachhaltig hätte widerstehen können. Zwar bat er noch immer, daß man ihn neutral lassen möchte: allein, wie wäre dies auch nur möglich gewesen? „Meine Reise geht nach Magdeburg, sagte Gustav Adolph; nicht mir, sondern den Evan-

gelischen zum Besten will ich diese wichtige Stadt entsetzen. Will mir Niemand beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiser wird einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn nur verlangen kann; geht aber Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir entledigt, so sehet zu, wie es Euch ergehen wird." Diese zu rechter Zeit hingeworfene Warnung oder Drohung wirkte. Der Kurfürst willigte ein, daß Gustav Spandau und Küstrin so lange behalten sollte, bis Magdeburg entsetzt seyn würde. Hierüber wurde den 15. May 1631 ein förmlicher Vertrag geschlossen.

Die schwedischen Truppen, welche Spandau und Küstrin besetzten, leisteten dem Kurfürsten den Eid der Treue; denn Gustav Adolph hatte versprochen, beide Plätze zurückzugeben, sobald er ihrer nicht mehr benöthigt seyn würde. Ueber Potsdam ging der König nach Wittenberg, überzeugt, daß der Kurfürst von Sachsen ihm den Durchmarsch durch diese Stadt nicht versagen werde. Doch für Johann Georg fanden dieselben Bedenklichkeiten statt, welche den Kurfürsten von Brandenburg so lange gequält hatten; und wiewohl jener sehr triftige Ursachen zur Unzufriedenheit mit dem Kaiser hatte: so wollte er doch seine Treue gegen das deutsche Reich nicht in einem so hohen Maße verletzen, daß er einem Ausländer seine Festungen anvertraute. Gustav Adolph hörte indeß nicht auf, ihn mit Vorstellungen zu bestürmen; Eilboten flogen hin und her. Darüber verstrich eine sehr kostbare Zeit; und während man noch

unterhandelte, langte die Nachricht an, Magdeburg sei gefallen, geplündert, zerstört.

So war es wirklich. Sechs Wochen hindurch hatte Tilly seine ganze Kriegskunst aufgeboten, diese reiche und stark befestigte Stadt in seine Gewalt zu bekommen, als er endlich seinen Zweck dadurch erreichte, daß er, durch einen scheinbaren Abzug, die Einwohner sicher machte, und dann den Angriff auf Punkten erneuerte, wo man ihn am wenigsten erwartete. Wir verweilen bei dieser Begebenheit nur, um zu sagen, daß sie eine von den allerabscheulichsten des dreißigjährigen Krieges war; denn sie kostete 30,000 unschuldigen Einwohnern das Leben und endigte, nach einer dreitägigen Plünderung damit, daß, bis auf einen schwachen Ueberrest von ungefähr hundert und vierzig Häusern und dem Dom, die ganze Stadt ein Raub der Flammen wurde. Giebt es überhaupt einen unzweideutigen Beweis für die Barbarei der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts: so ist es die Behandlung Magdeburgs. Was hatte diese unglückliche Stadt verbrochen? Sie hatte sich geweigert, einen katholischen Erzbischof, der ein Bruder Ferdinands des Zweiten war, in sich aufnehmen und sich durch ihn in den Schooß der sogenannten allgemeinen Kirche zurückführen zu lassen. Deßhalb der kaiserlichen Rache bloßgestellt, sollte sie entweder die Ueberzeugung, die sie von ihrem eigenen Vortheil hatte, verändern, oder ihr Daseyn einbüßen. Man muß gestehen, daß in dieser Alternative kein gesunder Menschenverstand war und daß die Begierde zu herrschen in dem vorliegenden Falle den Ausschlag gab über alles, was Vernunft und

Menschlichkeit fordern. Wallstein hatte die Eroberung Magdeburgs mit keinem Eifer betrieben. Empfand er die Zwecklosigkeit einer großen Zerstörung? Ohne hierüber abzusprechen, darf man zum Wenigsten behaupten, daß der barbarische Tilly, wenn er sich selbst Rechenschaft über sein Verfahren ablegte, nichts weiter beabsichtigen konnte, als — eine Waffenthat, die einen starken Eindruck machen und das Vertrauen zu dem Beistande des Schwedenkönigs schwächen sollte; denn Gustav Adolph hatte die Magdeburger zur Standhaftigkeit ermuntert und ihnen noch außerdem in dem General Falkenberg einen Commandanten gesendet, der ihre Vertheidigung zu leiten bestimmt war. Dieser Commandant hatte in dem ersten Angriff, den Tilly durch Pappenheim vollziehen ließ, seinen Tod gefunden, und mehr, als alles Uebrige, war durch diesen Unfall das Schicksal der unglücklichen Stadt herbeigeführt worden. Als Blutdurst, Wollust und Raubsucht befriedigt waren, stimmte Tilly, unter rauchenden Trümmern und angebrannten Leichen, jenes Te Deum an, wodurch die menschliche Kurzsichtigkeit die Gottheit in die größten Abscheulichkeiten zu verweben gedenkt. Dies geschah den 25. May; und unmittelbar darauf schrieb Tilly jenen Bericht, worin er, nicht ohne Selbstzufriedenheit, sagte: „er glaube, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung, ein solcher Sieg nicht sei gesehen worden.“

Das Ansehn des Kaisers, durch Gustav Adolphs Gegenwart nicht wenig herabgedrückt, erhob sich, nach der Zerstörung Magdeburgs, furchtbarer, als je. Von allen Seiten her klagte man den König von Schweden

an, daß er, so nahe und so mächtig, eine bundesverwandte Stadt hülflos gelassen. Die große Menge verdiente deshalb Entschuldigung; denn sie kannte die Hindernisse nicht, welche Gustav Adolph in seinem Verhältniß zu den Reichsfürsten zu besiegen hatte. Weniger war der Kurfürst von Brandenburg zu entschuldigen, als er, unmittelbar nach Magdeburgs Fall, die Festung Spandau unter dem Vorwande zurückforderte, daß der Zweck, um dessentwillen er sie abgetreten, verfehlt sei. Unstreitig glaubte man zu Berlin, die Rolle Gustav's sei geendigt. Anders dachte jedoch dieser König. Müde des anhaltenden Mißtrauens, das man in ihn setzte, befahl er seinem Kommandanten zu Spandau, die Festung zu räumen, erklärte aber zugleich, daß er, von demselben Tage an, den Kurfürsten als seinen Feind behandeln werde. Um dieser Drohung Nachdruck zu geben, erscheint er mit seinem ganzen Heere vor Berlin. Der bestürzte Kurfürst sendet seine Gemahlin in das Lager des Königs; Minister begleiten sie. Die Unterhandlung nimmt sogleich ihren Anfang. „Ich will, sagt Gustav Adolph zu den Gesandten, nicht schlechter behandelt seyn, als die Generale des Kaisers. Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, und doch nicht erhalten können, daß sie menschlich mit seinem Volke verfahren wären. Was verlange ich? Sicherheit, eine mäßige Summe, Brod für meine Truppen. Dafür verspreche ich, die kurfürstlichen Städte zu beschützen und den Krieg von ihnen zu entfernen. Will mein Bruder, der Kurfürst, diesen Vertrag nicht eingehen, so entschließe

er sich eiligst, ob er mich zum Freunde haben, oder seine Hauptstadt geplündert sehen will." Diese entschlossene Sprache und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt, besiegten alle Zweifel Georg Wilhelms, und in wenigen Tagen war ein förmliches Bündniß unterzeichnet, worin der Kurfürst sich zu einer monatlichen Zahlung von 30,000 Thalern verstand, indem er Spandau in den Händen des Schwedenkönigs ließ.

Wohl that es diesem Noth, die schwachen Stützen, die er bisher in Deutschland gefunden hatte, nicht fahren zu lassen; denn alles bot Oesterreich auf, ihm den letzten Ueberrest des Vertrauens zu entreißen, das man bisher in ihn gesetzt hatte. Durch einen kaiserlichen Machtspruch wurden die Schlüsse des Leipziger Convents vernichtet, der Bund selbst durch ein Decret aufgehoben, allen widerspänstigen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollstrecker der kaiserlichen Befehle, ließ Tilly zunächst Truppen gegen den Bischof von Bremen marschiren, der, als Mitglied jenes Bundes, Truppen geworben hatte; und die Folge davon war, daß der in Furcht gesetzte Bischof die Cassation der Leipziger Schlüsse unterzeichnete. Auf gleiche Weise verfuhr der kaiserliche Hof mit dem Administrator von Würtemberg: dieser mußte sich dem Restitutions-Edict und allen Decreten des Kaisers unterwerfen und zur Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Beitrag von 100,000 Thalern zahlen. Aehnliche Lasten wurden den Städten Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise aufgelegt. Die Reihe kam bald an den Kurfürsten von Sachsen und an den Landgrafen von

von Hessen, als Mitglieder des Bundes. Gegen den letzteren marschirte Tilly in eigener Person. Von Erfurt aus schickte er seine Abgesandten an den Landgrafen mit der Forderung, daß er seine Truppen entlassen, dem Leipziger Bunde entsagen, kaiserliche Regimenter in sein Land und in seine Festungen aufnehmen und Kontributionen entrichten sollte: dies alles, um sich als einen Freund des Kaisers zu beweisen. Die Antwort auf diese unverschämte Anforderung lag für einen charaktervollen Fürsten in der Sache selbst. Sie lautete: er sei weder Freund noch Feind; fremde Truppen in seine Festungen aufzunehmen, sei er nicht gesonnen; seine Soldaten brauche er selbst; sollte er angegriffen werden, so werde er sich zu vertheidigen wissen, und damit es dem Grafen Tilly weder an Unterhalt, noch an Contributionen fehlen möge, so rathe er ihm, nach München zu marschiren, wo er alles, was er in Hessen vergeblich suchte, im Ueberflusse finden würde."

Auf diese entschlossene Antwort würde eine scharfe Züchtigung erfolgt seyn, wenn Gustav Adolph den Landgrafen nicht aus der Verlegenheit gezogen hätte, worin er sich befand. Pappenheim, welcher im Magdeburgischen zurückgeblieben war, aber den Uebergang der bei Werben gelagerten Schweden über die Elbe nicht verhindern konnte, rief den Grafen Tilly auf das dringendste von Erfurt zurück. Gefahr war im Verzuge. Gustav hatte sich, nach und nach, verstärkt: seine Gemahlin Maria Eleonore war mit acht Tausend Schweden in Pommern angelangt, die sie nach der Altmark ins Lager geführt hatte. Dazu kamen glückliche Um-

stände. Greifswalde, der einzige feste Punkt, den die Kaiserlichen noch in Pommern besaßen, hatte sich ergeben. Mecklenburg, bis auf wenige Plätze durch den General Tott und den Herzog Adolph Friedrich wiedererobert, verhieß sicheren, obgleich negativen Beistand. Zu dem Allen kam, daß der Landgraf von Hessen, hart gedrängt von dem Grafen Tilly, sich öffentlich gegen den Kaiser erklärte: er war der erste deutsche Fürst, der sich aus freiem Antriebe verbindlich machte, „den Feinden des Königs von Schweden, wie seinen eigenen zu begegnen, und dem Erretter Deutschlands seine Städte und Festungen zu öffnen, auch Proviant und alles Nothwendige zu liefern.“ Unter so begünstigenden Umständen brauchte Gustav Adolph nicht länger zu zagen; die Elbe konnte in jedem Augenblick von ihm überschritten werden. Um der Wiedereinführung der Herzoge von Mecklenburg beizuwohnen, ging er zwar noch einmal nach Güstrow; allein kaum war diese Feierlichkeit beendigt, so sah man ihn in das Lager bei Werben zurückkehren, wo er die Freude hatte, seinen ersten freiwilligen Bundesgenossen, den Landgrafen Wilhelm von Hessen, zu umarmen. Von diesem Augenblick an stand eine entscheidende Schlacht bevor, welche Gustav dadurch noch entscheidender zu machen wünschte, daß er sich ruhig in seinem Lager hielt, um den Kurfürsten von Sachsen durch die Gewalt der Dinge auf einen Punkt gebracht zu sehen, wo er seiner bisherigen Glauheit entsagen mußte.

Dieser Augenblick war nahe, und die Entscheidung konnte nur zu Gustav Adolphs Vortheil ausfallen.

Tilly, welcher sich in dem ausgesogenen Niedersachsen nicht länger behaupten konnte, machte an den Kurfürsten von Sachsen dieselben Forderungen, die er an den Landgrafen von Hessen gemacht hatte; und da Johann George sich auf die Reichs-Constitutionen berief, so rückte jener erst in Halle ein, und besetzte nicht lange darauf Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeiz u. s. w. Hierdurch aus der Fassung gebracht, wurde der Kurfürst von Sachsen geneigt, sich blindlings in die Arme der Schweden zu werfen. Er sendete also seinen Feldmarschall Arnheim aufs Eilfertigste in das schwedische Lager, um dem König seine Hülfe anzutragen und Gegenhülfe zu empfangen. Aufgefordert, sich über die Bedingungen eines Bündnisses zu erklären, verlangte Gustav die Festung Wittenberg, den Kurprinzen als Geißel, zugleich aber auch einen drei monatlichen Sold für seine Truppen. Der Kurfürst bewilligte nicht nur alles, sondern ließ sogar dem Könige zurücksagen, daß er ihm sein ganzes Land und sein ganzes Haus anvertraue. Gerührt entsagte Gustav allen Bedingungen, bis auf den dreimonatlichen Sold, dessen er dringend bedurfte. Das Bündniß ward nun sogleich geschlossen und den 14. Sept. vereinigte sich der König jenseits der Elbe bei Düben mit dem sächsischen Heere, an dessen Spitze Johann Georg selbst stand.

Tilly, welcher so eben Leipzig zur Uebergabe gezwungen hatte, erfuhr diese Vereinigung in der Behausung eines Todtengräbers: dem einzigen Obdach, das in der vor wenigen Tagen abgebrannten hallischen Vorstadt Leipzigs übrig geblieben war. Hier beschloß er

denn auch, dem Schwedenkönig eine Schlacht zu liefern.

Während die vereinigten Heere über die Lober gingen, und sich bei den Dörfern Podelwitz und Seehausen in Schlachtordnung stellten, zog Tilly, von dem Feldmarschall Pappenheim unterstützt, seine Reihen längs den Dörfern Breitenfeld, Lindenthal, Groß- und Klein-Wiederitzsch hin. In jenen bildeten die Sachsen den linken Flügel, weil der König von Schweden, der ihrer Tapferkeit wenig vertraute, es also haben wollte. Den 17. Sept. um Mittag nahm die Schlacht ihren Anfang. Tilly's Anordnungen sind von allen Taktikern eben so standhaft getadelt, wie die des Königs unbedingt gelobt worden. Gewiß ist, daß sich die Schlachtordnung der Schweden durch größere Beweglichkeit auszeichnete. Diese entschied; denn nachdem die Sachsen geschlagen waren, führte Gustav, der auf dem rechten Flügel, mehrere Stunden hindurch, Pappenheim's Angriffen widerstanden hatte, sein Fußvolk auf die Anhöhe, wo das feindliche Geschütz stand, und entschied hierdurch den Sieg. Nicht weniger als 7000 Kaiserliche lagen auf dem Schlachtfelde; die Zahl der Verwundeten war noch größer; das sämmtliche Geschütz war in den Händen der Schweden. Der nie besiegte Tilly konnte sich nur unter dem Schutze der Nacht vor der Gefangenschaft retten; und als er am folgenden Tage mit Pappenheim in Halle zusammentraf, wurden beide bald darüber einig, daß kein Augenblick zu verlieren sei, wenn sie sich selbst und die Sache des Kaisers retten wollten. Jener ging zunächst nach Halberstadt, dieser nach Westphalen.

Auf Einen Schlag war Sachsen von dem Feinde befreiet, und durch eben diesen Schlag hatte der Kaiser alle die Vortheile eingebüßt, die in einem zwölfjährigen Kampfe errungen waren. Zwischen dem König von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen handelte es sich am folgenden Tage um die Fortsetzung des Krieges; und beide kamen darin überein, daß die Sachsen den Kaiser in Böhmen angreifen, die Schweden hingegen die Staaten der katholischen Fürsten erobern sollten; denn dies erschien als das wirksamste Mittel, die Liga zu zerschmettern, das ganze deutsche Reich in die Hände zu bekommen, und durch die Wahl eines römischen Königs von der protestantischen Parthei dem Protestantismus ein entschiedenes Uebergewicht zu geben. Von der Dankbarkeit und dem Gefühl der eigenen Schwäche hingerissen, versicherte Johann George seinem Erretter: „er halte Niemanden einer solchen Ehre würdiger, als ihn, und werde, wenn es dahin kommen sollte, ihm mit Freuden seine Stimme geben.“ Es ist keinesweges unwahrscheinlich, daß Gustav Adolph, seit dieser Unterredung, seinen Entwürfen eine größere Ausdehnung gegeben habe; gewissermaßen zwang ihn die Noth dazu: denn, da er nicht stille stehen konnte und jeden seiner Fortschritte durch seine Persönlichkeit zu vertheidigen genöthigt war, so konnte auch der Ehrgeiz nicht ausbleiben.

Vorgehend nach dem Rhein, verstärkte sich der König von Schweden zu Erfurt durch ein Bündniß, das er mit dem Weimarischen Hause schloß. Durch den thüringer Wald kam er über Ilmenau, Königshofen

und Schweinfurt, nach Würzburg; und da der Bischof dieses Kirchenstaats entflohen war, so setzte Gustav eigenmächtig eine schwedische Regierung ein, der die Unterthanen huldigen mußten. Er wendete sich hierauf nach Frankfurt, und nahm noch an demselben Tage, wo er seinen Einzug in diese Stadt hielt, Höchst in Besitz. Zu Frankfurt fand er den vertriebenen Pfalzgrafen Friedrich, den er wohlwollend empfing und der sich vertrauensvoll an ihn anschloß. Seine Bahn führte ihn hierauf nach Darmstadt; und nachdem er am 17. December den Rhein überschritten hatte, zwang er den 23. desselben Monats Mainz zu einer Capitulation und verlegte hierauf seine ermüdeten Truppen in die Winter-Quartiere.

Inzwischen brach das sächsische Heer unter dem Feldmarschall Arnheim in Böhmen ein. Die Hauptstadt dieses Landes ergab sich, ohne irgend einen Widerstand zu leisten. Johann Georg hielt den 11. Nov. seinen feierlichen Einzug in dieselbe, kehrte aber nach kurzem Aufenthalte in seine Residenz zurück, nicht ohne dem kaiserlichen Eigenthum die größte Achtung bewiesen zu haben: eine Achtung, die ihn bestimmte, in einem Privat-Hause zu wohnen und die sämmtlichen Zimmer des königlichen Schlosses versiegeln zu lassen. Im oberrheinischen und westphälischen Kreise tummelten sich der Landgraf von Hessenkassel und der Herzog von Weimar mit den Ueberresten des Tilly'schen Heeres.

Dies war die Lage der Dinge am Schlusse des Jahres 1631. Sie gab den Maßstab für die Verlegenheit des kaiserlichen Hofs. Das Heer vernichtet, Gu-

stav im Herzen des Reichs, vier große Reichsfürsten seine Bundesgenossen, Frankreich auf Seiten, wo nicht des Protestantismus, doch wenigstens der bisherigen Reichsverfassung, die Sachsen im Besitz der Hauptstadt Böhmens — welch' ein Wandel! Wie sich jetzt noch retten? So sehr war die Lage des Kaisers von allen Seiten mit Verzweiflung umgeben, daß er selbst in's Feld ziehen wollte; „tapfer zu sterben, sagte er, ist besser als schändlich zu verderben!" Doch dies war nur eine Aufwallung, von der äußersten Verlegenheit herbeigeführt. Kälteres Nachdenken empfahl den Herzog von Friedland als den Einzigen, welcher in dieser großen Noth helfen könne. Zwar machten viele Anzeigen seine Treue verdächtig; allein wie viel man auch von dieser Seite wagen mochte: so wollte man doch lieber zu erprobten Mitteln greifen, als die letzten Streiche des nordischen Königs mit schwachen Kräften erwarten. Jener Gefahr, die aus Friedlands Treulosigkeit entspringen konnte, hoffte man dadurch zu begegnen, daß man ihm den ältesten Sohn des Kaisers zur Seite gab. So wurde denn Max Waldstein (derjenige von Friedlands Vettern, der bei ihm im größten Ansehn stand) auf seine Güter in Mähren geschickt, um ihn zu einer Reise nach Wien zu bereden.

Der Herzog hatte darauf gerechnet, daß der König von Schweden, nach der Schlacht bei Leipzig, ihm die zwölf Regimenter senden würde, die er von ihm gefordert hatte. Da dies unterblieben war — vielleicht weil Gustav nicht so viel erübrigen konnte, vielleicht aber auch, weil eine Verbindung mit dem Herzog sei-

nen Entwürfen eben so entgegen war, wie seiner Denkweise, so war bei diesem ein Kaltsinn eingetreten, der ihn geneigt machte, dem Ziele seiner Wünsche auf einer andern Bahn entgegen zu gehen. Nichts schmeichelte ihm mehr, als die Verlegenheit Ferdinands; nichts war ihm also willkommener, als die Erscheinung seines Vetters Max. Doch, ohne aus seinem Rückhalt hervorzutreten, antwortete er diesem: das Einzige, wozu er sich entschließen könne, wäre, nach Znaim zu gehen, um daselbst die Befehle des Kaisers zu vernehmen.

Bald erschien zu Znaim der Abgesandte, der ihn bringend bat, den Oberbefehl über die kaiserlichen Heere wieder zu übernehmen; er fügte hinzu: an diesen Wunsch knüpfe sich die Hoffnung, die Monarchie gerettet zu sehen; auch sollte der König von Ungarn unter ihm die Kriegskunst lernen. Mit frostiger Miene erwiederte Friedland: „obgleich er des Kaisers Undank Anfangs schmerzlich empfunden, so sehne er sich doch jetzt, den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben.“ Und im Fortgange des Gesprächs fügte er hinzu: „wie er auf keine Weise neben dem Könige von Ungarn den Oberbefehl führen werde, was er selbst neben Gott in Ewigkeit nicht wolle.“

Auf die schriftlichen Bitten des Kaisers und auf die Vorstellungen des Fürsten von Eggenberg, den er von allen kaiserlichen Räthen am meisten achtete, machte er sich endlich anheischig, binnen drei Monaten ein starkes Heer zu stellen, wiewohl mit der Bedingung, daß alsdann ein anderer Feldherr zum Oberanführer gewählt werden sollte. Er kannte sich allzu gut, um nicht zu

wissen, wie nothwendig er jedem von ihm geworbenen Heere war, wenn durch dasselbe etwas geleistet werden sollte. Der Hof ließ ihn walten. Bald hatte er Viele von seinen alten Offizieren um sich her versammelt. In weniger als drei Monaten war ein Heer von dreißig Tausend Mann geschaffen; so reizend waren die Anerbietungen, welche er machte, so groß zugleich die Auflösung im deutschen Reiche. Als alles in Bereitschaft stand, äußerte Friedland den Wunsch, sich entfernen zu dürfen; und als der Kaiser ihn durch eine neue Gesandtschaft ersuchen ließ, den Oberbefehl beizubehalten, war ein kaltes Nein! die einzige Antwort. Gefahr war im Verzuge; denn schon machte Gustav Adolph Miene, nach der Donau vorzudringen, schon näherte er sich den Gränzen Baierns. Zum zweiten Male erschien der Fürst von Eggenberg; und indem er auf der einen Seite die Gefahr einer abschlägigen Antwort geltend machte, und auf der andern, kraft kaiserlicher Vollmacht, Raum zur freiesten Abschätzung der zu leistenden Dienste gab, brachte er den Herzog dahin, daß er sich Einen Tag Bedenkzeit ausbat. Mit eigener Hand schrieb er die Bedingungen nieder. Es waren folgende: „Der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der spanischen Krone; er erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung; der Kaiser darf sich weder persönlich bei dem Heere einfinden, noch irgend eine Handlung der Gnade in demselben ausüben; das nöthige Geld zum Kriege schießt die Krone vor; in bester Form wird dem Herzog von Friedland ein österreichisches Erbland als Belohnung verschrieben,

als außerordentliche Belohnung aber erhält er die Oberlehnsherrschaft über die Länder, die er noch erobern wird; der künftige Friede muß ihm Mecklenburg erhalten; alle Confiscationen im Reiche hangen ausschließend von ihm ab; alle kaiserliche Erbländer müssen ihm im Nothfall offen stehen."

Wenn der Fürst von Eggenberg, wie man behauptet hat, bei Erwägung dieser Bedingungen erblaßte: so war dies nicht der Fall bei Ferdinand dem Zweiten. Dieser unterzeichnete auf den Rath seines Beichtvaters, der nur allzu gut wußte, warum alles und nichts in menschlichen Dingen eins ist.

Friedland vermehrte sein Heer auf 40,000 Mann, brach im April 1632 von Znaim nach Prag auf und verjagte die Sachsen aus Böhmen bis auf zwei Regimenter, die er gefangen nahm.

Inzwischen war der König von Schweden nach der Pfalz und nach Franken vorgedrungen. Den 11. März 1632 vereinigte er sich zu Kitzingen mit seinem General Horn und ging nun sogleich auf Nürnberg los. Diese alte, von eben so reichen als einsichtsvollen Bürgern bewohnte Stadt, öffnete ihre Thore, weil sie unter den beiden Uebeln, wovon sie durch Gustav Adolph und durch Waldstein bedroht war, lieber das kleinste wählen wollte. Wenig Tage darauf ergab sich auch Donauwerth. Jetzt stärker, als jemals, bedroht, begab sich der Herzog von Baiern in Tilly's Lager; denn diesen hatte er zur Vertheidigung seiner Staaten aus Norddeutschland abgerufen. Abgeworfen wurde die Brücke über den Lech. Doch Gustav erzwang den Uebergang über diesen Fluß;

und als Tilly, auf dem Rückzuge der Kaiserlichen, sich allzuweit vorwagte, um die Bewegungen der Schweden genauer zu beobachten, wurde er, den 5. April, von einer dreipfündigen Stückkugel über dem rechten Knie so gefährlich verwundet, daß er nicht lange darauf, unter unsäglichen Schmerzen, zu Ingolstadt starb.

Hieher hatte sich der Kurfürst von Baiern mit seinem geschlagenen Heere zurückgezogen. Ehe Gustav ihn in dieser Festung angriff, wollte er sich Augsburgs versichern. Für diese reiche Stadt entschied das Beispiel Nürnbergs; sie öffnete dem Schwedenkönig ihre Thore und unterstützte ihn mit Geld und Lebensmitteln. Gustav, immer auf die Emporbringung des Protestantismus bedacht, weil man im Kriege der Unterstützung von allen Seiten her bedarf, führte die Evangelischen in den Magistrat zurück, stellte den lutherischen Gottesdienst wieder her, legte, für diese angeblichen Wohlthaten, den Bürgern, als künftigen Bundesgenossen, allerlei Verbindlichkeiten auf, und wendete sich alsdann nach Baiern zur Fortsetzung des Krieges. Er begann mit der Belagerung von Ingolstadt; da aber diese Festung hartnäckigen Widerstand leistete, und mehrere seiner tapfersten Offiziere bei den wiederholten Angriffen ihr Leben einbüßten und ihm selbst ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde: so stand er von diesem Unternehmen ab, und ging nach München.

Angeregt von den Jesuiten, entwickelten die Baiern ein Uebermaß von Fanatismus; doch offenbarte dieser sich nur in Grausamkeiten gegen einzelne Schweden, denen sie, wenn sie ihrer mächtig werden konnten, Na-

fen und Ohren abschnitten, oder die Hände abhackten. Solcher Schandthaten eingedenk, zitterten sie, als Gustav sich ihrer Hauptstadt näherte. Der Hof flüchtete nach Salzburg; und da auch der Kurfürst sich von Ingolstadt nach Regensburg begeben hatte, so war die Uebergabe der Hauptstadt unvermeidlich. „Eure Unterwerfung entwaffnet mich — sagte Gustav zu den Magistratspersonen, die ihm die Stadtschlüssel überbrachten; — Magdeburgs Unglück an eurer Stadt zu rächen, würde vielleicht zu entschuldigen seyn: doch fürchtet nichts; seid wegen eurer Güter, eurer Familien und eurer Religion ganz unbesorgt und geht in Frieden zu euren Mitbürgern zurück; mein Wort gilt mehr, als eine Capitulation." Den 17. May hielt Gustav seinen Einzug in München; ihn begleiteten der Pfalzgraf Friedrich, zwei Herzoge von Weimar und viele andere Fürsten und Generale. Wie wenig für die Sitten durch übernatürliche Lehren geleistet wird, das zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit. „Um zwei Uhr Nachmittags — so sagen die Berichte der Jesuiten — standen schon alle Läden wieder offen, und noch an demselben Tage sah man, in allen Straßen und auf allen Plätzen, baierische Frauen und Mädchen mit den ketzerischen Schweden, Arm in Arm lustwandeln." Zwei Tage nach dem Einzuge, gerade am Tage vor Himmelfahrt, hielt der König, beim Herausreiten ins Lager, vor der Jesuiten Kirche still, stieg ab, und ging mit entblößtem Haupte in die Kirche, gerade auf den Chor zu. Hiervon benachrichtigt, eilte der P. Rector mit allen seinen Geistlichen herbei, den Königu zu empfangen. Es entwickelte sich

zwischen dem Könige und ihm ein Gespräch, das, vom Weihwasser ausgehend, sich bald in die Lehre von der Transsubstantiazion verlor und von dem Könige mit den Worten abgebrochen wurde: „schweigen wir davon; ich kann mich darüber nicht genug verständlich machen.“ Gustav fragte darauf: „habt Ihr denn auch für den Tilly ein Seelenamt gehalten?“ Der Rector — so meldet seine eigene Erzählung — bat in einem stillen Seufzer Gott um Verzeihung wegen der Lüge, die er jetzt machen müsse, und sagte: Nein! Der König aber wollte wissen: warum denn nicht? und des Rectors Antwort war: es sei keine Zeit dazu gewesen; der Tilly werde es auch nicht nöthig gehabt haben. „Wo denkt Ihr euch denn euern Tilly?“ fragte der König weiter; und als der Rector antwortete: er müsse hoffen, daß Tilly im Himmel sei, fiel Gustav heftig ein: Er war ein Barbar! Das Gespräch nahm jetzt eine andere Wendung; die Geschmeidigkeit des Rectors bestand jede Probe, und der Gegensatz des Protestantismus trat so sehr in Schatten, daß, als der König aus dem Lager nach Hause zurück gekommen war, er bei Tafel sagte: „wenn ich katholisch wäre, hätte ich doch die Jesuiten am liebsten.“ *).

Lange konnte Gustav nicht in Baiern verweilen, wenn sein Gegner, der Herzog von Friedland, nicht we-

*) Wir haben diese Züge aus einer im Jahr 1819 zu Nürnberg erschienenen Geschichte der Jesuiten in Baiern entlehnt, deren Verfasser Herr L. H. Ritter von Lang ist. Sie schienen uns um so merkwürdiger, je besser der Charakter des Jesuiten-Ordens aus ihnen hervorgeht.

fentliche Vortheile gewinnen und selbst den Kurfürsten von Sachsen zu einem Abfall von dem schwedischen Bündnisse bewegen sollte. Er verließ also München, um sich nach Franken zurück zu begeben, wo das bedrohete Nürnberg nur allzu sehr seines Beistandes bedurfte; denn Friedland war im Anzuge gegen diese reiche Stadt, der er, zur Aufmunterung für sein Gesindel, das Schicksal Magdeburgs bereitete.

Mit Wollust hatte Friedlands rachsüchtiges Gemüth die Demüthigungen vernommen, die seinem bittersten Feinde, dem Kurfürsten von Baiern, seit dem Uebergange der Schweden über den Lech zu Theil geworden waren; und nicht genug, daß er nichts gethan hatte, die Dauer derselben abzukürzen, war er sogar, unter allerlei Vorwand, in Böhmen länger, als nöthig war, zurückgeblieben, um seinen Triumph desto vollständiger zu genießen. Zu einer Vereinigung mit dem baierisch-liguistischen Heere verstand er sich nicht eher, als bis Maximilian unter seinen Befehl zu treten sich anheischig gemacht hatte; und da Verabredungen vorangehen mußten, so bestimmte Friedland, anstatt zum Kurfürsten nach Regensburg zu gehen, Eger als den Ort der Zusammenkunft, wohin sich denn Maximilian gegen seinen Willen begeben mußte. Der Kurfürst bot zwar seine ganze Klugheit auf, um in dieser Unterredung das Unangenehme der Vergangenheit zu vermeiden; allein, wie sehr er auch den Ton eines vertrauten Freundes annehmen mochte, so konnte er doch nur mit Mühe bewirken, daß Waldstein, aus dessen Haltung und Zügen lauter Ingrimm sprach, und dessen Farbe einmal über

das andere wechselte, sogar in seiner Gegenwart los-brach. Hierauf sah man einen Condottiere und einen deutschen Fürsten ihre Rollen auf eine auffallende Weise vertauschen; denn während Waldstein seinem Jubel über den gedemüthigten Feind gegen sein Gefolge freien Lauf ließ, sprach Maximilian in den ehrerbietigsten Ausdrücken über jenen. Vereinigt brachen beide von Eger auf, um wider Nürnberg zu ziehen. Ihr Heer war 60,000 Mann stark. Verheerung bezeichnete ihre Bahn: Flammen stiegen hinter ihnen auf von den angezündeten Dörfern; selbst in der Oberpfalz übte Friedland keine Schonung und Maximilian mußte dulden, daß seine Provinzen von Dem zu Grunde gerichtet wurden, der ihre Rettung übernommen hatte.

Zwischen Neumarkt und Freistadt stießen alle Kolonnen zusammen und mit stolzer Freude hielt Waldstein Heerschau über 314 Fahnen Reiter, 210 Fahnen Fußvolk, 80 schwere Kanonen und 4000 Wagen. „Ich will, sagte er, den Schweden in seinem Lager putzen, und in vier Tagen soll man sehen, ob ich Herr im Lande bin, oder der König."

Gustav Adolph hatte von Nürnberg bereits Besitz genommen, als Waldstein so sprach; und indem einige Tausend Bürger sich an ihn angeschlossen hatten, befand er sich in einer Stellung, worin er von den Angriffen selbst eines überlegenen Feindes sehr wenig zu fürchten hatte: denn die Stadt war dergestalt mit Schanzen und Gräben umschlossen, daß das dahinter angelegte Lager unüberwindlich ward. Waldstein ging unter diesen Umständen über die Rednitz und schlug, drei Viertelmeilen

von den schwedischen Linien, im Angesicht von Nürnberg sein Lager auf dem sogenannten alten Berge auf. Unzufrieden mit diesem Verfahren, wünschte Maximilian einen schnellen Angriff um so mehr, weil er wußte, daß der König von Schweden noch nicht alle seine Leute beisammen hatte; doch Waldstein blieb taub gegen diese Vorstellung, die seinen Stolz verletzte. „Es sind, sagte er, der Schlachten genug geliefert; es ist nun Zeit, eine andere Methode zu versuchen.“ Darüber verstärkten sich Gustav's Truppen bis auf 70,000 Mann.

Zwei solche Menschenmassen konnten sich nicht lange feindselig gegenüberstehen, ohne, wo nicht sich selbst, doch wenigstens die Umgegend zu verzehren. In Nürnberg fehlte es nicht an bedeutenden Vorräthen; und die Folge davon war, daß Gustav beinahe drei Monate in seinem Lager aushalten konnte. Was die Kaiserlichen betrifft, so zehrten sie in eben diesem Zeitraum die Landschaft so aus, daß sie die Zufuhr aus einer Entfernung von acht bis zehn Meilen herbeischaffen mußten. Beiden Feldherrn leuchtete ein, daß demjenigen eine schreckliche Niederlage bevorstehe, der die Vortheile seiner Stellung aufgebe. Indeß hat alles seine Gränze. Als 11 Wochen verstrichen waren, fühlte Gustav sich vom Mitleid für die Nürnberger zu dem Entschlusse bewegt, die Kaiserlichen in ihren Verschanzungen anzugreifen. Alles sprach gegen die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges; allein es war dahin gekommen, daß die Lage verändert werden mußte, wofern nicht Verzweiflung eintreten sollte. Wir halten uns nicht dabei auf, diesen Angriff zu beschreiben, der von Seiten der Entschlossenheit,

heit, aus welcher er hervorging, und der Tapferkeit, womit er eingeleitet und durchgeführt wurde, bis dahin schwerlich seines Gleichen gehabt hatte, und der wenigstens in sofern glücklich ablief, als er keinem vorzüglichen General das Leben kostete; genug, daß, nach wiederholten Stürmen, welche 3000 Schweden auf dem Schlachtfelde zurückließen, Gustav von seinem Vorhaben abstehen mußte, das er, noch denselben Abend, „einen Pagenstreich" zu nennen, aufrichtig genug war. Beide Feldherrn harrten, vom 4. Sept. (dem Tage dieser mörderischen Schlacht) an, noch vierzehn Tage, wer der Hunger zuerst aus den Schanzen treiben werde, bis endlich Gustav aufbrach, nicht ohne eine beträchtliche Besatzung in Nürnberg zurückzulassen und sich in der Nähe aufzustellen, damit er jeden Angriff auf die Stadt sogleich rächen mochte. Fünf Tage nach ihm brach auch Waldstein auf.

Des Königs Absicht war, den Krieg in Baiern festzuhalten. Diese wurde indeß durch Waldstein vereitelt, der, um den Kurfürsten von Sachsen von dem schwedischen Bündniß loszureißen, Baiern und die Erblande Preis geben wollte. Der ehrgeizige Condottiere bedurfte der Freundschaft des Kurfürsten, wenn er das höchste Ziel seines Strebens — die böhmische Krone — erreichen wollte. Wie er nun in allen Unternehmungen die Mittel der Selbstsucht durchaus nicht von denen der Liebe und des Wohlwollens unterschied: so bildete er sich auch ein, daß er durch Androhungen den Kurfürsten von Sachsen zu sich herüber ziehen könnte. Dem gemäß trennte er sich bei Koburg von Maximilian,

welcher zur Vertheidigung Baierns nach München zu=
rückkehrte. Er selbst näherte sich den sächsischen Pro=
vinzen, um diese durch seine Winterquartiere zu Grunde
zu richten, wofern Johann Georg nicht alle seine
Wünsche erfüllen würde. Und gerade dies nöthigte den
König von Schweden von den Gränzen Baierns zurück=
zugehen. In Eilmärschen kam er nach Naumburg, wo
er sich verschanzte. Er hatte nur 20,000 Mann; diese
aber waren auserlesene Krieger, auf welche er sich in
den größten Gefahren verlassen konnte. Dem Herzog
Friedland gegenüber, rechnete Gustav auf den Zuzug
sächsischer Truppen. Wie wenig auch die Sachsen bis
dahin geleistet hatten: so konnte er doch das Bündniß
mit Johann Georg nicht fahren lassen, ohne alles auf's
Spiel zu setzen, und sich selbst zu einem bloßen Aben=
teurer zu stempeln. Mehr, als alles Uebrige, entschied
dieser Umstand über die nahe bevorstehende Schlacht.

Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß in dem
Zeitraum von der Schlacht auf dem weißen Berge bei
Prag bis zur Schlacht bei Leipzig, worin Tilly seine
erste Niederlage litt, der Gegenstand der Krieger sich
auf's Wesentlichste verändert hatte. Jene kirchlichen
Zwecke, welche den Kampf geboren hatten, waren all=
mählig in den Hintergrund getreten, und ganz andere
hatten ihren Platz eingenommen. Oesterreich kämpfte
seit dem Schlusse des Jahres 1631 mehr um Fort=
dauer, als um Vergrößerung. Genöthigt, sein Geschick
in die Hände eines Condottiere zu legen, der aus sei=
nem, alle Gränzen überschreitenden, Ehrgeize gar kein
Geheimniß machte, hatte es eben so viel Ursache, vor

seinen Siegen zu zittern, als seine Niederlage zu fürchten. In dieser Beziehung war Waldstein eben so schrecklich, als der König von Schweden, dessen Betragen nichts Geringeres ankündigte, als die Bildung eines ungeheuren Reichs, von welchem Augsburg der Mittelpunkt werden sollte. Ja, Waldstein war noch schrecklicher; denn von ihm mußte man alle die Schonungslosigkeit vorauszusetzen, die das natürliche Erzeugniß einer neuen Lage und unbefestigter Verhältnisse ist. So war es denn kein Wunder, wenn die Jesuiten schwiegen: alle ihre Entwürfe waren in der unberechneten Größe der Begebenheiten zu einem Kinderspiel herabgesunken; und indem nicht mehr von dem Gewinn der Kirche in diesem verhängnißvollen Kriege die Rede seyn konnte, mußten sie sich gefallen lassen, daß das von ihnen gewählte Rettungsmittel eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Wie man auch Gustav Adolph und Albrecht von Waldstein auffassen möge, immer muß man gestehen, daß sie, bei aller Verschiedenheit ihrer Charaktere, für Deutschland und die europäische Welt eins und dasselbe leisteten; und hierauf beruht zuletzt die politische Größe beider Männer.

Anfangs fest entschlossen, dem Könige von Schweden ohne Zeitverlust eine entscheidende Schlacht zu liefern, gab Waldstein diesen Gedanken auf, als er seinen Gegner bei Naumburg verschanzt sah. Was ihn am meisten zur Vorsicht bewog, war die Betrachtung, daß der Winter nahe sei und daß eine verlorne Schlacht die gänzliche Auflösung des geschlagenen Heeres zur Folge haben würde. Von Gustav angegriffen zu werden,

fürchtete er so wenig, daß er den General Pappenheim mit einem bedeutenden Korps nach der Weser entsendete — zunächst nach Halle, dessen Schloß von den Schweden belagert wurde. Die übrigen Truppen vertheilte er in die Winterquartiere, doch so, daß sie leicht zusammenstoßen konnten. Er selbst ging nach Merseburg, um den Erfolg von Pappenheim's Entsendung abzuwarten, und in der Nähe zu seyn, wenn eine nicht berechnete Gefahr einträte.

Gustav dachte anders, als Waldstein vorausgesetzt hatte. Von Pappenheim's Zuge unterrichtet, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, wo er den um die Hälfte geschwächten Feind angreifen müsse. Schnell rückte er also nach Weißenfels vor. Von hier aus verbreitete sich das Gerücht von seiner Ankunft, und indem es den Herzog von Friedland erreichte, fand es diesen sogleich entschlossen, hauptsächlich weil sein Astrolog Seni im Zodiakus nichts als Kaltsinn gegen den Schwedenkönig gelesen hatte. Mit dem Astrologen stimmten die einsichtsvollsten Generale des Oberfeldherrn überein, als sie die Gründe angaben, um derentwillen man eine Schlacht nicht vermeiden müsse. „Wir müssen, sagten sie, gegen den König marschiren, um ihn zu erreichen, ehe er sich mit den Sachsen und den Lüneburgern vereinigt; jetzt schützt ihn keine Verschanzung; er muß im offenen Felde schlagen. Marschiren wir nicht, so werden wir von Leipzig, Freiburg, Meissen, Kemnitz abgeschnitten, und von Böhmen getrennt. Und wie verhält es sich mit seiner Lage und mit der unsrigen? Das ganze Land ist schwedisch gesinnt; der König findet

überall Lebensmittel; er erhält gute Winterquartiere und kann demnächst die Kriegsbühne nach Böhmen und den übrigen Erbstaaten versetzen. Wir hingegen — des Kaisers Kassen sind leer, unsere Verbündeten überwältigt, zwei Drittel von Deutschland für uns gänzlich verloren. Eine Schlacht ist das einzige Mittel, des Kaisers Parthei auf's Neue zu beleben, die Ehre seiner Waffen wiederherzustellen. Ein Rückzug würde alles verderben. Und wodurch würde dieser nothwendig? Unsere Macht ist beisammen, die Generale leben im Einverständniß, die Truppen sind schlachtbegierig. Ein Sieg hat jetzt den Werth von Deutschlands Hälfte; denn wie könnte er andere Folgen haben, als die, welche des Feindes Sieg bei Leipzig im vorigen Jahre hatten?" Von diesen Gründen fortgezogen, rief der Herzog von Friedland, durch einen dreimal wiederholten Kanonendonner von Merseburg her, seine Regimenter zusammen, führte sie auf die Ebene bei Lützen und sendete gleichzeitig Eilboten ab, welche Pappenheim zurückrufen mußten. In jener Ebene erwartete er den Angriff des Königs. Dies geschah am 15. November.

Am Abend desselben Tages langten auch die Schweden in dieser Gegend an. Sie stellten sich den Kaiserlichen gegenüber. Beide Heere waren durch die Landstraße getrennt, welche von Weißenfels nach Leipzig führt. Da Waldstein früher angelangt war: so hatte er sich aller Vortheile des Erdreichs bemächtigt: die tiefen Graben zu beiden Seiten der Landstraße hatte er mit Musketieren angefüllt und hinter denselben sieben große Kanonen auffahren lassen, welche das

Musketenfeuer aus den Graben unterstützen sollten; vierzehn kleine Feldstücken waren auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. In nicht mehr als fünf großen und unbehülflichen Brigaden aufgestellt, stand das Fußvolk in einer Entfernung von etwa drei hundert Schritten hinter der Landstraße, und die Reiterei deckte die Seiten. Die Schwäche des Heeres zu verbergen, mußten alle Troßbuben und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen. Gustav seinerseits behielt dieselbe Schlachtordnung bei, mit welcher er im vorigen Jahre gesiegt hatte. Kleine Schwadronen wurden unter das Fußvolk vertheilt, und eben so war die Reiterei von Musketieren unterstützt. Das ganze Heer stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten, die Landstraße vor sich, die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter den Befehlen des Grafen von Brahe, die Reiterei auf den Flügeln, das Geschütz vor der Fronte. Den linken Flügel der Reiterei befehligte der Herzog Bernhard von Weimar, den rechten der König selbst. Für den Ruhm der beiden größten Feldherrn Europa's waren die Heere begeistert; sie wollten nun entscheiden, wer in einem Kampfe auf dem ebenen Felde bei Nürnberg gesiegt haben würde.

Gern hätte Gustav die Schlacht noch am dämmernden Abend begonnen; doch dies war eben so unmöglich, als frühe am folgenden Tage. Ein dicker Herbstnebel lag auf dem Felde und erlaubte nicht, daß irgend etwas mit Sicherheit unterschieden werden konnte. Als er sich gegen Mittag verzog, sah man den

König von Schweden vor der Fronte seine Andacht verrichten. Sein ganzes Heer, auf die Knie hingestürzt, stimmte hierauf das Lied: „eine feste Burg ist unser Gott!" an, und Feldmusik begleitete den Gesang. Dies war das Zeichen der anhebenden Schlacht. Gott mit uns! war das Wort der Schweden; Jesus Maria! riefen die Kaiserlichen.

Die größte Schwierigkeit, welche die Schweden zu überwinden hatten, lag in den Graben zu beiden Seiten der Landstraße; sehr viele von ihnen fanden beim ersten Anlaufe den Tod, und sollten sie nicht muthlos werden, so mußte ihr König selbst das Beispiel der Unerschrockenheit geben. Endlich durchbricht ein Regiment die feindliche Linie; und ungestüm nachdringend, erobert das Fußvolk die kaiserliche Batterie, die sogleich gegen den Feind gerichtet wird. Die erste kaiserliche Brigade weicht; bald auch die zweite und die dritte. Plötzlich schafft Waldstein Ordnung; das Geschütz wird wieder erobert, die Schweden bis an den Graben zurückgedrängt. Jetzt stürmt Gustav mit der Reiterei herbei. Zum zweitenmale erobern seine Krieger das feindliche Geschütz, der linke Flügel Waldsteins ergreift die Flucht. Doch in eben diesem Augenblick langt Pappenheim auf dem Schlachtfelde an. Ihm zu begegnen, eilt Gustav auf den rechten Flügel zurück; ehe er ihn aber erreichen kann, zerschmettert ein Schuß seinen linken Arm. Vom Schmerz überwältigt, bittet er den Herzog von Lauenburg in französischer Sprache, ihn aus dem Gedränge zu schaffen. Dieser nimmt einen Umweg, um die Bitte des Königs zu erfüllen; doch kaum

sind einige Schritte vorwärts gethan, als zwei andere Schüsse den König entseelt zu Boden stürzen.

Wie Gustav den Tod fand, ist in undurchdringliches Dunkel verhüllt geblieben, nur daß Franz Albert, Herzog von Lauenburg, nie von dem Verdachte der Meuchelei hat freigesprochen werden können. Ohne noch länger bei der Schlacht von Lützen zu verweilen, bemerken wir bloß, daß, nachdem auch Pappenheim gefallen war, alle Anstrengungen Waldsteins, den Sieg davon zu tragen, vergeblich waren. Der Herzog Bernhard von Weimar begeisterte die Schweden zu einem Löwenmuthe dadurch, daß er ihren König für gefangen ausgab; die Batterie des rechten Flügels wurde von ihnen erobert und nach diesem Verluste wichen die Kaiserlichen vom Schlachtfelde.

Während der Herzog von Weimar in Schlachtordnung blieb, um die Erneuerung des Kampfes am folgenden Tage abzuwarten, ging Waldstein mit einem kleinen Geschwader nach Leipzig. Hier überlegte er, was zu thun sey. Sechs Tausend seiner besten Krieger bedeckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld, viel größer war die Zahl der Schwerverwundeten, das Geschütz befand sich in den Händen des Feindes, der Schrecken hatte sich aller Schaaren bemächtigt, die Schweden brannten vor Wuth, den Tod ihres Königs zu rächen. Unter solchen Umständen den Kampf erneuern zu wollen, würde mehr als Tollkühnheit gewesen seyn. Mit zerrissenem Herzen ging er also nach Böhmen zurück, um in den kaiserlichen Erblanden sich eine neue Macht zu bilden. Das Einzige, was seine düstere Seele erheiterte, war der Tod Gustav's. In ihm hatte er frühe

den Nebenbuhler erkannt — nicht in Beziehung auf den Lorbeer des Krieges, wohl aber in dem Plane, auf den Trümmern von Habsburgs Macht eine neue zu schaffen. Darum sagte er: „Gustav sei zwar ein gewaltiger Krieger gewesen; sein Tod sei ihm aber doch erfreulich; denn zwei Hähne vertrügen sich nicht auf Einem Miste.“ Seinem früheren Verfahren getreu, verband er Entgegengesetztes, um die Ueberreste seines Heeres mit neuem Muthe zu beleben. Während er auf einem vor dem Rathhause zu Prag errichteten Blutgerüste, alle diejenigen durch den Henker hinrichten ließ, welche der Feigheit und Zügellosigkeit an dem Tage bei Lützen angeklagt waren, beschenkte er mit weitgetriebener Freigebigkeit die, welche sich durch Tapferkeit und Besonnenheit in der Schlacht ausgezeichnet hatten. Vor allen war der Feldmarschall Holk der Gegenstand seiner Großmuth; denn er stellte ihm frei, sich aus vier genannten böhmischen Herrschaften, deren jede aus 16 bis 18 Dörfern bestand, sich eine zum Eigenthum zu wählen. Octavio Piccolomini erhielt ein Geschenk von 10,000 Thalern, und viele Officiere eine goldene Kette, an welcher sein Brustbild hing. So bereitete er neue Auftritte vor, schwerlich ahnend, daß er durch dies Alles sich seinem Untergange näher brächte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung des Repräsentativ-Systems in England.

(Aus Guizot's Essais sur l'Histoire de France.)

(Beschluß.)

Fortsetzung des dritten Hauptstücks.

Die Zusammenberufung bürgerlicher Abgeordneten zum Parliament von 1264 war demnach bei weitem mehr ein politischer Gedanke, eingegeben von der Lage, worin sich Leicester befand, als eine Nothwendigkeit, die der gesellschaftliche Zustand schon jetzt der Regierung aufgelegt hätte. Ehemals Aristokrat gegen das Königthum, wurde Leicester zum Demokraten gegen die Aristokratie, und beschleunigte auf diese Weise, aus persönlichen Absichten, den Tag, an welchem die Städte, vermöge ihrer eigenen Kraft, in der Central-Regierung Sitz und Stimme gefunden haben würden.

Dieser Versuch schloß einen bedeutenden Fortschritt für die Freiheiten des Landes in sich; allein sein Urheber hatte keinen Vortheil davon. Die Masse des Volks war, wie die Chronikenschreiber sich darüber ausdrücken,

außer Stande, ihm eine Kraft zu gewähren, wodurch er fähig geworden wäre, die Aristokratie und das Königthum zugleich zu bekämpfen. Die Bürger, erstaunt und bezaubert von der Wichtigkeit, welche Leicester ihnen bewilligte, benutzten ihren Credit zur Befreiung ihres Handels und zur Verweigerung der Zollabgaben — keineswegs zur Gründung einer dauerhaften Regierung in Uebereinstimmung mit ihm. Die Kaufleute der fünf Häfen überließen sich einer unverschämten Seeräuberei, und der Pöbel beging Ausschweifungen, von welchen alle Wohlhabenden zu leiden hatten. Nicht im Stande, den Unordnungen seiner neuen Bundesgenossen zu steuern, dachte Leicester nur darauf, wie er sie benutzen wollte. Er theilte also den Seeraub der Kaufleute und die Plünderungen des großen Haufens. Darüber erhoben sich allgemeine Klagen. Die Häfen Englands wurden nicht länger von fremden Kaufleuten besucht, weil keine Ordnung sie schützte. „Was schadet es, sagte Leicester; das Königreich kann durch sich selbst fortdauern, und braucht nicht mit dem Auslande zu verkehren.“ Ein solcher Zustand konnte nicht von Dauer seyn; die angesehensten Bürger wurden seiner zuerst überdrüssig. Beinahe alle Barone hatten Leicestern verlassen und conspirirten wider ihn; die Ritter der Grafschaften folgten diesem Beispiele; die Wiederherstellung der königlichen Autorität lag in den Wünschen Aller. Frei, dem Anscheine nach, in der Wirklichkeit aber ein Gefangener Leicesters, entwischte Prinz Eduard. Die meisten Barone schlossen sich an ihn an. Ohne Mühe warb er ein Heer, und den 4. August 1265 hatte Lei-

cester bei Evesham die Parthei des Königs sammt allen Denen zu bekämpfen, die von ihm abgefallen waren. „Beim Arm des heiligen Jacob,“ rief er, in die Schlacht reitend, aus, „sie haben unsere Lehren benutzt. Gott sei unsern Seelen gnädig, denn unsere Leiber gehören ihnen.“ Wirklich wurde er besiegt und mit seinem ältesten Sohne Heinrich und seinen vornehmsten Anhängern getödtet. Sein Tod zog den gänzlichen Sturz seiner Parthei nach sich.

Die Rückwirkung war Anfangs sehr heftig. Den 8ten September 1265 bewilligte ein zu Winchester gehaltenes, und, wie es scheint, aus lauter Prälaten und Baronen zusammengesetztes Parliament, dem Könige die Confiscation der sämmtlichen Güter, die den Rebellen gehörten. Da die Stadt London Leicesters vornehmste Stütze gewesen war, so verlor sie ihre Freiheiten. Eine Unzahl von Personen wurde eingekerkert und der Verfügung des Königs preis gegeben.

Doch der Kampf, den Leicester bestanden hatte, war keine gewöhnliche Empörung. Begonnen zum Vortheil des Volks und mit Zustimmung desselben, hatte er Anfangs das ganze Königreich — Barone, Freisassen und Bürger — für sich gehabt. Wahrhaft öffentliche Rechte waren feierlich proclamirt, heilsame Neuerungen waren versucht worden. Da nur sehr Wenige den ersten Entwürfen, den ersten Hoffnungen abhold gewesen waren: so wollten auch nur Wenige zu dem Punkt zurückkehren, von welchem man ausgegangen war. Ein einzelner Mann hatte die National-Bewegung zu seinem Vortheil benutzt; allein diese augenblickliche Abweichung hatte weder

den Ursprung, noch die Natur derselben abgeändert. Bald machte man die Entdeckung, daß das Andenken dieses Mannes, trotz seinen Ausschweifungen, im höchsten Grade volksthümlich war. Mönche hatten seine Ueberreste gesammelt, und bald verbreitete sich das Gerücht, daß auf seinem Grabe Wunder geschähen. Schaarenweise lief das Volk herbei, um dort zu beten, oder sich heilen zu lassen; ausdrücklich mußte man ihnen verbieten, Leicestern die Benennung eines Heiligen zu geben. Von allen Seiten offenbarte sich jetzt die Nothwendigkeit eines Stillstands auf dem Wege der Reactionen. Die Stadt London wurde in den Besitz ihrer Freiheiten wieder eingesetzt; der päbstliche Legat Ottoboni verwendete sich für die Unterdrückten, und zur endlichen Wiederherstellung des Friedens wurde auf den 22. August 1266 ein Parliament nach Kenilworth berufen.

Die Hauptbestimmung dieses Parliaments war, die Oxforder Fürsehungen zu vernichten. Doch kaum versammelt, gab dies Parliament einen in die Augen springenden Beweis von der Herrschaft, welche eine dem Anscheine nach besiegte Umwälzung über die Geister ausgeübt hatte. Nicht dem Könige selbst, wohl aber einem Ausschusse von zwölf Prälaten und Baronen wurde das Recht übertragen, Maßregeln zu bestimmen und den Streit der beiden Partheien zu schlichten *).

Dieser Ausschuß theilte die Urheber, Begünstiger und Anfänger der letzten Empörung in verschiedene Klassen, verwandelte die von dem letzten Parliament

---

*) Parliament. hist. tom. 1. pag. 72.

ausgesprochenen Güter-Confiscationen in mehr oder minder beträchtliche Geldstrafen, vernichtete die Oxforder Fürsehungen, gab dem Könige den freien Gebrauch seiner Autorität zurück, verbot bei Körperstrafe Leicestern einen Heiligen zu nennen, und das Gerücht seiner vorgeblichen Wunder zu verbreiten, und erklärte zugleich, daß die große Charte und die Forst-Charte in voller Kraft bleiben sollten.

Dies war mehr, als der Ausspruch des heiligen Ludwig der Parthei des Königs bewilligt hatte; indeß war es schon weit weniger, als man sich in dem ersten Augenblick des Triumphs vorgenommen hatte. Die aristokratische Coalition war aufgelöset; diejenigen Barone, die nicht aufgehört hatten, Leicesters Anhänger zu seyn, befanden sich auf der Flucht oder im Gefängnisse; nichts beweiset, daß Deputirte der Graffschaften oder der Städte im Parliament von Kenilworth erschienen seyen. Auch in dem von St. Edmundsbury, gehalten im Jahre 1267, erschienen dergleichen nicht. Die Parthei des Königs herrschte also allein; und dennoch war sie genöthigt, Rücksichten zu nehmen. Dem Siege wurde die Mäßigung zu einer Art von Pflicht. Hätte sie sich auf Schonung von Privat-Interessen beschränkt, so würde sie von geringer Wichtigkeit gewesen seyn; allein das Ende der Regierung Heinrich des Dritten beweiset, daß allgemeinere Nothwendigkeiten auf die königliche Macht zu drücken angefangen, und daß sein Triumph ihm nicht seine volle Unabhängigkeit zurückgegeben hatte. Die Statuten des Parliaments von Malberough (19. November 1267) kündigen sich dadurch an, „daß sie

in der Versammlung der weisesten Männer des Königreichs, sowohl der Geringeren als der Größeren, angenommen sind;" was die Gegenwart der Provinzial-Deputirten bezeuget *). Als endlich Heinrich im Jahre 1269 den Leichnahm Eduard des Bekenners feierlich in der Westminster Abtei beisetzen lassen wollte, „berief er — so erzählt der Chronikenschreiber Wykes — alle Prälaten und Großen Englands, so wie die reichsten Männer aller Städte und Flecken seines Königreichs." In der That, es ist zu glauben, daß diese zahlreiche Versammlung hauptsächlich vereinigt wurde, um der Feierlichkeit mehr Glanz zu geben; denn der Chronikenschreiber fügt hinzu: „Nach der Feierlichkeit begannen die Edlen die Angelegenheiten des Königs und des Königreichs nach Weise des Parliaments" **). Indeß beweiset diese Einberufung der Bürger nicht weniger, daß die Wichtigkeit der Städte anerkannt war, und daß der Gebrauch, ihre Abgeordnete bei großen Gelegenheiten einzuberufen, vorherrschend zu werden begann.

Vergeblich waren demnach die Oxforder Fürsehungen abgeschafft; vergeblich hatte das Parliament, von welchem sie ausgegangen waren, den Beinamen des Unsinnigen erhalten:***) der entscheidende Schritt zur Schöpfung einer freien Regierung war gethan; eine

*) Statutes at large, gesammelt von Will. Hawkins, tom. I. pag. 31.

**) Wykes in der Sammlung von Gale tom. II. pag. 88.

***) Parliamentum insanum. S. Hume tom. II. pag. 450. Bas. Ausg.

National-Gewalt erhob und constituirte sich neben dem Königthum. Dies war das große Ergebniß des Kampfes, der dies Königreich bewegte. Wie es immer geht: man that in der Gegenwart nicht was man wollte, und für die Zukunft bei weitem mehr, als man beabsichtigt und vorhergesehen hatte. Beschränkung der königlichen Gewalt durch Einrichtungen, welche sie zur Erfüllung der, in den Charten gegebenen Verheißungen, d. h. zur Achtung der Rechte anhalten möchten: dies war der erste Plan gewesen. Um dies zu erlangen, versuchten die Barone die ganze Regierung an sich zu reißen, indem sie die königliche Autorität in die Hände eines kleinen aristokratischen Raths legten. Die Selbstsucht verdarb ihre Bemühungen; sie scheiterten. Leicester versuchte die Früchte der ersten Siege des Adels mit Hülfe der Menge an sich zu reißen; auch er scheiterte. Doch die Gesellschaft war von Grund aus bewegt worden; die verschiedenen Partheien hatten nach einander alle die Kräfte in Anspruch genommen, die sie in ihrem Schooß trug. Die Freisassen der Grafschaften, wie die hohen Barone, die Bürger, wie die Freisassen, waren in den Mittelpunkt des Staats gerathen. Noch gab es kein Parliament; aber die drei Elemente, die es einst bilden sollten, das Königthum, die Aristokratie und die Demokratie, waren an einander gebracht worden und hatten sich kennen, verstehen und gegenseitig beschränken gelernt. Die unter Heinrich dem Dritten entstandene Bewegung erreichte ihren Zweck erst unter der Regierung seines Nachfolgers. Große politische Institutionen entstehen in der Regel unter schwachen, unordentlichen und

und ungeschickten Fürsten; man entreißt sie ihnen, und dies war das Schicksal Heinrichs des Dritten. Sie befestigen sich unter standhaften und fähigen Fürsten, die sich der gesellschaftlichen Kräfte zu bedienen und die Nothwendigkeiten der Zeit zu fassen verstehen; und dies geschah unter Eduard dem Ersten.

Kaum hat man auf diese Regierung einen Blick geworfen, so entdeckt man in dem Parliamente — nicht mehr ein Accidenz des Bürgerkrieges oder eine Waffe, welche umschichtig von den verschiedenen Partheien ergriffen wird — wohl aber eine bleibende Bedingung für die Ausübung der Macht, eine Gewohnheit, die bereits den Anstrich der Nothwendigkeit hat.

„In allen Angelegenheiten, die sich auf den Zustand des Königreichs beziehen, erfordert in England die Sitte, die Meinung derjenigen zu vernehmen, die bei diesen Angelegenheiten betheiligt sind:" so lautete die Sprache, welche der Erzbischof von Canterbury, Robert von Winchelsea, im Namen des Königs und der Barone, zu dem Pabste redete. Die Geistlichkeit verlangte von Eduard die Zurücknahme eines Statuts, wodurch die unbeschränkte Ausdehnung der Kirchengüter gemäßigt war. „Es ist, antwortete der König, mit Genehmigung der Großen zu Stande gebracht; ich kann es ohne ihre Einwilligung nicht zurücknehmen."

Uebrigens muß man diese Worte nicht nach ihrer ganzen Strenge nehmen. Der Zeitpunkt war noch nicht gekommen, wo alle Bürger, oder auch nur ihre Abgeordneten, an allen öffentlichen Angelegenheiten Theil

nahmen. Eduard selbst nahm im Jahre 1281, aus ei- gener Autorität, einen Theil der Statuten zurück, die 1278 im Parliament zu Glocester gegeben waren. Inzwischen verriethen solche Maximen im Munde des Fürsten und seiner Minister den Fortschritt von Ideen und Einrich- tungen der Freiheit.

Unter Eduard des Ersten Regierung treten zwei Arten von Parliamenten ins Licht. In der einen ver- sammeln sich nur die hohen Barone; sie bilden um den König einen Rath, der ausgedehnter, gewichtvoller und unabhängiger ist, als der Geheime-Rath. In die an- dere begeben sich die Abgeordneten der Grafschaft und Flecken. Dies ist der große Volks-Rath.

Zwischen beiden Versammlungen läßt sich noch kein gesetzlicher und anerkannter Unterschied wahrnehmen; sie üben oft dieselben Gewalten. Die Zusammentritte der er- steren waren häufig; man bemerkt bis auf vier in einem und demselben Jahr. Die zweite wurde zusammenbe- rufen, wenn man von den Freisassen der Graffschaften oder der Städte eine allgemeine Beisteuer zu erhalten wünschte, oder wenn es sich um Angelegenheiten han- delte, welche so wichtig waren, daß der König die Nothwendigkeit empfand, eine große Anzahl von Bürgern dabei mitwirken zu lassen. Der menschliche Geist machte damals noch nicht philosophische Forderungen, verfolgte noch nicht die Anwendung irgend einer Theorie; allein die Menschen hatten ein Gefühl von ihren Rechten, und machten dasselbe muthvoll geltend, so oft sie sahen, daß sie bei der Ausübung betheiligt waren.

Unter so verschiedenen Versammlungen, welche alle

durch die Benennung „Parliament“ bezeichnet wurden und umsichtig dieselben Gewalten übten, hält es schwer, diejenigen zu unterscheiden, welche als echte Parliamenter betrachtet werden müssen. So oft die Schriftsteller von der Tory-Parthei nicht directe und amtliche Beweise von der Gegenwart der Abgeordneten aufgefunden haben — z. B. Zusammenberufungs-Schreiben — haben sie die Echtheit geleugnet; denn es giebt Menschen, denen die Freiheit so mißfällig ist, daß sie ihr selbst bei den Todten nicht begegnen mögen. Allein die Publicisten bemühen sich vergeblich, die Vorfahren ihrer Zeitgenossen zu demüthigen; die Chroniken ersetzen den Verlust der writs, und beweisen, daß die Abgeordneten der Graffschaften und Burgen häufig in den Parliamenten Eduard des Ersten saßen.

Im Augenblick wo sein Vater starb (1272) befand sich Eduard im gelobten Lande. Es wurde sogleich ein Parliament nach Westminster zusammenberufen, um den Treueid für den abwesenden König in die Hände des Erzbischofs von York zu schwören. Vier Ritter aus jeder Graffschaft und vier Bürger aus jeder Stadt, wurden dazu berufen *).

Als Eduard, im April 1275, nach England zurückgekommen war, berief er ein Parliament, und in der Einleitung zu den Statuten, welche hier zu Stande gebracht wurden, heißt es: Ce sont les etablissement le (du) roy Edward, fitz le roy Henry, faitz à Westminster, a son prime parlement général ....

*) Parliament. hist. tom. I. pag. 81.

per son conseil e per l'assentement des ercevesques, evesques abbés, priours, countes, barouns et la communalté de la terre illeocques sommons *). Die Abgeordneten der Grafschaften und Burgen waren demnach gegenwärtig. Die letzteren bewilligten dem Könige und seinen Erben für ewige Zeiten einen Zoll für die Ausfuhr der Wolle und des Leders.

Im Jahre 1276 versammelte sich ein Parliament, das, wie es scheint, auf dieselbe Weise zusammengesetzt war, wie das vorhergegangene.

Im Jahre 1278 wurden „die Gescheutesten des Königreichs, groß und klein" (les plus discrétes du rojaulme, aussi des grandes come de meindres) in das Parliament zu Glocester zusammenberufen.

Im Januar 1283 will der König Truppen ausheben und Hülfsgelder erhalten, um die Eroberung von Wales beginnen zu können. Zwei außerordentliche Versammlungen vereinigen sich zu gleicher Zeit: die eine zu Northhampton, die andere zu York. Die Einrichtungen haben noch keine fest bestimmte Form; das Parliament wird also getheilt, theils um die Kosten seines Zusammentritts zu vermindern, theils damit seine Beschlüsse desto rascher gefaßt werden mögen. Die writs des Königs befehlen den Sheriffs, in jeder Grafschaft, Stadt und Flecken, vier Ritter und eben so viel Bürger wählen zu lassen, welche die Vollmacht haben, „für die ganze Gemeine zu handeln **)." Die Geistlichkeit,

*) Statutes at large, etc. tom. I. pag. 44.

**) Report of the Lord's committees, etc. pag. 186.

welche auch Hülfsgelder zahlen sollte, wird auf dieselbe Weise berufen. Der König wohnte weder der Eröffnung der einen, noch der anderen dieser beiden Versammlungen bei.

Im Junius desselben Jahres ist Wales erobert; ein neues Parliament ist nothwendig um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathschlagen, und über den Fürsten von Wales, den man gefangen genommen hat, zu richten. Königliche Schreiben werden gerichtet: 1) an Hundert und elf Grafen und Barone; 2) an die Obrigkeiten von ein und zwanzig Städten und Burgen, um ihnen die Wahl von zwei Abgeordneten zu befehlen; 3) an die Sheriffs, zur Wahl von zwei Rittern auf jede Grafschaft; 4) an siebzehn Mitglieder des königlichen Geheimen-Rathes, unter welchen sich die Richter befinden *).

Auch diese Versammlung theilt sich. Die Geistlichkeit, die Abgeordneten der Burgen sitzen zu Acton-Burnell; die letzteren verfassen daselbst ein Statut, das den Namen dieser Stadt führt, und worin auf die rasche Betreibung dessen, was die Kaufleute schuldig geblieben sind, gedrungen wird. Die Barone, und wahrscheinlich, auch die Ritter jeder Grafschaft, vereinigen sich zu Schrewsbury, um über den Fürsten David zu richten **).

Von 1283 bis 1290 findet man mehrere Parliamente. Von einigen derselben, z. B. von dem zu Westminster im Jahre 1285, sind wichtige Statuten ausge-

*) Rymer, Acta publica. etc. tom. II. pag. 247.

**) Statutes at large. etc. tom. I. pag. 85.

gangen; gleichwohl findet sich keine Anzeige, daß die Abgeordneten von Graffschaften und Burgen dabei gegenwärtig gewesen sind *).

Man muß die Unregelmäßigkeit ihrer Zusammenberufung nicht für ein sicheres Zeichen der Tyrannei halten. Im dreizehnten Jahrhundert waren nicht alle Angelegenheiten, wie heut zu Tage, öffentliche, d. h. Angelegenheiten des ganzen Landes. Jede große Abtheilung von Menschen hatte die ihrigen, und behandelte sie abgesondert, ohne zu ahnen, daß ihr Vortheil oder ihr Recht es mit sich bringe, bei den Angelegenheiten anderer mit zu wirken. Eine Meinung, die in den meisten Fällen für unrichtig befunden wird; denn, wenn die Gesellschaften auch noch so scharf in verschiedene Corporationen gesondert sind, so hangen diese durch geheime Bande zusammen, und werden, mehr oder weniger unmittelbar, von den Maßregeln der Gewalt getroffen. Allein nur die Zeit und die Fortschritte der Civilisation entschleiern dem Auge diese Einheit des gesellschaftlichen Lebens. Die Bewohner der Städte und Burgen glaubten sich auf keine Weise betheiligt, bei den Steuern, welche die Freisassen der Graffschaften allein bezahlten. Wer kann in den Einrichtungen allgemeinere Grundsätze und mehr Vorsicht und Verstand zu finden hoffen, als der Geist der Bürger wirklich besitzt? —

Im Jahre 1290 beruft Eduard, nach einem Feldzuge in Frankreich, ein Parliament nach Westminster. Nur die Abgeordneten der Graffschaften werden dazu

*) Parliament. hist. tom. I. pag. 90 — 94.

eingeladen. Nichts zeigt die Gegenwart der Abgeordneten der Städte an. Warum? Weil nur über ein Statut berathschlagt werden soll, wodurch die Inhaber von Lehnen berechtigt werden, solche stückweise zu veräußern: ein Statut, welches die Erwerber zu directen Vasallen des Oberlehnsherrn an der Stelle des Verkäufers macht. Durch dies Gesetz verschwand die Nothwendigkeit der Afterlehne; und indem es die Zahl der directen Vasallen des Königs vermehrte, ging es, dem Anscheine nach nur die Barone und Ritter der Grafschaften an, welche eben deswegen ganz allein in der Versammlung saßen, die sich damit beschäftigte.

Von 1290 bis 1294 begaben sich, wie es scheint, nur die Barone ins Parliament. Man verhandelte damals alles, was sich auf die Thronfolge in Schottland bezog. Für diesen Theil der Regierung konnte nur die hohe Aristokratie in Anspruch genommen werden.

Im October 1294 werden zwei Ritter für jede Grafschaft in das Parliament von Westminster berufen *). Sie bewilligen dem Könige eine Geldhülfe, welche Ein Zehntel ihrer fahrenden Habe ausmacht. Von den Bewohnern der Städte im Allgemeinen forderte man nichts. Ihre Abgeordneten wurden also auch nicht berufen.

Im Jahre 1295 hatte Eduard einen heißen Krieg mit Frankreich zu führen. Philipp der Schöne bedrohte England mit einer Landung. Alle Hülfsquellen des Königreichs mußten geöffnet werden, und die Mitwir-

*) Parliament. hist. tom. I. pag. 107.

fung aller Klassen der Gesellschaft war nothwendig geworden, um eine solche Gefahr abzutreiben. Ein Parliament wurde zusammen berufen; es war das vollständigste, das man bis dahin in England gesehen hatte — dasjenige, von welchem die Publicisten, wenn sie auch noch so abgeneigt sind, das Daseyn freier Einrichtungen anzuerkennen, eingestehen müssen, daß sie hier ihren Anfang genommen haben.

Eduard berief zwei Versammlungen, eine weltliche und eine geistliche; denn er wünschte Geldhülfe vom Volke und der Geistlichkeit.

In der geistlichen Versammlung vereinigten sich nicht bloß die Erzbischöfe, Bischöfe, sieben und sechzig Aebte und die Großmeister der drei kirchlichen Orden, sondern auch die Abgeordneten der Capitel und des niederen Klerus. Writs vom 30. September 1295 hatten jedem Bischof befohlen, diese Wahlen in seiner Diöces zu Stande bringen zu lassen. Es heißt darin: „damit diese Deputirten, nachdem sie von der Geistlichkeit und dem Capitel volle und hinreichende Macht erhalten haben, sich mit Euch bei uns einfinden mögen, um in Gemeinschaft mit uns und den Prälaten, mit den Großen und mit den Uebrigen unseres Königreichs, über die Mittel zu berathschlagen und zu entscheiden, wie wir die Gefahren die uns bedrohen, entfernen und der Bosheit unserer Feinde widerstehen können *).“ Alles führt zu der Voraussetzung, daß diese Versammlung

*) Durch writs vom 1. October 1295.

zum Wenigsten aus hundert und siebzig Mitgliedern bestanden hat.

In das Laien-Parliament wurden berufen: 1) neun und vierzig Grafen und Barone; 2) zwei Ritter aus jeder Graffchaft; 3) zwei Bürger für jede Stadt. Die writs befehlen den Sheriffs, dafür zu sorgen, daß diese Abgeordneten mit Vollmachten versehen seien, „um alles zu thun, was in dem gemeinschaftlichen Rath verordnet werden wird, so daß keine Angelegenheit wegen Mangels an solchen Vollmachten aufgehoben werde *).“ Hundert und zwanzig Städte oder Burgen erhielten, wie es scheint, den Befehl, jede zwei Abgeordnete zu wählen, was die Zahl der Mitglieder der Laien-Versammlung auf mehr als dreihundert und sechzig bringen mußte.

Die Grafen, Barone und Ritter bewilligten dem Könige ein Elftel ihrer fahrenden Habe, die Bürger ein Siebentel. Mit der Versammlung des Klerus hatte Eduard einen Streit auszuhalten, bis er sich endlich mit einem Zehntel der geistlichen Einkünfte begnügte, den sie gleich Anfangs angeboten hatte.

Von dieser Zeit an muß man das Parliament als definitiv gegründet betrachten. Elf Mal, wo nicht öfter, wurde es in den zwölf letzten Regierungsjahren Eduards des Ersten zusammenberufen, und man hat die directen Beweise von der Einberufung der Abge-

---

*) Ad faciendum quod de communi consilio ordinabitur in praemissis, ita quod pro defectu hujusmodi potestatis negotium praedictum infectum non remaneat quoquo modo. (Report of the Lord's commitees, etc., pag. 211.)

ordneten aus den Graffschaften und Städten sorgfältig aufbewahrt. Solcher Art war die Stimmung der Geister, daß die Zahl der Mitglieder dieser Versammlungen in Verhältniß ihrer Wichtigkeit wuchs. Es scheint, daß sich dem Könige von allen Seiten die Nothwendigkeit, den Rath und die Stütze seiner Unterthanen je mehr und mehr zu suchen, aufgedrängt habe. Den 29. Decb. 1299 richtete also Eduard an die beiden Kanzler der Universitäten zu Oxford und Cambridge Schreiben, worin er ihnen befahl, in das Parliament von Lincoln vier bis fünf Abgeordnete von Oxford und zwei bis drei von Cambridge zu senden, „gewählt unter den einsichtsvollsten und in der Wissenschaft des Rechts am meisten bewanderten Männern beider Universitäten *). Die Nothwendigkeit der Einwilligung in Steuersachen war anerkannt; häufige Versammlungen des Parliaments waren zur Gewohnheit geworden; ohne die Mitwirkung und Zustimmung der National-Gewalt konnte die königliche Autorität sich weder regelmäßig, noch mit Nachdruck geltend machen.

Wie ließe sich wohl daran zweifeln, daß die Barone und das englische Volk der Schöpfung dieser Gewalt, und der Herrschaft, die sie bereits ausübte, ihren leichten Triumph in dem letzten Kampfe verdankten, den sie gegen ihren König in Hinsicht der Bestätigung der Charten zu bestehen hatten, und dessen Wechsel ich oben geschildert habe?

Solange die Institutionen gefehlt hatten, war der

---

*) Parliament. hist. tom. I. pag. 129.

Bürgerkrieg das einzige Mittel gewesen, dem Fürsten die Anerkennung der öffentlichen Rechte zu entreißen, und nicht genug, daß diese Anerkennung, durch einen Bürgerkrieg erkauft, immer sehr theuer zu stehen kam, war sie auch — und dies war das Schlimmste in der Sache! — nur um so unsicherer, weil sie auf diese Weise hatte erworben werden müssen. Denn vergeblich ist der Kampf gerecht, und der Sieg gesetzmäßig: die Triumphe der physischen Gewalt haben, vermöge der Natur dieses Mittels, etwas Unreines, das ihnen in dem Urtheil der Menschen schadet, und ihrer Stätigkeit Abbruch thut. Bei aller persönlichen Ueberlegenheit war Eduard eben so wenig, wie seine Vorgänger, geneigt, die Rechte seiner Unterthanen laut einzugestehen, und durch neue Bekenntnisse zu bestätigen. Mehr, als einmal, hatte er sie verkannt, und eifrigst wünschte er, einer feierlichen Erklärung derselben auszuweichen. Allein der Gedanke und die Kraft der Nation hatten angefangen, sich zu beurkunden, und durch Einrichtungen zu wirken. Unter dem Könige Johann waren die Barone genöthigt gewesen, die Ausländer herbeizurufen; unter Heinrich dem Dritten hatte sich der Widerstand nur durch Tumulte und durch die Räubereien der Menge verlängern können. Unter Eduard dem Ersten vereinigten sich die Barone und die Deputirten des Landes in Form eines Parliaments: das Volk versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen und in den Kirchen; drohende, und gleichwohl friedfertige, Demonstrationen waren hinreichend, einem eben so standhaften als gewandten Fürsten die vollständige Anerkennung der Bürgerrechte abzudringen.

Was nach den Erfolgen des Bürgerkrieges schwankend und zweifelhaft geblieben war, dasselbe wurde durch die moralische Autorität des Parliaments leicht und für immer befestigt. Der Wahrheit gemäß muß man jedoch eingestehen, daß das Parliament selbst sein Daseyn den Erfolgen des Bürgerkrieges zu danken hatte.

Schritt vor Schritt bin ich seiner Bildung und seiner Dazwischenkunft in der Regierung des Landes gefolgt; jetzt bleibt mir nichts weiter übrig, als zu zeigen, was es war, d. h. seine innere Constitution und seine Form, als es, am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts, seine Stelle zur Seite des Königthums bleibend erobert hatte.

Es war, wie man sieht, zusammengesetzt: 1) aus den weltlichen Grafen und Baronen, einzeln von dem Könige einberufen; 2) aus den Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Prioren, welche, als unmittelbare Vasallen der Krone, gleichmäßig einzeln einberufen wurden; 3) aus den Abgeordneten der Ritter und Freisassen in den Grafschaften; 4) aus den Abgeordneten der Städte und Flecken.

Kein Gesetz, kein altes und bleibendes Recht, bestimmte, wer die Grafen, Barone, Aebte und Prioren wären, die der König einzeln einzuberufen gehalten war. Er verfuhr in dieser Hinsicht ziemlich willkührlich, indem er öfters diejenigen ausließ, die sich in frühere Parliamente begeben hatten. Bisweilen, jedoch nur selten, gaben diese Auslassungen Gelegenheit zu Reclamationen, es sei denn, daß sie sich auf eine große Anzahl von Baronen, welche dem Könige entgegen wa-

ren, oder auf ihre vornehmsten Häupter bezogen. Die Wichtigkeit eines unmittelbaren Vasallen der Krone und seiner Familie, war beinahe die einzige Bürgschaft seiner persönlichen Einberufung ins Parliament.

Die unmittelbaren Vasallen waren nicht die einzigen, welche einzeln ins Parliament berufen wurden; oft berief der König, auf dieselbe Weise, die angesehenen Männer, deren Rath und Stütze in Anspruch zu nehmen er für nützlich hielt. Dies waren die Barone by writs. In der Versammlung übten sie gleiche Rechte mit den unmittelbaren Vasallen; nur scheint es nicht, daß ein bloßes Einberufungsschreiben ihnen ein bleibendes und erbliches Recht, im Parliamente zu sitzen, verliehen habe. Zu ihnen gehörten beinahe immer die Richter und die Mitglieder des Geheimeraths. Der Gebrauch, Barone und Peers zu creiren, sey es durch Parliaments-Statute oder durch offene Briefe des Königs, hat erst im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts unter den Regierungen Eduards des Dritten und Richards des Zweiten seinen Anfang genommen.

Die Zusammenberufung von Deputirten der Grafschaften und der Städte, war noch nicht eine gesetzliche Nothwendigkeit, denn kein Gesetz hatte sie geheiligt. Allein sie war eine thatsächliche Nothwendigkeit, welche die öffentliche Vorstellung bereits in Recht verwandelt und ein beständiger Gebrauch sanctionirt hatte.

Die Einberufung von Deputirten der Graffschaft war um vieles gewisser, als die von Deputirten der Städte; denn sie knüpfte sich an das alte Recht aller unmittelbaren Kronvasallen, in den Höfen des Königs

Sitz und Stimme zu haben; auch hatte sie ihren Grund darin, daß die Ritter der Grafschaften in der gesellschaftlichen Ordnung noch bei weitem wichtigere Leute waren, als die Bürger. Inzwischen hatte die Einberufung von Deputirten der Städte gegen das Ende der Regierung Eduards des Ersten bereits alle Charactere und die ganze Kraft einer Gewohnheit.

Die Zahl der Deputirten aus den Grafschaften und Städten war noch nicht fest bestimmt; der König entschied mit Willkühr darüber. Indeß wurde die Einberufung von zwei Deputirten auf jede Grafschaft, und von eben so viel auf jede Stadt, Sache der Gewohnheit. Kein Gesetz bestimmte, welche Städte Abgeordnete ins Parliament senden sollten; dies war die Sache der Sheriffs, an welche die writs gerichtet waren. Publicisten, welche zu den Torys gehören, haben behauptet, daß ursprünglich nur solche Städte zur Deputirten-Wahl wären aufgefordert worden, die zu den königlichen Domainen gehört hätten. Allein diese Behauptung wird durch Thatsachen widerlegt. Im Parliament von Shrewsbury im Jahre 1283 saßen Abgeordnete von Lynn und Salisbury, Städten, welche dem königlichen Domain fremd waren; und auf dieselbe Weise verhielt es sich mit den Burgen Eweshaw, Tunbrigde und Bletchingley, welche im Jahre 1295 Abgeordnete in das Parliament von Westminster schickten*). Man kann die Städte und Burgen, welche dieses Vorrecht genossen, in drei Classen theilen: 1) die

*) Edinburgh review, no. 69. pag. 36.

Städte und Burgen, welche Zunftbriefe hatten, sie mochten diese vom Könige, oder von irgend einem großen Barone, ihrem Herren, erhalten haben; 2) die Städte und Burgen vom Domain der Krone, die der König ursprünglich nach Belieben zu besteuern das Recht hatte, ein Recht, das er, selbst nach dieser Zeit, noch ziemlich lange ausübte; 3) endlich diejenigen Städte, die zwar keine Freibriefe hatten, aber wichtig waren und ihre Abgeordneten bezahlen konnten. In der That, die Wichtigkeit der Städte, und das Bedürfniß, das man fühlte, sie heranzuziehen, waren in dieser Hinsicht die einzige Regel, und die Sheriffs verfuhren sehr willkürlich, indem sie nicht selten von der Wahl der Abgeordneten solche Städte lossprachen, welche sie vielleicht bezahlten, um von der Ausübung eines lästigen Rechts befreit zu bleiben.

Die Abgeordneten der Ritterschaft wurden in dem Hofe der Grafschaft gewählt — nicht bloß, wie einige Schriftsteller von der Tory-Parthei behauptet haben, von den unmittelbaren Kronvasallen, die nicht einzeln einberufen waren, sondern auch von allen Freisassen der Grafschaft, welche sich, nach altem Brauche, in diesen Hof begaben, theils um der Gerechtigkeitspflege obzuliegen, theils um örtliche Angelegenheiten gemeinschaftlich zu regeln. In den Jahren 1429 und 1432 beschränkten zwei Statuten Heinrichs des Sechsten zum ersten Male die Wahlrechte auf Freisassen, die im Besitz eines jährlichen Einkommens von 40 Shilling wären*).

*) Statutes of large, tome I. pag. 504.

Kein Grundsatz, keine allgemeine Gewohnheit, waltete in den Städten über die Ausübung der Wahlrechte. Allmählig, und unter tausend verschiedenen Formen, hatten sie mehr oder minder größere Freiheiten erhalten. Die Municipal-Rechte gehörten bald einer mehr oder minder zahlreichen Corporation, die eine Charte erhalten hatte und die Stadt als fee-farm (Lehnspacht) besaß, bald einem Verein von Freisassen, welche ihre Häuser als burgage tenure besaßen (eine Art von freiem Besitz, welcher Aehnlichkeit hatte mit dem Besitz von Grund und Boden), oder auch den Hauseigenthümern im Allgemeinen, bisweilen, aber seltener, den sämmtlichen Einwohnern. Wenn der eine oder der andere Flecken aufgefordert wurde, Abgeordnete ins Parliament zu schicken: so ließ Niemand sich einfallen, dies Recht, als verschieden von den Municipal-Rechten, zu betrachten, noch einen Gegenstand einer Special-Verordnung daraus zu machen. Diese Neuerung nahm den Flecken in dem Zustande, worin sie ihn fand, d. h. die Bürger, welche, in Kraft irgend einer Charte, oder unter irgend einer Form, das Recht hatten, obrigkeitliche Personen zu ernennen, oder die Angelegenheiten des Fleckens zu regeln, übten auch das Recht, seine Abgeordnete zu wählen. Daher die Unregelmäßigkeit dieser Wahlen in England, und die Leichtigkeit, womit Lüge und Bestechung sich in dieselben eingeschlichen haben.

Da in einer großen Zahl von Oertern die Freisassen, als Bewohner einer Stadt, im Hofe der Grafschaft Sitz und Stimme hatten: so geschahen sehr viel Wah-

Wahlen von Abgeordneten der Städte ursprünglich in eben diesen Höfen, und zwar durch dieselben Freisassen der Stadt, die sich dahin begaben, sie mochten diese Gewalt in ihrem eigenen Namen, oder in Auftrag ihrer Mitbürger ausüben.

Die writs, welche zur Wahl von Abgeordneten der Grafschaft aufforderten, wurden, vom ersten Ursprunge an, den Sheriffs zugesendet. Diejenigen, welche die Wahl von Abgeordneten der Städte befahlen, wurden Anfangs an den Municipal-Rath gerichtet. Ihre Einberufung in die Parliamente von London im Jahre 1264, und von Shrewsbury im Jahre 1283, geschah in dieser Form. Im Jahre 1295 richtete Eduard der Erste alle writs, ohne Ausnahme, an die Sheriffs; und dies ist, seit dieser Zeit, die gesetzliche Praxis geblieben. Bis auf einige Ausnahmen unter Eduard des Dritten Regierung, waren die fünf Hafenstädte die einzigen Burgen, deren Obrigkeit unmittelbar Einberufungsschreiben erhielt.

Es bleibt mir noch eine Frage zu beantworten übrig; und sie ist wichtig, weil sie sich auf eine Thatsache bezieht, welche vielleicht über das Schicksal der Repräsentativ-Regierung in England entschieden hat.

Nach welchen Grundsätzen und unter welchen Formen näherten sich am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts die verschiedenen Elemente des Parliaments? Waren sie bereits in zwei Kammern getheilt, oder vereinigten sie sich in einer einzigen Versammlung, um gemeinschaftlich zu berathschlagen und zu handeln?

Ueber den Zeitpunkt, wo das Parliament mit fei-

ner gegenwärtigen Gestalt bekleidet wurde, sind die Angaben verschieden *); doch diese verschiedenen Angaben beschränken sich auf die ersten funfzig Jahre des vierzehnten Jahrhunderts, und es ist gewiß, daß, bis zum Ende des dreizehnten, das Paliament weder, wie gegenwärtig, in Ober- und Unterhaus getheilt, noch in einen einzigen Körper vereinigt war.

Die wahre Ursache dieser Meinungsverschiedenheit ist die Verschiedenheit der Umstände, die man für Symptome der Verschmelzung der Land- und Stadt-Abgeordneten in einer einzigen Versammlung nimmt. Man hat diese Thatsache bald von der Vereinigung beider Klassen von Abgeordneten in demselben Locale, bald von ihrer gemeinschaftlichen Erörterung, bald von der Einigung ihrer Stimmen über dieselben Fragen abgeleitet; und da jeder von diesen Umständen sich in den verschiedenen Parliamenten abgesondert wiederfindet: so hat man die Constitution des Parliaments unter der Gestalt, welche ihm eigen ist, vorgerückt, oder verzögert, je nachdem man das eine oder das andere Symptom als entscheidend in dieser Hinsicht betrachtet hat.

Anstatt dieser Thatsache einen bestimmten Ursprung geben zu wollen, muß man den Abstufungen folgen, die sie zu durchlaufen hatte, um sich zu vollenden. Dies

*) Carte setzt sie ins siebenzehnte Regierungsjahr Eduards des Dritten (1344); die Urheber der Geschichte des Parliaments in das sechste Jahr derselben Regierung (1333); Herr Hallam in das erste (1327); und vielleicht selbst in das achte der Regierung Eduards des Zweiten (1315).

ist das einzige Mittel, die Ursachen und das Wesen derselben gehörig zu fassen.

Ursprünglich hatten, wie wir gesehen haben, alle unmittelbare Vasallen des Königs das Recht, dem Parliamente beizuwohnen, und Theil an seinen Beschlüssen zu nehmen. Einfache Ritter der Grafschaft, wenn sie sich dahin begaben, berathschlagten und stimmten demnach mit den hohen Baronen. Eine einzige Versammlung bildete damals den großen Volks-Rath.

Als die Wahl für die Ritter der Grafschaft dieses individuelle Recht ersetzte, als nur die Erwählten der Grafenhöfe ins Parliament kamen: da hörten sie nicht auf, der Klasse anzugehören, worin sie sich bis dahin befunden hatten. Obgleich nicht bloß von den unmittelbaren Vasallen der Kron', sondern auch von allen Freisassen jeder Grafschaft gewählt und gesendet, fuhren sie fort, in Kraft ihres alten Feudal-Titels, mit den abgesondert berufenen Baronen zu sitzen, zu berathschlagen und zu stimmen.

Die Gegenwart der Abgeordneten der Städte im Parliamente, war im Gegentheile eine neue Thatsache, die sich weder an irgend ein Princip des Feudal-Systems, noch an irgend ein altes, unter einer neuen Gestalt ausgeübtes Recht knüpfte. Auch bildeten sie bei ihrer Ankunft eine besondere Versammlung, gesondert von der Ritterschaft, wie von den Baronen, berathschlagend und abstimmend für eigene Rechnung, selbst wenn sie in demselben Locale ihre Sitzung hielt.

Diese Absonderung ist erwiesen durch die Hülfsbewilligungen dieses Zeitraums. Im Jahre 1275 bewilligten

die Abgeordneten der Städte für sich allein, zum Vortheil des Königs, einen Zoll auf die Ausfuhr der Wolle und des Leders. Im Jahre 1295 bewilligen die Grafen, Barone und Ritter, dem Könige Eduard dem Ersten, den Eilften ihrer fahrenden Habe; die Geistlichkeit ein Zehntel; die Bürger und Fleckenbewohner ein Siebentel. Im Jahre 1296 bewilligen die ersten Klassen ein Zwölftel, die letzte ein Achtel. Im Jahre 1305 bewilligen die Barone und Ritter ein Dreißigtel; die Geistlichkeit eben so viel; die Bürger ein Zwanzigtel. Im Jahre 1308, unter Eduard dem Zweiten, die Barone und Ritter ein Zwanzigstel; die Geistlichkeit ein Funfzehntel; die Bürger eben so viel. Im Jahre 1333, unter Eduard dem Dritten, bewilligen die Ritter, wie die Prälaten und die Barone, ein Funfzehntel, die Städte- und Fleckenbewohner ein Zehntel; indeß ist die Bewilligung der Ritter, obgleich der der Prälaten und Barone gleichlautend, von der letzteren gesondert, und die Register dieses Parliaments führen ausdrücklich an, daß sie gemeinschaftlich mit den Bürgern berathschlagt haben. Im Jahre 1341 bewilligen die Prälaten, Grafen und Barone, einers-, die Ritter andererseits, dem Könige das Neuntel ihrer Schafe, Lämmer und Wolle, die Bürger ein Neuntel ihrer fahrenden Habe. Im Jahre 1345 bewilligen die Ritter zwei Funfzehntel ihrer fahrenden Habe; die Bürger ein Fünftel; die Barone machen sich anheischig, dem Könige persönlich zu folgen, und bewilligen nichts weiter.

Die Ritter haben demnach aufgehört, gemeinschaftlich

mit den Baronen zu stimmen; allein sie stimmen noch zur Seite der Bürger.

Im Jahre 1347 bewilligen die Gemeinen, ohne Unterschied, dem Könige zwei Fünftel ihrer fahrenden Habe, die innerhalb zweier Jahre in den Städten, Flecken und alten Domänen der Krone, so wie in den Graffschaften, erhoben werden sollen. Die Verschmelzung der beiden Elemente des Hauses der Gemeinen ist demnach vollkommen; sie dauert von jetzt an fort, wiewohl man noch auf einzelne Beispiele von Special-Besteurung stößt, die nur von den Abgeordneten der Städte und Flecken bewilligt ist, namentlich im Jahre 1773*).

Die ursprüngliche Trennung fand demnach zwischen den Abgeordneten der Graffschaften, und denen der Städte statt. Beinahe achtzig Jahre hindurch schlossen die Zurückerinnerungen des Feudal-Rechtes die ersteren an die Barone an.

Diese Trennung bezog sich nicht bloß auf die Bewilligung von Hülfsgeldern; alles beweiset, daß die Abgeordneten der Graffschaften und die der Städte nicht minder über die im Parliamente verhandelten Angelegenheiten der Gesetzgebung u. s. w. berathschlagten. In den Fragen über Krieg und Frieden, wurden die Ritter bei weitem öfter zu Rathe gezogen, als die Bürger**). Handelt es sich dagegen um Handels-Angelegenheiten, so ging der König in der Regel nur mit

*) Report of the Lord's committees etc. pag. 329.

**) Report of the Lord's committees etc. pag. 307.

den Abgeordneten der Städte zu Rathe. Man hat bereits gesehen, daß das Statut, von Acton-Burnell benannt, in dieser Stadt, auf den Rath der Bürger gegeben wurde, die hier allein vereinigt waren, während die Ritterschaft zu Shrewsbury ihre Sitzung mit den Baronen hielt, um dem Gerichte über den gefangenen Fürsten von Wales beizuwohnen. Dafür wurden die Ritter allein einberufen, als es eine Berathschlagung über das Statut quia emptores terrarum galt, das sich auf die Veräußerung der Lehen bezog. Die Trennung der beiden Klassen ging demnach so weit, daß die eine ohne die andere einberufen werden konnte, oder daß, wenn beide einberufen waren, sie in verschiedenen Städten ihre Sitzungen halten konnten.

Hielten sie diese in derselben Stadt, namentlich in Westminster: so vereinigte sich das ganze Parliament gewöhnlich in derselben Umschließung. Alsdann nahmen jedoch die Barone und die Ritter den oberen Theil des Saales ein, und nur der untere war für die Abgeordneten der Städte aufbewahrt.

Selbst unter den Bürgern findet man einige Spuren von Klassification; bis auf die Regierung Eduards des Dritten bildeten diejenigen Bürger, die zum Domän der Krone gehörten, eine besondere Klasse, welche eben deswegen besondere Hülfsgelder bewilligte.

Ungefähr auf dieselbe Weise bildeten sich um dieselbe Zeit, oder ein wenig später, auf dem festen Lande alle Volksversammlungen. Sie brachten die verschiedenen Ordnungen der Bürger an einander, ohne sie zu verschmelzen, und stellten der Central-Gewalt alle die

besonderen Interessen gegenüber, die stark genug waren, sich zu vertheidigen, und wichtig genug, sich Schonung zu verschaffen. Nur dahin wurde die Sache nicht geführt, daß man sich in einem allgemeinen Interesse vereinigt hätte. Wie die Angelegenheiten selbst, so waren die Ideen verschieden. Jede Körperschaft unterhandelte für eigene Rechnung, und die Abtheilung der Gesellschaft in besondere Stände wiederholte sich, streng und unbeweglich, im Mittelpunkte des Staats.

Allein wenn diese Absonderung auf dem festen Lande bestimmt war, sich so lange zu behaupten, und sich alle Institutionen zu unterwerfen: so sollte sie in England, wenigstens zum Theil, sehr bald verschwinden. Die Abgeordneten der Grafschaft konnten nicht verfehlen, sich von den hohen Baronen zu trennen und sich auf das Innigste mit den Abgeordneten der Städte zu vereinigen. Wie die Sache selbst allmählig geschahe, habe ich bereits gesagt. Die Ursachen waren folgende.

Wenn die Ritterschaft fortfuhr, mit den Baronen zu sitzen und zu stimmen: so war dies nur die Wirkung einer Zurückerinnerung, ein Ueberrest ehemaliger Aehnlichkeit ihrer Feudal-Lage. Diese Aehnlichkeit hatte bereits dadurch einen starken Stoß erhalten, daß die Wahl an die Stelle eines allgemeinen und persönlichen Rechts getreten war. Die Ursachen, welche diese Veränderung herbeigeführt hatten, hörten nicht auf zu wirken. Mit jedem Tage nahm die Ungleichheit in Reichthum und Wichtigkeit zwischen den hohen Baronen und den bloßen Rittern zu. Die fortschrittliche Theilung der Lehne verminderte die Zahl der ersteren, die persönliche Kraft

der letzteren. Die gesellschaftliche Lage der Ritter entfernte sich immermehr von der der Barone. Ihre Lage im Parliamente mußte dieselbe Richtung nehmen. Gleichzeitig vereinigte sich alles, die Abgeordneten der Grafschaften und die der Städte an einander zu bringen. Sie hatten denselben Ursprung, und traten ins Parliament in Kraft desselben Titels: der Wahl. Weder die einen noch die anderen handelten bloß für sich, sprachen nur in ihrem Namen; beide waren beauftragt, die Interessen ihrer Mitbürger, ihrer Standesgenossen, zu vertheidigen. Daher eine große Aehnlichkeit in ihrer sittlichen Stimmung und in der Vorstellung, die sie sich von ihrer Sendung, von ihren Pflichten, von ihren Rechten machen mußten. Von allen Ursachen, welche auf eine Verschmelzung verschiedener Stände hinwirken können, sind solche Aehnlichkeiten die allermächtigsten; denn sie wirken, ohne daß man es weiß, ohne der Mitwirkung des menschlichen Willens zu bedürfen. Jenes Band, das die Wahlen der Grafschaft an das Feudal-Recht geknüpft hatte, schwächte sich hierdurch immer mehr; es nutzte sich, so zu sagen, von Tag zu Tage ab. Die beiden Klassen von Abgeordneten entsprachen gleich sehr den örtlichen Interessen, die, wo nicht dieselben, doch höchst gleichartig waren; die Bewohner von Städten, die in einer Grafschaft gelegen waren, und die Landeigenthümer, machten oft dieselben Forderungen, hatten oft dieselben Wünsche. Die Gerichtshöfe waren außerdem dem für sie ein gemeinschaftlicher Mittelpunkt, wo sie sich aus Gewohnheit vereinigten. Hier verschwanden die Absonderung und die Ungleichheit, diese wesentliche

Kennzeichen der Feudal-Hierarchie, um der gemeinschaftlichen Berathung und der Gleichheit der Rechte Platz zu machen; hier trafen alle Freisassen mit demselben Anspruche zusammen, ihre Angelegenheiten zu berathen, zu denselben Handlungen des politischen Lebens mitzuwirken, ihre Freiheiten mit Uebereinstimmung zu vertheidigen. Die Freisassen der Städte vermischten sich hier häufig mit den Freisassen des platten Landes; und nicht selten geschahen hier die Wahlen der Grafschaft und der Städte zu gleicher Zeit. Solche ursprüngliche und von gleicher Lage herrührende Verhältnisse zwischen diesen beiden Klassen von Abgeordneten, konnten in ihren Stellungen, als Parliaments-Glieder, keine wesentliche und bleibende Verschiedenheit bestehen lassen.

Endlich bildeten die hohen Barone allein bei dem Könige einen großen Rath, der zugleich von dem geheimen Rathe und vom Parliamente verschieden war. In dieser Eigenschaft, und unabhängig von jeder Einberufung erwählter Deputirten, versammelten sie sich öfters, und nahmen folglich, auf eine beinahe bleibende Weise, an der Staatsregierung Antheil. Die Abgeordneten der Grafschaften und der Städte erschienen im Gegentheil nur um so seltener, und immer nur mit besonderen Zwecken. Sie kamen, um Rechte zu üben, und über die Fortdauer ihrer Freiheiten zu wachen: allein sie regierten nicht, sie lagen in keinem Streit mit der Central-Gewalt, sie waren nicht die gewöhnlichen Gehülfen der letzteren. Mochten sie im Namen einer Grafschaft oder einer Stadt erscheinen, ihre politische Lage war hierin dieselbe, und sehr verschieden von der der Barone: eine

neue Ursache, welche dahin wirkte, sie wesentlich von der hohen Aristokratie zu unterscheiden und unter sich zu vereinigen.

Dies nun ist die große Thatsache, welche über das Geschick des brittischen Parliaments entschieden hat. Durch sich selbst würden die Städte nie Wichtigkeit und Stärke genug gehabt haben, um ein Unterhaus hervorzubringen, fähig, bald dem Könige, bald den Baronen zu widerstehen, und einen stets wachsenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes zu gewinnen. In Frankreich versuchten es die Städte; allein sie scheiterten in ihrem Unternehmen, und um sich gegen eine unterdrückende Aristokratie zu schützen, blieb ihnen kein anderes Rettungsmittel übrig, als sich der Sache des Königthums zu weihen. In England theilte sich die Aristokratie, oder vielmehr das Lehnsvolk in zwei Theile; der zahlreichste, die Klasse der Ritter und der Freisassen, verschmolz sich mit der neuen Nation, die sich in den Städten bildete, und daraus erwuchs beinahe eben so schnell ein gebietendes nothwendiges Unterhaus, das, gestützt auf die Freiheiten, die es bereits besaß, der Nothwendigkeit entbunden war, zur Erhaltung und Erweiterung derselben, den gefährlichen Beistand der unumschränkten Macht nachzusuchen. Die Barone ihrerseits, nachdem sie mit Hülfe der Ritterschaft den Kampf des Rechts gegen die Freiheit bestanden, waren durch das bloße Daseyn einer Versammlung, welche in der Gunst des Volks den Vorzug vor ihrer Coalition hatte, dahin gebracht, sich der Krone zu nähern, und ihre nothwendigen und hergebrachten Rathgeber zu werden: Rath-

geber, stark genug, um eine große Unabhängigkeit zu bewahren, und demnach außer Stande, das Königthum zu vernichten. In dem Hause der Lords wurde der Bund der hohen Aristokratie und des Throns geschlossen; in dem Hause der Gemeinen, der Bund der mittleren Aristokratie und des Volks. Jenes war lange der Sitz der Regierung; dieses, ohne aufs Regieren Anspruch zu machen, reichte lange für die Vertheidigung der Freiheit aus. Obgleich zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts vollendet, durfte diese doppelte Combination England weder gegen die Versuche des Despotismus, noch gegen die Crisen der Umwälzungen sicher stellen; beide sind Plagen oder Nothwendigkeiten, die man nicht so leicht und so geschwind in seine Gewalt bekommt, weil ihre Ursachen tief in die Natur der menschlichen Dinge verwachsen sind. Allein diese doppelte Combination war, in jener Zeit, das beste politische Ergebniß, das der gesellschaftliche Zustand hervorbringen konnte, und er gewährte, von jetzt an, den Engländern einige von den Grundprincipen und Elementen des einzigen Regierungs-Systems, das großen Völkern die Laufbahn der Freiheit eröffnet.

Ueber
Richard Price und seinen Antheil an dem, vom Minister Pitt errichteten sinkenden Fond; als Anhang zu der Abhandlung: Ueber Staatsschulden und deren Tilgung durch einen sinkenden Fond.

Der Name Price ist mit der Geschichte des sinkenden Fonds in England neuerer Zeit so eng verbunden, daß wir nicht umhin können, zur Erläuterung desjenigen, was unser Verf. darüber sagt, hier einige nähere Nachrichten folgen zu lassen. Wir entlehnen sie größtentheils aus Price's eigenen Schriften, da die englischen Biographen mehr bei seinen theologischen und philosophischen Streitigkeiten, als bei diesem Gegenstand verweilen, und da sein Neffe, Charles Morgan, in den von ihm herausgegebenen Memoiren über das Leben Price's, ihn nicht so umständlich, als er es verdient, aber wohl mit großer Bitterkeit gegen den Minister behandelt hat.

Richard Price, Prediger einer dissentirenden Gemeinde, lebte eine Zeitlang seinem geistlichen Berufe, und gab, während derselben, manchen Band Predigten und andere, die Theologie betreffende Werke heraus. Als in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhun-

derts in England Wittwenkassen, Leibrenten-Societäten, Tontinen in Gang kamen, und die Nation einen solchen Antheil daran nahm, daß in kurzer Zeit unzählige Institute dieser Art sich über das Land verbreiteten, hielt Price es für Pflicht, seine nicht geringe Kenntnisse in der Mathematik diesem, von der Nation mit Leidenschaft ergriffenen Gegenstande zu widmen; sie über die wahren Grundsätze, auf welchen diese Institute gegründet werden müssen, zu belehren, und das Irrthümliche und Fehlerhafte von manchen bereits bestehenden nachzuweisen. Diese Frucht einer sechsjährigen Arbeit, wovon er Einzelnes der Königlichen Societät der Wissenschaften von Zeit zu Zeit vorgelegt hatte, nicht ohne sich damit ihren Beifall zu erwerben, gab er im Jahr 1769 in einem Bande, unter dem Titel: a Treatise of reversionary payments, heraus; einem Werke, das, wegen der großen Anzahl wichtiger Tabellen und ihrer Brauchbarkeit, bereits im Jahr 1802 die sechste Auflage erlebte, der, da sie bald vergriffen war, wahrscheinlich noch mehrere seitdem gefolgt sind.

Da bei dieser Arbeit Price sich viel mit dem steigenden Werth eines, auf Zinseszinsen ausgelegten Capitals beschäftigte, so gerieth er auf den Gedanken, diese Art der Capitalanlage auf einen sinkenden, die Nationalschuld tilgenden Fond anzuwenden. Der letztere war der Nation nicht unbekannt, da bereits Robert Walpole einen solchen zur Tilgung der Staatsschuld im Jahre 1716 errichtet, späterhin aber, nicht ohne Kampf und nicht ohne sich bitteren Tadel auszusetzen, wieder aufgegeben hatte. Man war gewohnt,

darauf als auf ein verlornes Gut zurückzusehen, und der größte Theil hatte den Glauben, daß Englands Heil von der Wiederherstellung desselben abhange, obschon damals Postlethwait, — ein Umstand, den, zu unserer Verwunderung, sowohl Hamilton, als unser Verfasser, ganz unberührt lassen, — sehr gründlich die überwiegenderen Vortheile, die die Nation bei Deckung außerordentlicher Kriegsausgaben durch jährliche Steuern, als bei Deckung derselben durch Anleihen erndten würde, nachgewiesen hatte. Price, der in dem, von uns angeführten Buche den Staatsschulden und ihrer Tilgung durch den sinkenden Fond ein eigenes Capitel gewidmet, wählte, um seinen Landsleuten die ganze Wichtigkeit eines auf Zinseszinsen ausgelegten Fonds zu zeigen, das Beispiel von dem, bei der Geburt des Erlösers auf Zinseszinsen ausgelegten Pfennigs, das unser Verf., jedoch irrthümlich vom Jahr 1772 anführt.

Im Jahr 1772 gab er heraus: Appeal to the Public on the National Debt, worin er den Gegenstand viel umständlicher und mit größerer Sorgfalt, als bisher, behandelte, um wo möglich einen noch tiefern Eindruck zu machen. Die Streitigkeiten des Mutterlandes mit den Colonieen, ließen voraussehen, daß sie mit einem Krieg endigen würden, wobei neue Schulden nicht ausbleiben könnten. Dies war ihm eine dringende Gelegenheit, seinen Plan aufs neue zu empfehlen, und so gab er im Jahr 1774 seine Observations on Civil Liberty, the principle of Government and the justice and policy of the war with America, welchen er noch zwei Abhandlungen, on the State of the Na-

tional Debt, und an Account of the National Income and Expenditure hinzufügte, auch im Jahr 1775 eine general Introduction und a Supplement to the two Tracts folgen ließ. In allen diesen Schriften drang er auf Wiederherstellung des sinkenden Fonds nach seinen Grundsätzen, fand aber weniger Gehör, weil er, durch seine Ansicht von der bürgerlichen Freiheit, die Zahl seiner Gegner vermehrt hatte. Dennoch wurde er nicht müde, über diesen Gegenstand zu reden und zu schreiben, und an dem Buß- und Bettage, den das Parliament jährlich festgesetzt hatte, predigte er vor einer großen Anzahl Zuhörer, Freunde und Gegner, über bürgerliche Freiheit und Staatsschulden mit beständiger Hinweisung, daß die letzteren die erstere untergruben.

Nach beendigtem Kriege mit Amerika trat Lord Shelburne ins Ministerium. Ihm lag das Bedürfniß sehr dringend auf, die Last, welche die zur Führung des Krieges gemachte Schuld auf die Nation gewälzt hatte, zu verringern. Seine Wahl fiel auf Price, als den Mann, der ihm bei einem solchen Unternehmen unterstützen könnte, und er bot ihm unter höchst vortheilhaften Bedingungen die Stelle eines Privat-Secretärs an, die Price, als mit seinem Unabhängigkeitsgefühl streitend, zwar ausschlug, aber dennoch sich der ganzen Arbeit unterzog. Allein kaum war sie so weit gediehen, daß der Lord dem Oberhaus einige vorbereitende Maaßregeln vorschlagen konnte: so verließ er das Ministerium, und der ganze Plan wurde durch seinen Austritt bei Seite gelegt. Price, dem es verdroß, umsonst gearbeitet zu haben, gab im Jahr 1783 eine Ansicht von die-

ser Arbeit in: The State of the public Debt and Finances, at signing the preliminary Articles of Peace in Ianuar 1783; with a plan for raising Money by public Loans and for redeeming the public Debts; und im Jahr 1784 schrieb er seine Observations on the Importance of the american Revolution and the means of making it usefull to the World, welchen ein Brief von dem Minister Türgot und ein fingirtes Testament eines Rechenmeisters, Mons. Fortuné Ricard, angehängt war.

Konnte Price mit allen ernsthaften Vorstellungen keinen Eindruck auf die Nation machen, so unternahm er hier, es von der spaßhaften Seite zu versuchen. Die Geschichte von dem, bei der Geburt des Erlösers auf Zinseszinsen ausgelegten Pfennig wurde wieder hervorgesucht. Der angebliche Testator hatte in seinem achten Jahre von seinem Großvater, Prosper Ricard, einen französischen Louisd'or (24 Livres) mit der Bestimmung vermacht erhalten, solchen zu 5 pr. Ct. auf Zinseszinsen auszulegen. Dieser Louisd'or ist auf diese Weise in 67 Jahren auf 500 Livres angewachsen; und über dieses Capital verfügt nunmehr der 75 Jahre alt gewordene Fortuné folgendermaßen. Hundert Livres sollen auf hundert, hundert auf zwei hundert, hundert auf drei hundert, hundert auf vier hundert und hundert auf fünf hundert Jahre auf Zinseszinsen zu 5 pr. Ct. ausgelegt werden. Die ersten würden nach hundert Jahren 13,100 Livres, die zweiten nach zweihundert Jahren 1,700,000 Livres die dritten nach 300 Jahren 10,057,000 die vierten zu Ende der 400 Jahre drei-

zig-

fiftausend Millionen, und endlich die fünften zu Ende der fünf hundert Jahre vier Milliarden betragen. Die Anwendung aller dieser Capitale, zu allem Guten und Großen, zu Allem, was das Wohl der Menschheit befördern kann, bestimmt der Testator, wo denn auch bei der Anwendung manches Theiles dieses Vermächtnisses Witz und Laune nicht gespart sind. So soll z. B. ein Capital angewendet werden, um in allen Reichen der Welt Institute zu errichten, worin Finanzminister rechnen lernen sollen, und aus welchen sie nicht eher entlassen werden dürfen, als bis sie unzweideutige Beweise von dieser ihrer erworbenen Fähigkeit abgelegt haben. Der Schwank gefiel allgemein, und machte einen größeren Eindruck, als alle im strengen Ernst gemachten Vorschläge. Price vergaß nicht einen Zusatz zu diesem Testamente zu machen, in welchem er bewies, um wie viel bedeutender das Capital angewachsen seyn würde, wenn Monsieur Fortuné Ricard verordnet hätte, daß, anstatt die Zinsen jährlich zu heben, sie halb- oder viertel-jährig gehoben und als Capital benutzt werden sollten.

Ob dieser Einfall von Price auch einen unmittelbaren Eindruck auf den Minister Pitt gemacht habe, oder ob dieser durch die drückende National-Last sich veranlaßt gefunden, an die Errichtung eines sinkenden Fonds zu ihrer Erleichterung zu denken, mag hier unerörtert bleiben. Historisch ist es aber, daß im Januar 1786 der Minister Pitt an Price schrieb, und ihn bat, die dem Briefe beiliegenden Papiere, die einen Entwurf zur Errichtung eines sinkenden Fonds enthielten, zu prüfen, abzuändern und zu verbessern. Price fand, daß der

Minister in diesem Plane große Mißgriffe gemacht habe, die aus der völligen Unbekanntschaft mit der Theorie des sinkenden Fonds herrührten, und säumte nicht, ihm solche nachzuweisen. Auf die schmeichelhafteste Weise bat nun der Minister, Price wolle selbst einen solchen Plan ausarbeiten, wozu er denn auch sich bereit finden ließ. Price übergab nun dem Minister drei Pläne um einen davon zu wählen. Von diesen wollen wir in möglicher Kürze die Hauptpunkte berühren.

Nach dem ersten Plane sollte ein sinkender Fonds von jährlich einer Million bewilliget werden, der mit den jährlich verfallenden Leib- und Zeitrenten, mit den Unkosten und den durch den Ankauf der National-Schuld gewonnenen jährlichen Zinsen vermehrt werden sollte. Hierzu sollten noch 60 Millionen dreiprocentiger Staatsschulden zu vierprocentigen erhoben werden, und die Prämie, die die Inhaber für den Gewinn, den sie bei dieser Zinsenerhöhung haben, zahlen würden, und die Price auf $18\frac{1}{2}$ vom Hundert anschlug, sollte gleichfalls hinzukommen, um zum Rückkauf der National-Schuld angewendet zu werden. Die größere Ausgabe an jährlichen Zinsen, die die Nation durch die Erhöhung der 3 auf 4 pr. Ct. haben würde, sollte in den ersten vier Jahren durch außerordentliche Steuern gedeckt werden, welche, nach Ablauf dieser Jahre, wegfallen würden, da der sinkende Fonds sie bestreiten werde. Die nun jährlich zu bewirkende Tilgung in 3, 4 und 5 pr. Ct. Staatsschulden berechnete er so, daß in 40 Jahren nahe an 20 Millionen 5 pr. Ct., 75 Millionen 3 pr. Ct., und 93 Millionen 4 pr. Ct., im Ganzen 188 Millionen, eingelöset, und

der sinkende Fonds auf 8,731,523 Lst. angewachsen seyn würde.

Der zweite Plan beruhete ebenfalls auf einem sinkenden Fonds von einer Million jährlich, mit Hinzufügung obgenannter Zeit- und Leibrenten u. s. w., und aus einem für die ersten 5 Jahre hinzuzufügenden Zuschuß von 600,000 Lst. jährlich, wobei jedoch keine Converſion einer Staatsschuld von geringen Zinsen in eine von höheren Zinsen Statt findet. In 40 Jahren werden 118,700,000 3pr. Ct., 33 Millionen 4pr. Ct. und ungefähr 20 Millionen 5pr. Ct., im Ganzen 171,522,535 getilgt, und der sinkende Fonds auf 8,206,994 Lst. angewachsen seyn.

Der dritte Plan beschränkte sich auf die jährliche Million mit den oben erwähnten Zusätzen, wobei kein außerordentlicher Zuschuß Statt findet. Nach diesem werden in 40 Jahren ungefähr 74 Millionen 3pr. Ct., 34 Millionen 4pr. Ct. und 18 Millionen 5pr. Ct., im Ganzen 126 Millionen, getilget und der Fonds auf 6,196,104 angewachsen seyn.

Von diesen drei Plänen wählte der Minister Pitt den letzteren, zu Price's größtem Verdruß, da er der am wenigsten wirksame war, wobei sich der Minister gegen Price damit entschuldigte, daß er unmöglich von der Nation eine größere Anstrengung, als die von einer Million jährlich, fordern könne.

Von diesem Augenblick an, bekümmerte Price sich nicht mehr um die Operationen des Ministers, und das Benehmen des letzteren mag wohl die unmittelbare Veranlassung dazu gewesen seyn. Es ist nicht zu läugnen, daß

das Benehmen des Ministers gegen Price dem Benehmen aller Minister, aller Länder und Zeiten, ähnlich war. Man kann nicht freundlicher, nicht herablassender seyn, als der Minister Pitt in seinen an Price geschriebenen Briefen während der Zeit war, wo er seiner Hülfe bedurfte. Sobald aber Price ihm die drei Pläne übergeben und er einen davon gewählt hatte, eilte er ins Parliament, um sie diesem als seine Arbeit vorzulegen, gedachte des Mannes, dem er ihn verdankte, mit keinem Worte, vergaß aber bei dieser Gelegenheit nicht, für sich die Hoffnung auszusprechen, die er habe, „einst an dem Pfeiler des öffentlichen Credits in England als dessen Wiederhersteller und Erhalter zu glänzen." —

Dieses ist in kurzem die Geschichte des von dem Minister Pitt in England gegründeten sinkenden Fonds, und von dem Antheil, den Richard Price daran gehabt. Fünf und vierzig Jahre seit der Idee des erstern, acht und zwanzig Jahre seitdem letzterer sie angewendet hat, sind vergangen, ehe Erfahrung und Nachdenken es unternommen haben, den Glauben an die Wunderkraft des sinkenden Fonds zu zerstören. Allein, wie groß auch die Nachtheile seyn mögen, die England davon gehabt hat, so wäre es doch unbillig, Price mit Vorwürfen wegen seines Irrthums zu überhäufen. Auf dem Wege, wo er zu dieser Idee gelangt ist, konnte diese für ihn nur die von der Anwendung einer gesundenen Formel seyn. Welche Schwierigkeiten, welche Nachtheile sich der thätigen Anwendung aus Gesetzen, die in einer andern Region herrschen, entgegensetzen, dies lag außer-

halb seines Gesichtskreises. Schon sein Verlangen, die National-Schuld auf höhere Zinsen zu setzen, weil ein sinkender Fond zu höheren Zinsen kräftiger operire, als zu niedrigen, zeigt deutlich, daß er ein viel größerer Rechner, als Staatswirth war. Wer ein thätiges, zum Wohl seiner Mitmenschen stets angewandtes Leben zu schätzen weiß, dem wird Price stets ehrwürdig bleiben, und sein Lob aus dem Munde eines zuerst gegen sein System aufgetretenen gründlichen Gegners, ist der schönste Kranz auf dem Grabe eines in solchen Bemühungen hingegangenen Mannes. Er war, sagt Hamilton, a pious Divine, a respectable Scholar, an expert calculator, a virtuous Man and an upright Patriot! (ein frommer Geistlicher, ein achtungswerther Gelehrter, ein erfahrner Rechner, ein tugendhafter Mann und ein aufrichtiger Patriot.)

D.

Zeichen der politischen Reife oder Unreife der Deutschen *)

In der neuen Schrift: „das Reactionssystem, dargestellt und geprüft von dem Herrn Prof. und

---

*) Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat dem nachfolgenden Aufsatze einen Platz weder versagen können, noch versagen wollen: jenes nicht, wegen alter Bekanntschaft mit dem würdigen Verfasser desselben, dieses nicht, wegen der vielen Wahrheiten, die der Aufsatz selbst enthält. Indeß fühlt er sich zu dem Bekenntnisse gedrungen, daß der einzelne Gedanke, gegen welchen der Verfasser zu Felde zieht, in der Tzschirnerschen Schrift, das Reactions-System betitelt, nur ein Nebengedanke ist, der den Werth dieser Schrift weder vermindert noch vermehrt. Die Absicht des Herrn Prof. Tzschirner konnte (wenn sie unpartheiisch aufgefaßt wird) keine andere seyn, als zu zeigen: einmal, wie unvermeidlich Reactionen sind, wenn man keinen deutlichen Begriff von dem hat, was der Civilisations-Grad der Gesellschaft in der Zeit fordert; zweitens, wie vergeblich alle Reactionen sind, weil doch zuletzt alles dem wahren Bedürfniß der Gesellschaft weichen muß. Sofern Herr Prof. Tzschirner dies in seiner Schrift nachgewiesen hat, liegt der Werth derselben außer allem Zweifel, und ein bloßer Nebengedanke, wie der, gegen welchen hier angekämpft wird, kann unrichtig seyn, ohne dem Ganzen zu schaden. Zur Beherzigung des Verfassers möchten wir nur noch Eins hinzufügen, nämlich: daß, wie gewiß er auch seiner Sache seyn möge, es dennoch in der Politik eben so wenig ein Universal-Mittel giebt, wie in der Heilkunde, und daß jeder Versuch, Großbritanniens Verfassung auf Staaten, die nicht für dieselbe vorbereitet sind, überzutragen, vollkommen eben so revolutionär ist, wie der Gedanke, daß, außer dem Reichthum, auch die Wissenschaft und Einsicht in einer Deputirten-Kammer vertreten werden möge.

Der Herausgeber.

Superintendenten Tzschirner in Leipzig," kommt Seite 179 und 80 folgende Stelle vor:

„Nach dieser Analogie (der Reformation) läßt sich nicht erwarten, daß alle europäischen Staaten die in der Idee der bürgerlichen Freiheit gegebenen Institutionen aufnehmen und einführen werden, um so weniger, da theils eine sehr bedeutende Opposition ihnen entgegen wirkt, theils nicht alle Völker empfänglich für sie sind. Denn allerdings muß schon ein hohes Maaß moralischer sowohl als intellectueller Bildung über die Masse eines Volks ausgebreitet seyn, wenn es fähig seyn soll, diese Institutionen nicht nur zu begehren, sondern auch zu ertragen. Wahrscheinlich werden sie wohl in der kleineren Hälfte Europa's nur Eingang finden, und bleiben. Und selbst da, wo dieses geschieht, wird doch das Ideal bürgerlicher Freiheit nicht verwirklicht werden; vielmehr scheint der Saame zu neuen Uebeln schon in manchen der hier und dort bereits geltend gewordenen Institutionen zu liegen. Denn dadurch z. B. daß in manchen Ländern die Berechtigung zur Theilnahme an der Volksvertretung einzig an den Besitz geknüpft wird, muß die Ueberschätzung des Reichthums befördert, der Grund zu einem Geldadel gelegt und mancher eben so einsichtsvolle als hochsinnige Mann (denn wer den Reichthum entbehren gelernt hat, ist unabhängiger noch, als wer ihn besitzt) der öffentlichen Berathung entzogen werden. — Mit jedem neuen Zustande pflegen auch

neue Uebel zu kommen und was in der Welt eingeführt und gegründet wird, bleibt jederzeit weit hinter den Ideen, aus denen es hervorging, zurück."

Als ich, zufällig das Buch in die Hand nehmend, auf diese Stelle traf, bemächtigte sich meiner ein trüber Ernst.

Ich will die Ursach hier sagen; zuvor aber erkläre ich, daß ich nicht das Geringste gegen die Person des Herrn Superintendenten Tzschirner habe, noch haben kann. Ich lebe weit von ihm entfernt, stehe nicht in der geringsten Berührung mit ihm, kenne ihn nur, weil ich einmal versuchte, sein Buch: „über die Gefahren einer deutschen Revolution" zu lesen, ziehe die gute Absicht des Verfassers, und die Reinheit seines moralischen Charakters nicht im mindesten in Zweifel, bin vielmehr überzeugt, nach dem Wenigen, was ich von ihm gelesen habe, daß sein Eifer für die gute Sache der bürgerlichen Freiheit aus der lautersten Quelle fließt.

Aber es ist blinder Eifer! — Das scheint hart gesagt, und nicht geziemend gegen einen Mann, der als akademischer Lehrer und Superintendent die Achtung derer, die er belehren soll, bedarf, und, wie ich gerne annehme, verdient. „Aber, könnte ich sagen, ich habe hier blos mit dem politischen Schriftsteller zu thun, und politische Schriftsteller dürfen, müssen, mit gegenseitiger Voraussetzung der guten Absicht, dasjenige, was sie für wahr halten gegen einander aussprechen." Indeß auch nicht gegen Herrn Superintendenten Tzschirner, als politischen Schriftsteller, richte ich die folgenden

Bemerkungen, sondern, ganz abgesehen von seiner Person, gegen alle Diejenigen, welche seiner Meinung sind. Und daß ihrer sehr viele seyn werden in Deutschland, ist leider höchst wahrscheinlich schon dadurch, daß ein achtbarer Mann, wie Herr Superintendent Tzschirner, ohne etwas Schlimmes zu merken, diese gefährliche Meinung vorträgt. Wie leicht könnte ein Uebelwollender in dieser Meinung des Herrn Superintendenten eine revolutionäre finden, ja wie leicht ein nicht Uebelwollender, aber Unerfahrner, im Zutrauen zu dem, was ein Tzschirner lehrt, dadurch zu revolutionärer Meinung, Stimmung und That verführt werden!

Ich habe das Wort „revolutionär" ausgesprochen. Ich wollte es verschieben, wo möglich unterdrücken, aber es ist geschehen, und es bleibe. Darum war ich betrübt, als ich die angeführte Stelle las, weil ein Mann wie Herr Superintendent Tzschirner solche mittelbar revolutionäre Satzung lehren kann; darum, weil ein Mann, der es freilich gut zu meinen scheint, sich solchen verderblichen Irrthums schuldig macht; darum, weil dies ein neuer voller Beweis ist, von der politischen Unmündigkeit, von dem schädlichen Treiben der Allermeisten Derer, die sich in Deutschland neuerdings mit politischer Schriftstellerei abgegeben haben.

Ein „Saame des Uebels" soll die Bedingung seyn, daß „in manchen Ländern die Berechtigung zur Theilnahme an der Volksvertretung einzig an den Besitz geknüpft wird?" Es wird gefürchtet, daß dadurch „mancher eben so einsichtsvolle als hochsinnige Mann (denn

wer den Reichthum entbehren gelernt hat, ist unabhängiger noch als wer ihn besitzt) der öffentlichen Berathung entzogen werde."

Wenn ich den Sinn recht verstehe, so ist also die Klage darüber, daß Eigenthumslose nicht zur Theilnahme an der Volksvertretung (Deputirten-Kammer) berechtigt seyn sollen. Würde ein Engländer oder Franzose oder Niederländer, sey es Ultra oder Liberaler, seinen Ohren trauen, wenn er einen deutschen Professor solche Klagen führen hörte? Zuverlässig kennt doch der Professor die Einrichtung des Stimmens der römischen Bürger, die ein König mit eben so viel Klugheit, als Gerechtigkeit stiftete? Und wir sollten jetzt eine Institution wünschen, oder vielmehr die Abwesenheit aller Institutionen, wie sie nicht einmal zur Zeit, da die Urdeutschen (um ein Modewort zu gebrauchen) in ihrem Urwalde zusammenkamen, passend gewesen seyn würde? Denn zuverlässig wird das Wort dessen, der Waffen und Vieh hatte, anders angehört worden seyn, als das Wort dessen, der versuchen wollte zu sprechen, ohne weder das eine noch das andere zu besitzen.

Nicht auf ideelle, sondern auf bürgerliche Freiheit kommt es hier an, nicht auf moralische Würde, sondern auf bürgerliche. Kein Vernünftiger behauptet, daß wer zehntausend Thaler Einkommen hat, deswegen moralisch würdiger sei, als wer tausend Thaler einnimmt; aber es ist gewiß, daß jener über die Arbeit, die Zeit und den guten Willen vieler seiner Mitbürger, mittelst seines Ueberflusses, disponiren kann; und gerade wegen dieses Einflusses räumen wir ihm, aus Billigkeit und Klugheit,

eine begränzte Würde ein. Wollte man ihm diese verweigern und ihn, auf kurze Zeit, dem Eigenthumslosen gleichstellen, was würde die Folge seyn? Der ehrgeizige Reiche würde die Mittel des Einflusses, die ihm zu Gebot stehen, anwenden, um dadurch noch mehr Macht zu erlangen, als ihm in einem wohlgeordneten Staate gesetzlich vor dem Eigenthumslosen eingeräumt wird. Und wovon ist in der Versammlung der Volksvertreter (für den Augenblick sei dieser Lieblingsausdruck gebraucht) hauptsächlich die Rede? Von Eigenthum, von Steuern, von Einnahme und Ausgabe. Und darüber sollen Eigenthumslose mitsprechen, vielleicht die entscheidende Stimme haben? Sie sollen verfügen, als Gesetzgeber, über das Eigenthum Anderer? Man gebe den Eigenthumslosen gesetzliche Macht über die Eigenthümer, und bald werden die Plätze gewechselt seyn; aber freilich würde der morgende Tag eben so viel Gelegenheit, Recht und Macht zum Wechsel geben. Auf diese Art wäre Revolution unvermeidlich, und fortwährende Kette von saturnischen Revolutionen, deren ältere immer von der jüngeren verschlungen würde, wahrscheinlich.

Deswegen nannte ich (und mußte ich nennen) die ausgesprochene Meinung des Herrn Superintendenten Tzschirner eine gefährliche, mittelbar revolutionäre.

Aber, heißt es, „mancher hochsinnige Mann" ist der Tüchtigste zum Volksvertreter, weil, „wer den Reichthum entbehren gelernt hat, noch unabhängiger ist, als wer ihn besitzt." Ist es nöthig, dies ernstlich zu widerlegen? Es wäre kaum möglich, ohne allen Spott darauf zu antworten, und spöttisch seyn gegen

einen so achtbaren Mann, wie Herr Superintendent Tzschirner, möchte ich nicht. Aber sollten dem Herrn Tzschirner wirklich viele hochsinnige Männer bekannt seyn, die ausgelernt haben, den Reichthum zu entbehren? Das heißt: welche die Probe der Armuth (denn Armuth und Reichthum ist relativ) und der Versuchung nicht blos einmal bestanden haben, sondern fortwährend bestehn können? Wünscht derjenige, der Reichthum und Bequemlichkeit für seine Person entbehren kann, nicht Vermögen für seine Kinder? Tausend eigenthumslose Talentvolle sind in der französischen Revolution emergirt; aber wie viele Carnots hat es gegeben? Uebrigens will ich dem Herrn Superintendenten Tzschirner gern so viel einräumen, daß es bei Festsetzung der Bedingungen zur Wahl der Deputirten noch wichtiger sei, auf das Eigenthum der Wähler Rücksicht zu nehmen, als der Wählbaren. Es kann in der That für Einsichtsvolle nicht nöthig seyn, weiter zu opponiren. Für die Meinungsgenossen des Herrn Superintendenten Tzschirner sind aber alle aus dem Leben genommenen Gründe nichtig; denn sie deduciren die Institutionen aus „der Idee der bürgerlichen Freiheit.“

Und das ist die Wurzel des Uebels, das ist das berauschende Gift, wodurch so viele, übrigens verständige und ausser dem Gebiet der Politik oft wohlverdiente Männer, verführt werden, den Saamen des Uebels auszustreuen.

Die bürgerliche Freiheit soll aus der „Idee der bürgerlichen Freiheit“ abgeleitet werden! Wer hat je aus der Idee der Schifffahrt den Compaß, aus der

Idee des Kriegs das Schießpulver, aus der Idee des Lebens die Kunst Brod zu machen abgeleitet? Selbsttäuschung, verderbliche Selbsttäuschung ist es, zu wähnen, daß die Idee der Freiheit die Quelle der bürgerlichen Freiheit seyn könne, die keine andere haben kann, als die Erfahrungen über die nützlichen oder schädlichen Wirkungen bürgerlicher Einrichtungen seit Menschenaltern. Was der Compaß für die Schifffahrt, das ist für die Politik und die bürgerliche Freiheit, die, eben so wenig wie der Compaß aus der Idee abzuleitende, wohl aber eben so sehr vor Irrfahrt und Schiffbruch schützende Wahrheit:

„Daß die Kammer der sogenannten Volksvertreter schlechthin nicht mehr und nicht weniger Macht als ein **Drittheil** der legislativen Macht besitzen dürfe."

Dieser Satz ist keineswegs gewonnen durch Schlüsse von einer abstracten Idee der Freiheit, sondern durch Epikrise der gelingenden oder mislingenden, oft blutigen Bestrebungen der Völker zur Freiheit.

Wohin die theoretischen Irrthümer eines politischen Schriftstellers, wenn er Autorität für die Menge wird, führen können, das hat durch ein trauriges Exempel der berühmte Sieyes bewiesen. Er lehrte bekanntlich: der tiers-état sei die Nation, mithin die Versammlung der Vertreter des tiers-état sei die National-Versammlung. Dieser Meinung hangen noch jetzt viele deutsche Schriftsteller an; auch solche, die es ehrlich meinen. Aber diese Meinung ist eben so irrig, als verderblich. In der leidenschaftlichen Glut der National-

Versammlung mußte die Königliche Krone schmelzen; aber die Bajonette Bonaparte's besiegten die Leidenschaften der Volksrepräsentanten, ausgenommen die Furcht. Der König, oder ein Oberhaupt, welches ausser der executiven Macht auch nothwendig das Recht, die Gesetze zu sanctioniren, haben muß, und das Haus der Pairs, oder ein Senat, der weniger mobil sei, als die Kammer der Deputirten, diese beiden Theile sind integrirende Glieder der Nation oder des Volks, als Gesammtheit. Da diese Glieder nicht repräsentirt werden können in der Versammlung der sogenannten Volksvertreter, so kann die Deputirtenkammer nie und nimmermehr eine wahre Nationalversammlung, d. i. eine vollständige Repräsentation des ganzen Volks seyn. Das sei Beweis für diejenigen, die Wortstreit lieben; denn für diejenigen, welche die Geschichte kennen, ist es klar, daß, wenn König und Oberhaus fehlt, nichts übrig bleibt als ein Haufe Wilder, wenn auch in einem einzigen Kreise noch so gescheidte Männer, als vermeinte Volksvertreter, als Cortes, scheinbar vereinigt sind. Denn wenn die einzelnen Männer auch noch so klug und gut sind, so ist es doch jeden Augenblick möglich, daß eine verderbliche Leidenschaft sich einer Versammlung, die ausser sich kein Gegengewicht sieht, bemächtige, und daß eine solche aus respectabeln Bestandtheilen zusammengesetzte Versammlung grausam, unklug, pueril, absurd handle. Beispiele liefert die neueste Geschichte. Von der andern Seite ist es aber eben so wahr, daß eine Repräsentation des Adels, wenn alle jüngern, eigenthumslosen Söhne darunter

mitbegriffen sind, im Gegensatz einer Repräsentation des irrigerweise sogenannten dritten Standes, innern Krieg nothwendig macht. Die Deputirten erhalten keine Instruction von ihren Wählern und dürfen keine erhalten; schon aus dem Grunde wäre der Begriff, den man noch heut zu Tage in Deutschland gewöhnlich mit dem Namen Volksvertreter verbindet, irrig. Weder die Wilden noch die Sclaven kennen Gesetze, sondern beide gehorchen Befehlen. Den heiligen Namen Gesetz verdient nur die Norm, die gründlich erörtert, berathen und endlich von dem Oberhaupte, welches das absolute Veto hat, sanctionirt worden.

Der Wahn, aus abstracten Ideen das Wirkliche, das, was im Leben nutzt oder schadet, abzuleiten, das dünkelhafte Streben nach Wissenschaftlichkeit, das ist die epidemische Krankheit, welche vielleicht der meisten Köpfe auf den deutschen Universitäten sich bemächtigt hat; das ist die Ursach, warum so viele Gelehrte in Deutschland abgeschnitten stehn vom Leben, warum all ihr guter Wille nicht die geringste Verbesserung hervorbringt. Man streitet z. B. immerfort über die letzten Gründe des Strafrechts; mittlerweile werden die Gefängnisse in solchem Zustande gelassen, daß Angeklagte und Verurtheilte zusammengesteckt werden. Ein Land, wo das geschieht, kann eigentlich auf Civilisation kaum Anspruch machen. Um dies einzusehn, bedarf es schwerlich eines „hohen“ Maaßes von Bildung. — Man möchte bisweilen verführt werden, zu wünschen, daß alle Professuren der theoretischen Philosophie in Deutschland auf 10 Jahre suspendirt würden. Dadurch wür-

den Millionen unnützer Worte erspart und tausend Jünglinge fürs praktische Leben unverdorben bleiben. Was geschieht jetzt? Die jungen Leute saugen auf den Universitäten so übertrieben abenteuerliche Ideen von Freiheit ein, daß auch die Halbvernünftigen beim ersten Eintritt ins wirkliche Leben wohl inne werden müssen, nichts der Art sei ausführbar. Gar zu leicht aber gerathen sie nun dahin, an der Möglichkeit der Freiheit zu zweifeln; sie meinen, es sei nur die Wahl zwischen Hammer und Amboß, zwischen Beamten und absolut gehorsamen Bürgern. Daher das Gedränge nach Aemtern.

Wenn auch keine einzelne politische Schrift so viel Schaden in Deutschland gethan hat: wie die Sieyes'sche: „was ist der dritte Stand?„ in Frankreich verursacht hat: so darf ich doch behaupten, daß die unbesonnenen, ununterrichteten politischen Schriftsteller, welche sich selbst im guten Sinn für liberale halten, dem Fortgange der Freiheit im größten Theile von Deutschland am meisten hinderlich gewesen sind. Nimmermehr hätten die Schriften und Bemühungen der Widerseite so viel Erfolg haben oder Eingang finden können, als beide gehabt oder gefunden haben, wenn nicht die vermeinten liberalen Schriftsteller die Freiheit gar zu schlecht vertheidigt und in ihren Schriften gar zu oft thörichte Behauptungen aufgestellt hätten, die jeder Eigenthümer, Jeder, der ein Landgut, einen Titel, eine Krone besitzt, als gefährlich für die bestehende Ordnung und jede Ordnung, ohne Mühe erkennt. Es gehört keine Anstrengung des Geistes, keine besondere Voraussicht, keine argwöhnische Neigung dazu, um in der angeführten Stelle des Herrn

Superintendenten Tzschirner einen Vorschlag zu finden, der, wenn man ihn ausführen würde, den Besitzenden über kurz oder lang ihr Eigenthum kosten würde.

Die Lieblingsmeinung der deutschen Politiker scheint noch immer dahin zu gehen, die Deputirtenkammer für die Versammlung der Volksvertreter, daher für eine Nationalversammlung zu halten. Diese Meinung aber schließt sich an den Grundirrthum, daß der Staat auf einem Vertrage beruhe. Wer der Idee des Socialcontracts nachhängt, muß unvermeidlich unzufrieden seyn; denn überall tritt ihm die Wirklichkeit mit Widerspruch entgegen. Die Wahrheit aber liegt in der Mitte zwischen den beiden extremen Lehren, der ersten: daß der Socialcontract die Quelle der obrigkeitlichen Gewalt sei, und der andern: daß die fürstliche Macht und das fürstliche Recht unmittelbar von Gott sei. Wer sehn will, der kann leicht einsehen, daß eine Krone, die keine andere Basis hätte, als den Socialcontract, weder auf vier und zwanzig Stunden Sicherheit haben, noch gewähren könnte. Wenn man behauptet und dem Volk lehren will, daß die obrigkeitliche Macht blos auf Vertrag gegründet sei, so zwingt man fast die Inhaber derselben lehren zu lassen, daß die Macht von Gott sei; wiederum ist nicht zu leugnen, daß die Antiliberalen, wenn sie der gesunden Vernunft Trotz bieten, den Widerspruch der Demagogen hervorrufen.

Wer die Freiheit beliebt machen und ihr da Eingang bahnen will, wo sie wegen falscher Anklagen ihrer Feinde oder wegen der eben so übertriebenen Lobpreisungen enthusiastischer Freunde gefürchtet wird, der

zeige, daß und wie die Freiheit Allen nützlich ist, dem Besitzer, damit er seines Eigenthums Herr sei, dem Eigenthumslosen, damit er, ohne irgend ein ungerechtes Hinderniß, durch verständige und fleißige Anwendung seiner Kräfte zu Eigenthum gelangen könne; der zeige, daß dem Könige die Deputirtenkammer, und dem Volke die Pairskammer sowohl, als die Königliche Majestät nützlich und heilsam sei.

Wer, als Schriftsteller, der Freiheit und seinem Vaterlande nützen will, der predige nicht eine ideale unbegrenzte Freiheit, sondern ziehe die sichernden Grenzen der Freiheit, damit eben dadurch auch unser Gehorsam Grenzen bekomme; der schreibe nicht gegen die unantastbaren Fürsten, sondern gegen die amovibeln Minister; nicht gegen allen Adel, sondern für die Begrenzung des Adels auf den Aeltesten; nicht für unbegrenzte Preßfreiheit, sondern für die Erkenntniß über Preßvergehn durch die Jury; nicht für unbegrenztes Autor-Recht und gegen allen Nachdruck überhaupt, sondern für ein limitirtes, künstlich zu schaffendes Autorrecht auf bestimmte Jahre; nicht gegen die englische Jury, sondern gegen die Bonapartische Jury; nicht für Gensd'armen und Präfecte, sondern für unbesoldete Friedensrichter, Constabel, Sheriffs und Municipalbeamte; nicht für Volksvertretung, sondern für eine Kammer der Deputirten der Städte und Kreise (worin auch, Ehrenhalber, ein Deputirter der Universität sitzen möge, der aber kein Mitglied der Universität zu seyn braucht); der schreibe nicht für das Recht der Eigenthumslosen, Gesetzgeber für die Besitzer zu seyn, sondern für solche Einrichtungen,

wodurch es möglich wird, daß homines novi, wie Pitt, Nelson, Jenkinson, Canning, Peel u. s. w., welche die Natur zu Primaten stempelte, zu den höchsten Ehrenstufen im Staate gelangen, ohne gewaltsame Störung der bestehenden Ordnung, vielmehr zur Verherrlichung der bürgerlichen Ordnung und des Throns.

Ich habe zum Gegenstande einer öffentlichen Kritik den politischen Irrthum eines so würdigen Mannes, wie der Herr Superintendent Tzschirner ist, gewählt, und nicht eine der vielen Irrlehren nicht achtungswerther Verfasser, nach dem Satz: „wenn das am grünen Holze geschieht u. s. w.

Wer über Politik schreiben will, dem liegt die Pflicht ob, zuvor die Geschichte und die lebendige Welt studirt zu haben, so wie der, der Medicinisches schreiben will, zuvor die Acten der Aerzte und die kranke Natur studirt haben muß; in beiden Fällen kann guter Wille allein keine Entschuldigung seyn, geschweige Rechtfertigung.

Ich werde mit dem Herrn Superintendenten Tzschirner schlechterdings nicht weiter streiten, und halte es daher für unnöthig mich zu nennen; falls aber ihm daran gelegen seyn sollte, meinen Namen zu erfahren, so werde ich ihn nicht verhehlen.

Berichtigungen

für das fünfte Heft dieses Jahrganges.

Seite 12 Zeile 14 von oben statt: Unmenschlichkeit, lies: Unumschränktheit.
— 17 — 6 von oben statt: hat, lies: sah.
— 30 — 7 von oben lies: konnte er anders, wenn ꝛc.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Vierte Periode des dreißigjährigen Krieges: innigere Vereinigung Schwedens und Frankreichs wider das Haus Oesterreich und dessen Bundesgenossen, bis zum westphälischen Frieden.

Die Dauer der Kriege hängt am meisten von der Einsicht ab, womit die Entwickelung der Gesellschaft in einem gegebenen Zeitraum begriffen wird. Vorzüglich ist dies der Fall mit Kriegen, welche aus irgend einer Idee herstammen. Nie würde der dreißigjährige Krieg eingetreten seyn, wenn die österreichische Regierung des siebzehnten Jahrhunderts die Kirchenverbesserung für einen Fortschritt in der Civilisation gehalten hätte. Die Mühe, welche sie hatte, um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen — wenn sie jemals dazu gelangte — gab jenem Kriege seine lange Dauer. Man schlägt sich, weil das, was allein den Kriegszustand ab-

wenden könnte, noch nicht vorhanden ist, und man schlägt sich in der Regel so lange, bis man zur Erkenntniß gelangt. Das ist das Naturgesetz, das allen Kriegen zum Grunde liegt. In ihrer Dauer liegt also eine unverkennbare Nothwendigkeit, gegen welche man sich nur dann verblenden kann, wenn man nicht weiß, daß nichts schwieriger ist, als — gerecht zu seyn gegen die Erscheinungen, welche die Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts in der Zeit mit sich führt.

Durch Gustav Adolphs Tod in der Schlacht bei Lützen war eine Leere entstanden, die derjenigen gleich kam, welche durch Ravaillac's Messer im Jahre 1610 bewirkt wurde: von dem Protestantismus war das Leben d. h. alles gewichen, was ihm im Kampfe mit seinem Gegensatze Haltung und Stärke verleihen konnte. Von Ferdinand dem Zweiten wird erzählt, daß er auf die Nachricht von dem Tode des schwedischen Königs ausgerufen habe: „Gern hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!“ Wie günstig oder wie ungünstig diese Worte auch gedeutet werden mögen *): immer mußte es scheinen, daß Oesterreich, nach Gustav Adolphs Hintritt, ohne große Mühe alle die Vortheile wiedererwerben könne, die es, seit der Erscheinung dieses Königs in Deutschland, eingebüßet hatte.

Daran fehlte indeß sehr viel.

*) Sie sind sehr ungünstig gedeutet worden, indem man darin das Eingeständniß gefunden hat, daß Gustav Adolph durch den Herzog von Lauenburg wirklich gemeuchelt worden sei.

Zuvörderst war die Schlacht bei Lützen für Oesterreich verloren gegangen; eine verlorene Schlacht aber ist mit Einbußen verbunden, welche in der Regel nicht auf der Stelle ersetzt werden können. Während also Waldstein zu Prag Blutgerichte hielt und nebenher die böhmischen und mährischen Gemeinen ihrer Glocken beraubte, um daraus neue Kanonen gießen zu lassen, gewann die schwedische Regierung Zeit, den Maaßregeln nachzudenken, die von ihr genommen werden mußten, wenn Gustav's Unternehmen nicht zu einem bloßen Abenteuer herabgesetzt werden sollte. Da nun Gustav keinen männlichen Nachfolger hinterlassen hatte, so wurde, damit die Erbfolge nicht ungewiß werden möchte, vor allen Dingen seine sechsjährige Tochter Christina auf den schwedischen Thron erhoben, und dann die Zügel der Regierung in die Hände einer aus fünf Reichsherren bestehenden Regentschaft gelegt, welche bis zur Volljährigkeit der jungen Königin wirksam bleiben sollte. Diese Anordnungen gingen von einem Senate aus, der patriotisch genug dachte, um den Ruhm, welcher durch Gustav Adolph über Schweden gekommen war, nicht leichtsinnig aufzuopfern, am wenigsten aber geneigt war, auf die Vortheile zu verzichten, die sich in materieller Hinsicht von einer standhaften Fortsetzung des Krieges erwarten ließen. Da indeß derselbe Senat einsah, daß die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung sich nicht mit dem Nachdruck vertrugen, den Schweden in seinen deutschen Angelegenheiten zu zeigen hatte; so wurden diese, fast mit unbeschränkter Vollmacht, dem Kanzler Axel Oxenstierna übertra-

gen, den Gustav, wenige Monate vor seinem Tode, zu seinem Beistande nach Deutschland hatte kommen lassen. Es fehlte zwar viel daran, daß Oxenstierna den König ersetzt hätte; doch außerdem, daß dieser Kanzler in Gustav's Entwürfe eingeweihet war und die politischen Verhältnisse genau kannte, besaß er den überlegenen Verstand, der erforderlich ist, um, auf der einen Seite, vor Verzweiflung zu bewahren, und um, auf der andern, schlimme Umstände dadurch zu verbessern, daß man Vertrauen einflößet. Das militärische Talent, das ihm abging, war in großer Fülle in dem Herzog Bernhard von Weimar, durch dessen Geistesgegenwart die Schlacht bei Lützen gewonnen war; und obgleich durch die Vereinigung von Beiden noch lange nicht ein Gustav zum Vorschein kam, so war in ihr doch Etwas gegeben, um die einmal angefangene Rolle mit Erfolg fortzusetzen.

Axel Oxenstierna fing damit an, daß er die protestantischen Fürsten mit seinem Auftrage bekannt machte und ihnen die dringende Nothwendigkeit der Eintracht unter den gegenwärtigen Umständen in Farben schilderte, die, in seinem Urtheil, einen starken Eindruck machen mußten. Doch die protestantischen Fürsten des siebzehnten Jahrhunderts hatten sehr wenig von der wahren Tendenz der Kirchenverbesserung begriffen; und indem sie diese große Begebenheit nur von Seiten des materiellen Nutzens, der ihnen durch Einziehung von Kirchen- und Klostergütern zu Theil geworden war, aufgefaßt hatten, konnten sie nicht sehr geneigt seyn, eine Sache zu unterstützen, die ihnen mehr in dem Lichte einer schwedischen, als in dem einer deutschen oder auch einer europäischen

Angelegenheit erschien. Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, bereisete der schwedische Kanzler die Höfe von Dresden und Berlin; es kam ihm vorzüglich darauf an, einen Convent zu Stande zu bringen, den Gustav selbst nach Ulm ausgeschrieben hatte. Allein er machte sehr bald die Entdeckung, daß die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg einem schwedischen Edelmanne nie zugestehen würden, was sie dem Sieger bei Leipzig und Lützen nicht hatten versagen können. Johann George, wie talentlos er auch seyn mochte, wollte nichts von einem Bunde wissen, wofern er nicht das Directorium erhielte; und Georg Wilhelm, den es verdroß, daß die Schweden sich mit Pommern bezahlt zu machen gedachten, war sogar nahe daran, sich wieder an den Kaiser anzuschließen, weil er hierin das einzige Mittel sah, jene Ansprüche, die ihm eine frühere Erbverbrüderung auf Pommern gab, ins Werk zu richten. Stolz und Eigennutz vereinigten sich auf diese Weise zur Verlängerung eines Krieges, dessen Abkürzung in den Wünschen Aller lag. Selbst die niedersächsischen Stände weigerten sich, unter einem schwedischen Kanzler zu stehen.

So gehemmt, beschränkte Axel Oxenstierna seine Einladung auf die sogenannten obern Kreise: Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein. Diese mußten gehorchen da sie von schwedischen Truppen besetzt waren, die sich von ihnen nicht verdrängen ließen. Der Convent erfolgte zu Heilbron, weil Ulm in den Unruhen des Krieges nicht Sicherheit genug gewährte. Er nahm mit dem März 1633 seinen Anfang und endigte um die Mitte des April in demselben Jahre. Der Oppositions-

Geist trat hervor, sobald der schwedische Kanzler Su. veränetäts-Rechte geltend machte, und nicht bloß einen bestimmten monatlichen Beitrag zur Fortsetzung des Krieges, sondern auch, für den Nothfall, Städte und Festungen für die Sicherheit der schwedischen Truppen verlangte. Die Nothwendigkeit einer so unumschränkten Macht wollte den Ständen nicht einleuchten; wer sein Geld zu einer Sache hergäbe, meinten sie, müsse auch mitreden dürfen. Sie drangen also darauf, daß sich der Kanzler zum mindesten ein concilium formatum gefallen lassen sollte: einen Ausschuß, der die Kasse unter sich hätte und die Einquartierungen besorgte. Oxenstierna sperrte sich lange und als ein witziger Mann führte er das Beispiel des italiänischen Eulenspiegels an, der, nachdem man ihm bewilligt hat, sich an einem selbst gewählten Baume aufhängen zu lassen, keinen Baum dazu recht findet. Doch gab er in Hinsicht des Ausschusses mit der Bedingung nach, daß ihm in Kriegssachen die endliche Beschließung verbleiben müsse: eine Bedingung, wodurch jenes Concilium gelähmt wurde, die man aber nichts desto weniger annahm. Auf einer andern Seite that der schwedische Kanzler, was in seinen Kräften stand die protestantische Partei nicht nur bei guter Laune zu erhalten, sondern auch zur Standhaftigkeit durch die Aussicht auf bedeutende Vortheile zu ermuntern. Er gab der Wittwe des am 27sten November 1632 zu Mainz verstorbenen Kurfürsten von der Pfalz die Unterpfalz für den ältesten Sohn zurück; und indem er auf diese Weise den Argwohn der deutschen Fürsten besänftigte, gewährte er dem tapferen Bernhard

von Weimar die Aussicht auf die Erwerbung der Bisthümer Bamberg und Würzburg mit dem Titel eines Herzogs von Franken, so wie dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Herzog von Würtemberg den rechtmäßigen Besitz der Stifter und Abteien, die sie sich entweder schon angeeignet hatten oder anzueignen wünschten. Allerdings war es nicht sehr rühmlich für Deutschland, daß ein schwedischer Edelmann also verfahren konnte; allein, indem man sich, bei dieser Betrachtung, eingestehen muß, daß die Noth ihren eigenen Gesetzen folgt, kann man zuletzt nur bedauern, daß Deutschlands Verfassung von einer solchen Beschaffenheit war, daß Oxenstierna dergleichen ungeahndet wagen durfte. Im Grunde war das, was der schwedische Kanzler der österreichischen Regierung entgegen stellte, von keinem Belange. Es würde sogar lächerlich geworden seyn, wenn diese Regierung sich hätte von den Reibungen befreien können, die alle ihre Bewegungen hemmten und sogar gefährlich machten. Gerade hierin lag der endliche Triumph des Protestantismus über die Entwürfe der Jesuiten; und darum ist es der Mühe werth, bei den innern Verhältnissen der Regierung Ferdinands zu verweilen.

Indem dieser Kaiser, aus Furcht vor Gustav Adolphs Fortschritten nach der Schlacht bei Leipzig, die ganze Kriegsmacht in Waldsteins Hände gelegt hatte, war er von diesem Feldherrn auch in Ansehung der politischen Idee, welche dem Kriege zum Grunde lag, abhängig geworden. Eigentlich konnte diese Idee, sofern sie auf Verdrängung des Protestantismus durch Zurückführung des Katholicismus abzweckte, als gänzlich vernichtet betrach-

tet werden. Ein Mann, der nur mit seiner persönlichen Größe beschäftigt war und seinen ins Ungeheure getriebenen Ehrgeiz durch den erhabensten Aberglauben, durch die Astrologie, rechtfertigte — ein solcher Mann trug nichts an sich, was ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge für die Jesuiten gemacht hätte. Noch mehr: eben dieser Mann mußte, sofern es ihm nicht an Klarheit des Verstandes fehlte, der entschiedenste Feind dieses Ordens seyn; denn alles, was er zu erreichen wünschte, war nur in soweit erreichbar, als die Entwürfe der Jesuiten zu Schanden gemacht wurden. Grade in dieser Beziehung ist Waldstein dem deutschen Lande unendlich nützlich geworden. Hätte sein großes feldherrliches Talent sich mit Gefügigkeit vertragen: so würden alle Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges seit der Schlacht am weißen Berge eine andere Gestalt, eine andere Farbe angenommen haben, und kein endlicher Verstand würde angeben können, was aus Deutschland in jener Voraussetzung geworden wäre.

Jener Vertrag, den Waldstein, nach Gustav Adolphs Vorrücken am Schlusse des Jahres 1631, mit Ferdinand dem Zweiten abgeschlossen hatte, war von einer solchen Beschaffenheit, daß er jedes Vertrauen ausschloß: von Seiten des Kaisers, weil er, um seine Verlegenheit zu beendigen, bei weitem mehr bewilligt hatte, als das Oberhaupt eines Staates bewilligen darf, wenn seine Unabhängigkeit und Freiheit gesichert bleiben soll; von Seiten des Feldherrn, weil er mehr gefordert hatte, als Derjenige fordern soll, welcher, auch nur von fernher, den Charakter eines Unterthanen trägt. Wald-

stein, der dies sehr wohl empfand, sagte sich selbst, daß Ferdinand, wenn seine Wünsche auch noch so vollständig erfüllet würden, ihm nicht Wort halten könnte, ohne in das Verderben seines Hauses zu willigen; und indem er sich dies sagte, mußte er, wofern er sich nicht den Vorwurf machen wollte, der größte aller Thoren gewesen seyn, zu den Gesinnungen zurückkehren, die ihn bei Gustav's erstem Erscheinen in Deutschland belebt hatten. Mit Einem Worte: Verrath und Untreue mußten sich Waldsteins bemächtigen: sie waren die Ausgeburten seines hochfliegenden Ehrgeizes, sie waren aber noch vielmehr die Wirkungen des Verhältnisses, worin er den Kaiser zur Abhängigkeit von sich gezwungen hatte. Die Aufgabe war, wie er durch Verrath und Untreue zum Ziel gelangen wollte: eine Aufgabe, die unter allen Umständen schwer zu lösen ist, weil das Sittengesetz nie durch die vollkommenste Klugheit zu beseitigen ist, oder vielmehr, weil die vollkommenste Klugheit sich gerade in der Unterordnung unter das Sittengesetz offenbaret. Hätte Waldstein hiervon eine klare Anschauung gehabt, so würde er anders gehandelt haben; ihm ersetzte die Astrologie die Moral, und indem er sich zum Werkzeug der Sterne macht, mußte er geneigt werden, zu glauben, das einzige Unrecht bestehe darin, daß man seinen Zweck verfehle.

Kaum hatte sich also Oxenstierna als die Seele der protestantischen Parthei angekündigt, so knüpfte Waldstein die Unterhandlungen mit ihm wieder an, die er vor zwei Jahren mit Gustav Adolph gepflogen hatte. Der schwedische Kanzler nun ging darauf ungefähr auf die-

selbe Weise ein, wie der verstorbene König; und da die Lage der Schweden um Vieles bedenklicher geworden war, so sandte er die mit eigener Hand geschriebene Erklärung: „daß, wenn Waldstein sich im Ernst zum Könige von Böhmen aufwerfen wollte, er bereit sei, ihm zu helfen, weil er wohl wisse, daß eben das der Wille des Königs gewesen sei.“ Groß über den Empfang dieses Schreibens, rief Waldstein aus: „gewiß, der Brief hat Hand und Fuß, und Oxenstierna muß ein verständiger Mann seyn.“ „Aber — fügte er nach einigem Nachdenken hinzu — es ist noch nicht Zeit; wann die Zeit vorhanden seyn wird, dann will ich alles thun.“ — Waldstein glaubte demnach, Zeit und Umstände könnten Verrath und Untreue nicht bloß erleichtern, sondern auch rechtfertigen; und bedurfte es noch mehr, als diesen Wahn, um ihn ins Verderben zu stürzen?

Die Zeit und die Umstände, welche Waldstein für seine Entwürfe forderte, konnten nicht vortheilhafter werden, als sie es in den ersten Monaten des Jahres 1633 wirklich waren. Von den zerstreuten schwedischen Heeren, befand sich eins in Schlesien, und an der Spitze desselben stand der Graf von Thurn, welcher, eingeweiht in die Geheimnisse des Herzogs von Friedland, vor Begierde brannte, sich an Oesterreich rächen zu können. Das sächsische Heer in Schlesien wurde von dem Feldmarschall von Arnim und von dem Herzog Albrecht von Lauenburg befehligt, welche Waldsteins vertraute Freunde waren. Dieser selbst hatte ein Heer das, dem größten Theile nach, aus geächteten Rebellen

und aus Ketzern zusammengesetzt war. Wie viel vereinigte sich demnach, ein Unternehmen zu begünstigen, das auf die Demüthigung des Kaisers abzweckte! Allein der Fluch, der auf diesem Unternehmen lag, bestand darin, daß Waldstein keine andere Berechtigung hatte, als seinen Ehrgeiz, und daß er selbst dieser Berechtigung mißtraute.

Anstatt (wie er hätte thun sollen) die Anführer der schwedischen und sächsischen Truppen, zu sich herüber zu ziehen, betrat Waldstein, in der letzten Hälfte des Mai, den Kriegsschauplatz, indem er von Prag ins Feld rückte. Seine Macht war so groß, daß er Schlesien in kurzer Zeit hätte vom Feinde reinigen können. Daß es ihm an dem guten Willen dazu fehlen würde, setzte Niemand voraus; am wenigsten Ferdinand und sein Hof. Schon waren die Kaiserlichen dem vereinigten Heere der Sachsen, Brandenburger und Schweden nahe gekommen; schon bewegten sich beide Mächte in Schlachtordnung gegen einander; schon waren Gemüther und Arme auf beiden Seiten zum Kampf bereit, als, ganz unerwartet, Graf Trzky mit einem Trompeter aus Waldsteins Lager anlangte, um zu Unterhandlungen aufzufordern. Diese fanden Statt. Durch die Wiederherstellung der böhmischen Freiheit, durch die Begünstigung des Protestantismus und durch die Vernichtung des Jesuitismus meinte Waldstein die Genehmigung der Verbündeten zu einem Schritte zu gewinnen, der ihn selbst in den Besitz von Böhmen und Mähren, auf Kosten Oesterreichs, und in den des Landes ob der Ens, auf Kosten des Herzogs von Baiern, bringen sollte,

während er Schweden mit Geld abfinden und Brandenburg und Sachsen leer ausgehen lassen wollte. Solche Bedingungen mußten verworfen werden, wie sie denn wirklich verworfen wurden. Hatte er nicht Verstand genug, dies zum Voraus zu begreifen? Nichts desto weniger beharrte er auf seinen Vorschlägen, vielleicht nur, weil seine wahre Absicht auf Vertreibung der Schweden aus Deutschland ging, und weil er nicht daran verzweifelte, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auf seine Seite zu ziehen und seine Zwecke unter dem Beistande beider zu erreichen. Hat man mit dem Sittengesetze gebrochen, so gefällt man sich leicht in Betrug und List. Waldstein fand Vergnügen an dem Gedanken, daß er sich zu einem Mittelpunkt für politische Ränke erhoben hatte; noch mehr Vergnügen aber gewährte ihm das Vertrauen, das er zu sich selbst hegte, als ob er fähig sei, die Welt über seine wahre Absicht so lange in Zweifel zu halten, bis er für gut befinde, den Augenblick der Entscheidung eintreten zu lassen.

Während der Kaiser von seinem großen Heere unter Waldstein glänzende Thaten erwartete, verstrich ein Monat nach dem andern, ohne daß von dem kleinsten Siege die Rede war. Neckend führte der Oberfeldherr den Krieg; und als er bei Steinau ein schwedisches Korps und mit demselben den Grafen Thurn gefangen nahm, setzte er diesen sogleich in Freiheit, ohne der Urtheile zu achten, die in der Hauptstadt Oesterreichs über ein solches Verfahren gefällt werden konnten. „Was soll ich, sagte er zu seiner Rechtfertigung, mit

unsinnigen Menschen anfangen? Wollte Gott, die Schweden hätten keinen bessern General, als diesen Thurn! Er wird beim Feinde uns größeren Nutzen schaffen, als hier im Gefängnisse." So tröstete er die Bewohner Wiens über den Ausfall des Vergnügens, das sie sich von der öffentlichen Hinrichtung des Grafen Thurn versprochen hatten. Sein verrätherischer Sinn war, von diesem Augenblick an, nicht länger zweifelhaft.

Da Oxenstierna darauf beharrte, daß Waldstein, ehe die Schweden ihm zu Hülfe zögen, seinen Abfall von dem Kaiser erklärt haben müsse: so wollte dieser einen Versuch machen, die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen auf seine Seite zu bringen. Unglücklicher Weise war Gewalt das einzige Mittel, das ihm zu diesem Endzweck zu Gebote stand. Dem Laufe der Oder folgend, eroberte er, was ihm in den Wurf kam. Nachdem Liegnitz genommen war und Glogau sich ergeben hatte, kam die Reihe an Goldberg, Sagan, Crossen, Frankfurt und Landsberg. Fürstenwalde abgebrannt, Bärwalde ausgeplündert, das Schloß zu Köpnick genommen, Berlin selbst aufgefordert, sollten den Kurfürsten von Brandenburg geschmeidig machen; doch George Wilhelm widerstand, wie ungern er auch der Verbündete der Schweden seyn mochte. Nicht besser gelang es dem österreichischen Oberfeldherrn mit dem Kurfürsten von Sachsen. Weder die Einnahme von Görlitz, welche mit einer Hinrichtung des sächsischen Kommandanten verbunden war, noch die Zerstörungen, welche der Waldsteinische Unterbefehlshaber im Erzgebirge anrichtete, vermochten das System Johann Gorge's zu ändern, nicht etwa weil er den Schweden auf Tod

und Leben ergeben war, sondern nur weil er die Würde eines deutschen Fürsten bewahren, d. h. nicht gemeinschaftliche Sache mit einem treulosen Condottiere machen wollte. Trostlos kam Waldstein von seinem verheerenden Zuge zurück.

Was ihm noch weit unangenehmer seyn mußte, war die Aufforderung, die er von dem Kaiser erhielt, dem Herzog von Baiern zu Hülfe zu eilen, dem Bernhard von Weimar ins Land gefallen war. Nichts war weniger nach seinem Geschmack. Dennoch konnte er den Bitten des Kaisers nicht ganz widerstehen, als Passau gefallen war, und die Gefahr sich drohend den Erblanden des Kaisers näherte. Langsam bewegte er sich aus Böhmen nach der Oberpfalz, berennte Cham, um desto mehr Zeit zu gewinnen, zog sich, als Bernhard im December auf ihn los ging, eilig nach Pilsen zurück, und antwortete auf alle die Beschuldigungen, die ihm gemacht wurden, mit der kahlen Ausflucht, daß sein Heer zu einem Winterfeldzuge nicht vorbereitet gewesen sei und daß Böhmens Vertheidigung seine Gegenwart gefordert habe.

Hätte die treulose Gesinnung Waldsteins, nach einem solchen Verfahren, noch zweifelhaft bleiben können: so würde er jeden Zweifel durch die Behandlung kaiserlicher Abgeordneten gehoben haben. Als der kaiserliche Kriegsminister Graf von Schlick sich in seiner Gegenwart verlauten ließ: „daß er nicht wohl einsehe, warum der Herzog so unthätig bleibe," gerieth dieser in eine solche Wuth, daß er schwur: „ihn in Stücken hauen zu lassen, wenn er, ein dummdreister Hofschranz,

noch ein Wort hinzusetzen würde.“ Noch mehr verrieth Waldstein seine Treulosigkeit durch die Eifersucht, womit er auf die Erfüllung des Vertrages drang, den er zuletzt mit dem Kaiser abgeschlossen hatte. Nicht mit Unrecht für die Fortdauer seines Hauses besorgt, hatte Ferdinand II. den spanischen Hof bewogen, ihm 10,000 Mann unter der Anführung des Cardinal Infanten, Don Fernando, Bruders des Königs von Spanien, zu Hülfe zu senden; wobei der Hauptgedanke war, daß der hohe Rang des königlichen Prinzen die Nicht-Unterordnung unter den Oberbefehl des Generalissimus rechtfertigen sollte. Doch dieser hätte es gut mit dem Kaiser meinen müssen, wenn diese Maßregel seinen Beifall hätte finden sollen. Er machte zunächst den Vertrag geltend, wonach die ganze Militärmacht ausschließend in seine Hände gelegt war, und erbot sich zugleich, ein zweites Heer aufzustellen, daß bei weitem zahlreicher seyn sollte, als das spanische; als aber Ferdinand, weder auf das Eine, noch auf das Andere eingehend, sich mit der Noth entschuldigte, worin sich Maximilian von Baiern befinde, und sogar noch verlangte, daß Waldstein das spanische Heer mit 8000 Böhmen verstärken sollte, da fand dieser gerade in der an ihn gemachten Forderung das Mittel, sich selbst genug zu thun. Unter allen seinen Generalen wählte er Altringer als denjenigen, auf dessen Ergebenheit er sich am meisten verlassen konnte, und trug diesem auf, das spanische Heer so zu führen, daß es zu Grunde gerichtet würde, ehe es an Ort und Stelle käme. Wirklich verstand Altringer den Herzog von Feria auf dem

Wege von Italiens Gränzen nach Baiern so zu schwächen, daß er kraftlos an Ort und Stelle anlangte, und kaum hatte der spanische General sich zu München ein wenig erholt, als er, wie behauptet worden ist, an einer Vergiftung starb.

Es war nach und nach dahin gekommen, daß das Verhältniß zwischen Ferdinand II. und Wallstein gänzlich aufgehoben werden mußte; es handelte sich nur noch um das Wie. Von Seiten des Hofes war die größte Behutsamkeit nöthig; denn Wallstein hatte seine Maßregeln so genommen, daß der Hof mehr in seinen, als er in den Händen des Hofes war. In Böhmen und Mähren waren seine Krieger so vertheilt, daß er sich nur zu regen brauchte, um dem Kaiser diese Länder zu entreißen; ein bloßer Wink von ihm reichte dazu hin. Das nicht besetzte Unter-Oesterreich hielt er umklammert. Sein Standpunkt war zu Pilsen, und 2000 Cürassiere und ein Regiment Fußvolk schlossen eine Wagenburg um seine geheiligte Person. War von einem Herrscher die Rede, so konnte nur Er gemeint seyn; denn Ferdinand erschien als ein entthronter Monarch, und Wien als ein Gefängniß. Zwar zweckten alle Befehle des Kaisers an den Herzog auf eine Befreiung aus dieser schrecklichen Lage ab; allein Wallstein gehorchte keinem dieser Befehle. Oberst Suys, der in Ober-Oesterreich den Oberbefehl führte, wollte sich, auf Befehl des Kaisers, nach Passau begeben, um dem Feinde entgegen zu treten; kaum aber hatte Wallstein dies vernommen, als er ihm ankündigen ließ, daß er ihm den Kopf abschlagen lassen würde, wenn er

nicht

nicht nach Ober-Oesterreich zurück ginge; Sups ge. horchte und der Oberfeldherr schrieb ihm: „wie es ihm zum besonderen Gefallen gereiche, daß er seine Befehle besser beobachtet habe, als die kaiserlichen."

Die Dinge waren, von jetzt an, auf einen Punkt geführt, wo Entscheidung erfolgen mußte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß Waldstein, auch ohne den Bruch des Vertrages von Seiten des Hauses Habsburg, früher oder später zum Verräther an demselben geworden seyn würde; denn der Keim zum Verrath lag schon in seiner Seele, als er jenen Vertrag — nicht abschloß, sondern erzwang; und was konnte ein Mann, den auf der einen Seite die Rache trieb, und der auf der andern den Erfolg seiner Unternehmungen als das Werk höherer Willen anschaute, besseres thun, als der Richtung folgen, die ihm durch die Sterne gegeben wurde? In dem ganzen Verfahren Waldsteins ist nichts so merkwürdig, als die Rolle, welche der astrologische Aberglaube in demselben spielt. Er war es eigentlich, der aus der Brust des Oberfeldherrn alle die Gefühle verbannte, die ihn zu einer Anerkennung des Sittengesetzes hätten zurückführen können. Weil kein Vertrauen in ihm war, so sagte er sich auch, daß Er kein Gegenstand des Vertrauens seyn könne; und auf diese Weise in die Gewalt des Naturgesetzes zurückgestürzt, konnte er nur darauf bedacht seyn, wie er seinen Untergang abwenden wollte, wozu es freilich kein besseres Mittel gab, als seine Größe auf den Trümmern des Hauses Habsburg zu befestigen.

Vieles hatte er vorbereitet. Sein Schwager Terzky,

und ein Verwandter desselben, der Graf Kinsky, von Oesterreich wegen seines Kirchenthums verfolgt, waren früh in sein Geheimniß eingeweiht worden und beide zu jedem Opfer bereit, das Waldstein von ihnen fordern würde. Den Feldmarschall Illo und den Croaten-General Isolani für seine Entwürfe zu gewinnen, bediente er sich der List; jenen bewog er, sich in Wien um den Grafentitel zu bewerben, während er den leichten Erfolg dieser Bewerbung hintertrieb, damit Illo mit ewigem Haß gegen Habsburg erfüllt werden möchte; diesen betrog er durch erdichtete Briefe, welche ihm den Verlust des Kommandos ankündigten, während er den Liederlichen gleichzeitig mit Geschenken überschüttete. Alles, was von sittlichen Gefühlen in Waldsteins Brust zurück blieb, bezog sich auf den eben so tapfern als schlauen General der Reiterei, Ottavio Piccolomini; in ihn setzte er das höchste Vertrauen, und weil seine, vom Aberglauben gefärbte Seele das Sittliche nicht zu deuten verstand, so nahm er an, daß er mit Piccolomini durch die Sterne selbst verbunden sei. An ihn ergoß er also den Strom seines Ehrgeizes und seiner Rachsucht, indem er die Undankbarkeit und die tyrannische Gesinnung der Habsburger in den grellsten Farben schilderte. „Um keine zweite Verkleinerung meiner Ehre und meines Rufes ertragen zu müssen — so endigte er — bin ich entschlossen, mein Glück zu versuchen. Ich will mit den vornehmsten Truppen zu dem Feinde übergehen, und mit verbundener Macht die Erbländer so lange befriegen, bis ich sie und des Kaisers eigne Person in meine Gewalt bringe, bis

das ganze Haus Oesterreich nicht allein in Deutschland, sondern überall, wohin diese Monarchie sich erstreckt, völlig vertilgt und mit der Wurzel ausgerottet seyn wird." Die leisen Einwürfe, welche Piccolomini machte, um die Schwierigkeiten eines solchen Werkes anzudeuten, schlug Waldstein durch die Bemerkung zu Boden, daß in wichtigen Dingen nur der Anfang schwer und daß in Anschlägen, wobei alles auf einem frischen Muth beruhe, nur der Zeitverlust gefährlich sei. „Meine Sachen, fügte er hinzu, sind dahin gediehen, daß ich mich dem Glücke nothwendig vertrauen muß; die himmlischen Zeichen fordern mich zur Erhöhung meines Standes auf, und ich will diese erwünschte Gelegenheit benutzen, sollte ich auch nur tausend Pferde zur Unterstützung haben." Sobald Piccolomini sah, daß Waldstein entschlossen war, hüllte er sich in Schweigen und Verstellung, und um jedem Verdachte zu entrinnen, ließ er es nicht an Klagen über den Hof des Kaisers fehlen. Wie vollständig Waldstein getäuscht war, das zeigte sich, als Trzky vor Ottavio Piccolomini warnte, den er einen Fremdling und einen Mißgünstigen nannte. Denn kalt erwiederte Waldstein: „seine Constellation ist die meinige, und weil dem so ist, so kann der Graf mich nicht hintergehn."

Von allen Seiten her gewarnt und den Ausbruch einer großen Verschwörung als sehr nahe befürchtend, suchte Ferdinand der Zweite das Ungewitter dadurch von sich abzuleiten, daß er Maximilian von Waldstein nach Pilsen sendete, um durch die Stimme der Verwandtschaft auf den Generalissimus zu wirken. Maxi-

milian von Waldstein war ein Neffe des Herzogs und hatte den Auftrag, diesem zu sagen: „noch habe kein Argwohn in der Seele des Kaisers Wurzel gefaßt, noch nichts sein Herz von dem Oberfeldherrn abwendig gemacht; vor allen fühle sich Ferdinand ihm verpflichtet und deshalb wünsche er nichts mehr, als die fortdauernde Ueberzeugung von des Herzogs Diensten.“ Der Herzog, der seinen Neffen mit Gelassenheit anhörte, brach, nachdem er geendet hatte, nichts desto weniger in bittere Klagen gegen den Kaiser aus, und zog ein herbes, finsteres Gesicht, als jener nicht aufhörte, den Kaiser und dessen Hof zu vertheidigen.

Was den Generalissimus am meisten gegen die Vorstellungen verhärtete, die ihm von seinem Neffen gemacht wurden, war die Ueberzeugung, daß seine Rolle ausgespielt sei, wenn es ihm nicht gelinge, seine Lage zu verändern. Der Krieg hatte bereits allzu lange gedauert, als daß er mit denselben Mitteln, die ihn bis zum Jahre 1634 unterhalten, hätte fortgeführt werden können. Wohin der Oberfeldherr sich auch wenden mochte: die erschöpften Länder gaben keine Ausbeute mehr, von welcher ein zahlreiches Heer unterhalten werden konnte; in der früheren Uebertreibung der Erpressungen lag das Ende derselben. Mit diesem aber trat auch das allmählige Verschwinden des Ansehens ein, worin Waldstein bis dahin gestanden hatte. Schon kannte er kein wirksameres Mittel, seine vornehmsten Generale an sich zu fesseln, als — die Aussicht, die er ihnen auf den Erwerb großer Herrschaften eröffnete. So sollte Terzky

Mähren, Gallas die Herzogthümer Glogau und Sagan, Piccolomini Glatz und die Slawatischen Güter erhalten. Der Mann, welcher seinen vornehmsten Werkzeugen so ansehnliche Geschenke verhieß, mußte, um ihnen Wort zu halten, vor allen Dingen auf die eigene Bereicherung bedacht seyn. Darum machte Waldstein dem Grafen von Trautmannsdorf, als er diesen in den Zeiten der höchsten Krisis besuchte, kein Geheimniß aus seinen Forderungen. „Ich kann mich, sagte er zu ihm, mit nicht weniger abfinden lassen, als mit der Ober- und Unterlausitz, der Neumark, den Herzogthümern Glogau und Sagan, welche der Kaiser, sammt dem Herzogthume Friedland, von der Erbunterthänigkeit frei machen und dem obersächsischen Kreise einverleiben muß.“ Mit Einem Wort: ein Bankerot war nahe und es handelte sich um die Frage, wer die Schande desselben tragen sollte. Waldstein wollte sie nicht auf sich nehmen, und Ferdinand der Zweite hatte große Lust, seine Augen vor der Nothwendigkeit desselben zu verschließen.

Als Waldstein nun immer mehr einsah, daß er das Opfer werden sollte, ging er, wie es in Fällen der Verzweiflung gewöhnlich ist, täglich rücksichtsloser zu Werke. Er nannte dem Kaiser die Generale nicht mehr, die er anstellen wollte, sondern ging, unbekümmert um die Gesinnung des Hofes, und in der unverkennbaren Absicht, diesem immer furchtbarer zu werden, seinen eigenen Gang, als Souverän. Noch mehr: um die Zahl seiner Vertrauten zu verringern, erhöhete er die Macht einzelner Generale bis zur Furchtbarkeit.

So erhielt Terzky, zum General der Reiterei erhoben, fünf Regimenter Curassiere, zwei zu Fuß und ein Dragoner-Regiment.

Nach solchen Handlungen mußte nichts so sehr auffallen, als der Kriegsrath, zu welchem er seine Generale auf den 21. Jan. 1634 nach Pilsen berief. Die meisten stellten sich wirklich ein. Der Herzog selbst erschien nicht in der Versammlung. Illo, dem es nicht an natürlicher Beredsamkeit fehlte, hatte den Vortrag übernommen, und entledigte sich seines Geschäfts auf eine Weise, daß es scheinen mußte, als läge die zu beseitigende Schwierigkeit weniger in den Dingen, als in dem bösen Willen des Kaisers und seines Hofes gegen den Oberfeldherrn. Es war nicht schwer, Männer, welche über das, was Lebensverhältnissen zum Grunde liegt, wenig nachgedacht hatten, für Waldsteins Sache zu gewinnen, die, so lange er an der Spitze stand, auf eine unverkennbare Weise die ihrige war. Sie beantworteten also alle ihnen vorgelegte Fragen zum Vortheil des Generalissimus, den sie bitten ließen, die Seele des Heeres zu bleiben, das ohne ihn sogleich zu Grunde gehen würde. Doch Illo, der diese Bitte vorzutragen übernahm, kam mit scheinbarer Bestürzung in die Versammlung zurück, um ihr anzuzeigen, daß der Generalissimus entschlossen sei, nicht länger einem Undankbaren zu dienen. Der Redner fügte hinzu: „nur unmögliche Dinge würden dem Herzog von dem kaiserlichen Hofe aufgebürdet; und wenn er nicht sogleich gehorche, so verfolge man ihn. Die Spanier hätten ihm mit Gift beizukommen gesucht; und da ihnen dies nicht

gelungen wäre, so hätten sie die kaiserlichen Minister und Räthe auf ihre Seite gebracht und trachteten nun mit allen Kräften dahin, den König von Ungarn an die Spitze des Heeres zu bringen, wobei sie nichts anders beabsichtigten, als die Grundfeste ihrer Monarchie in diesen Ländern zu errichten, die deutsche Freiheit aufzuheben und das heilige römische Reich, wider die alten Privilegien, erblich zu machen. Darum wollten sie den Herzog von Friedland entnerven; darum wäre unter einem scheinbaren Vorwande befohlen, den größten Theil des Heeres nach Baiern zu führen, ungeachtet der vorhandenen harten Winterzeit, und wie allgemein es auch bekannt sei, daß jener Kurfürst den Soldaten hart und übel zu begegnen pflege. In den kaiserlichen Landen sei weder Geld noch Volk zu haben; der Kaiser selbst sei nur ein Raub der Jesuiten, die, unter dem Deckmantel der Religion, alles Geld verschlürften. Mit ihnen plündern die kaiserlichen Minister die den Soldaten angewiesenen Länder. Der saure Schweiß der Soldaten werde zur Befriedigung ihrer Lüste verschwendet. Wohin diese kämen, Quartiere zu begehren, da thäte man nicht anders, als ob sie Türken oder Tartarn wären. Durch dies alles nun sehe der Herzog von Friedland seine Ehre gefährdet; denn es werde ihm unmöglich gemacht, den Kriegsknechten zu halten, was er ihnen vielmals versprochen. So wolle er denn die Armada verlassen und seiner Gesundheit warten, ehe er mit Schimpf und Schande von neuem verstoßen werde. Doch wünsche er hierüber der Obersten Wohlmeinen und treuherziges Mitleid zu vernehmen."

Daß diese Rede keinen schwachen Eindruck machte, läßt sich leicht denken; Illo aber verstärkte ihn noch dadurch, daß er die Versammlung fragte: „was, in ihrer Ansicht, das Schicksal eines Jeden seyn würde, wenn der Herzog ausschiede — er, auf dessen Zusprechen jeder Anführer sein Regiment aus eigenem Säckel errichtet habe?“

Alle, bis auf Piccolomini, empfanden, daß Illo nicht Unrecht hatte, wenn er sie zu Grunde gerichtete Cavaliere nannte; alle erklärten demnach, daß der Herzog bei ihnen verharren müsse. Ihn dringend um diese Gefälligkeit zu ersuchen, wurden Abgeordnete an ihn geschickt. Doch Waldstein wankte nicht in seiner Verstellung und seine Weigerung setzte die Versammlung in nicht geringe Verlegenheit. Eine zweite Gesandtschaft, welche noch dringender flehete, erreichte endlich, daß er zu bleiben versprach, doch nur um zu sehn: „welche Bezahlung, welcher Unterhalt dem Heere zu Theil werden würden.“ Als dies der Versammlung gemeldet war, nahm Illo das Wort, um zu sagen: „der Feldherr werde sich zwar ohne Vorwissen der Generale und Obersten nicht von dem Heere entfernen; dagegen verlange er aber, daß sie sich sämmtlich und Jeder insbesondere, statt eines körperlichen Eides, verpflichten sollten, getreu bei ihm auszuhalten, sich nicht von ihm zu trennen, oder trennen zu lassen, nach Möglichkeit zu fördern, was ihm und dem Heere fromme und Alles für ihn bis zu dem letzten Blutstropfen aufzuopfern.“

Jetzt trat der Rittmeister Neumann, welcher Schreiberdienste bei Waldstein versah, mit einer in

diesem Geiste abgefaßten Urkunde hervor, welche den Generalen und Obersten zur Unterschrift vorgelegt wurde. Der Rittmeister fügte hinzu: „sie brauchten ihre Unterschrift wegen ihrer Treue gegen den Kaiser nicht zu verweigern; denn ihre Gelübde gegen den Herzog von Friedland, würden beschränkt durch die Clausel, daß sie gültig seyn sollten, so lange der Herzog im Dienste der kaiserlichen Majestät verbleiben, und sie zu diesem Dienste brauchen würde.“ Und dies geschah in demselben Augenblick, wo Illo die sämmtlichen Generale und Obersten zu einem glänzenden Banket führte. Der Sitte dieser Zeit gemäß, ward in Wein geschwelgt. Sobald nun die Köpfe erhitzt waren, ging die Urkunde zur Unterschrift umher. Viele unterzeichneten, ohne sie gelesen zu haben, bis einige die Entdeckung machten, daß die von dem Rittmeister Neumann angekündigte Clausel in der Urkunde fehlte. Da diese ihre Unterschrift verweigerten, so trat Illo mit der Bemerkung ein: „daß, da des kaiserlichen Dienstes im Eingange gedacht worden, an etlichen Worten, welche vermißt werden könnten, wenig gelegen sei.“ Als nun gleichwol die Weigerung fortdauerte, zog Trzky seinen Degen und schimpfte auf die Schelme, die es nicht mit Waldstein halten wollten. Dasselbe thaten alle, die bereits unterzeichnet hatten, und nun ward keine Unterschrift mehr verweigert. Nur Piccolomini trat aus der Verstellung hervor, worin er sich so lange behauptet hatte. Berauscht von dem starken Wein, den er genossen hatte, brachte er, in der Rechten den blanken Degen, in der Linken einen großen Becher, die Gesundheit des Kaisers

aus. Glücklicher Weise für ihn hielt man diese Gesundheit für Spott, weil in demselben Augenblicke die Ueberladung des Magens hervorbrach.

Beleidigt von der Weigerung einiger Obersten, unbedingt zu unterschreiben, ließ Waldstein am folgenden Tage die ganze Versammlung zu sich rufen. Was er ihr sagte, war nur darauf berechnet, sie in dem Wahne zu bestärken, daß er nichts für sich, wohl aber alles für das Heer wolle. Die Generale und Obersten baten ihn demnach: „nicht zu tief zu beherzigen, was von etlichen Wenigen beim Trunke vorgegangen, da sie jetzt in ihrer Nüchternheit des einhelligen Willens wären, die Schrift zu unterzeichnen.“ Von neuem beschworen sie ihn, daß er bei ihnen bleiben möchte; von neuem gelobten sie ihm Anhänglichkeit bis in den Tod. Unter Schmerzgefühl und halber Weigerung schien er endlich anzunehmen, was er in seinem Innern glühend wünschte. Illo brachte darauf drei neue Abschriften der Urkunde, weil viele Namen, im Weinrausch oder mit Absicht, unleserlich geschrieben waren, und alle drei wurden, bei verschlossenen Thüren, von zwei und vierzig Befehlshabern unterzeichnet. Der älteste General des Fußvolks, der der Reiterei und der Anführer der Kroaten, erhielten jeder ein Exemplar mit den Unterschriften.

Um nicht allzu lange bei dieser Verschwörung zu verweilen, wollen wir die Begebenheiten, welche die Entwickelung derselben herbeiführten, so kurz als möglich fassen.

Die beiden Feldmarschalle Altringer und Colloredo, und der General-Lieutenant Gallas hatten sich nicht zu

Pilsen eingefunden; Altringer war mit verstellter Krankheit zu Frauenburg geblieben. Ihn in die Verschwörung zu ziehen, erbot Piccolomini sich, zu ihm zu eilen; und Waldstein, der Jedem mißtraute, vertraute ihm. Durch Piccolomini zuerst von der Verschwörung unterrichtet, flog Altringer nach Wien, den Kaiser zu warnen. Wie sehr erschrack Ferdinand der Zweite, als er erfuhr, was gegen ihn und sein Haus im Werke sei! Im geheimsten Rath, am frühen Morgen, wurde Friedlands Verrath als unbezweifelt anerkannt; und sogleich erging an die treuen Generale der Befehl, den Herzog nebst Terzky und Illo zu verhaften, und, wenn dies nicht möglich wäre, sie zu tödten. An Gallas, der inzwischen nach Pilsen gegangen war, wurde das Patent von Waldsteins Absetzung geschickt, und ein kaiserlicher Befehl berechtigte ihn zur Uebernahme des Oberbefehls.

Inzwischen hatte Waldstein die alten Unterhandlungen mit den Schweden wieder angeknüpft und diesen Tag und Stunde seines Abfalles von dem Kaiser angezeigt. Hier widerfuhr ihm, was Treulose unter allen Umständen zu erwarten haben: er fand nur halben Glauben. Obgleich Oxenstierna Waldsteins Antrag nicht von der Hand weisen wollte, so fand er doch für gut, mit Vorsichtigkeit darauf einzugehen. Die natürliche Folge davon aber war Zeitverlust. Während sich also Waldstein mit der Erwartung schmeichelte, daß der Herzog Bernhard von Weimar schnell genug vorrücken würde, um ihn in den Stand zu setzen, daß er noch im Laufe des Febr. den böhmischen Thron besteigen könne, sah er Prag an den Obersten Suys übergehen

und alle umliegenden Regimenter sich für den Hof erklären. Zugleich erklärte ein offenes Mandat ihn für einen Verräther. Indem er nun alles von Altringer, Gallas und Piccolomini zu fürchten hatte und selbst zu Pilsen wie ein Verpesteter geflohen wurde, begriff er, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als sein Hauptquartier zu verlassen, um sich den Schweden und Sachsen zu nähern. Dies geschah zwei Tage vor dem 24. Febr., den er zu seiner Krönung in Prag bestimmt hatte. Er begab sich also nach Eger; aber seine Begleitung war soweit entfernt eine kriegerische Macht zu seyn, daß sie höchstens für ein glänzendes Gefolge gelten konnte. Und bei diesem Gefolge befand sich das Dragoner-Regiment des Obersten Buttler, den Gallas für den Kaiser gewonnen hatte.

Den 24. Febr., Nachmittags um 4 Uhr, traf Waldstein zu Eger ein; und da nicht mehr als drei Dragoner-Regimenter ihn dahin begleitet hatten, so mußte er sich selbst als von seiner Höhe herabgestürzt erscheinen. Doch ahnete ihm schwerlich, daß er seinem Tode so nahe sei.

Kaum war Buttler in Eger angelangt, als er sich auf die Citadelle begab, um seine schottischen Landsleute, Gordon und Leßlie, welche daselbst den Befehl führten, aufzusuchen. Seine Absicht war, sich mit beiden zur Ermordung des Feldherrn zu verbinden, und er erreichte dieselbe, wiewohl nicht ohne allen Widerstand von Seiten Gordons, der sich dem Herzog von Friedland verpflichtet hielt. Knieend beschworen alle drei mit gezogenen Schwertern den Bund, den sie so eben geschlossen hatten, wobei sie darüber einig wurden, daß keine

Zeit zu verlieren sei, weil die Schweden in der Nähe wären und Eger ihnen überliefert werden sollte.

Am folgenden Tage versuchte Illo, die Verschwornen für die Sache des Herzogs zu gewinnen. Sie forderten einen Tag Bedenkzeit; machten aber dabei eine so gute Miene, daß Illo, Trzky, Kinsky und Neumann Gordons Einladung zu einem Abendessen unbedenklich annahmen. Unmittelbar vor dem Mahle verstärkten sich die Verschworenen durch mehrere Offiziere, unter welchen der Oberstwachtmeister Geraldin und der Hauptmann Walther Deveroux die vornehmsten waren. Jene stellten sich ein. Man setzte sich zu Tische, und da die Absichten des Feldherrn Gemeingut geworden waren, so ergoß man sich bald in Schmähungen gegen Oesterreich. Unterdeß schlich Geraldin mit dreißig Dragonern, die lauter Irländer waren, in die Citadelle, und besetzte, nachdem die Diener sich entfernt hatten, die Zugänge zum Speisesaal. Auf ein Zeichen, von Leßlie gegeben, tritt er plötzlich aus einem Nebenzimmer mit der Frage: wer ist gut Kaiserlich. Kinsky, Trzky und Illo erblassen, als ihr Wirth mit Buttler und Leßlie aufspringt und Es lebe Ferdinand! ruft. Beinahe in demselben Augenblick sind jene niedergehauen; und Neumann, der in den Vorsaal entkommen ist, stirbt auf gleiche Weise, weil er das von Waldstein gegebene Losungswort St. Jacob! gesprochen hat. So fallen diese, wie vom Blitz getroffen.

Die Todesgefahr, worin Buttler, Gordon und Leßlie schwebten, bestimmte sie, den Oberfeldherrn auf gleiche Weise zu überraschen. Dieser hatte sich, nach

einer Unterredung mit Seni, so eben zu Bette begeben, als Deveroux, nachdem die Straßen um Waldsteins Wohnung her mit buttlerschen Dragonern besetzt waren, mit andern sechs Erprobten eintrat und unaufgehalten bis zum Schlafzimmer kam. Der Kammerdiener, der ihm zuflüsterte, daß der Herzog schlafe, wurde auf der Stelle niedergestochen. Aufgeschreckt durch den Knall eines losgegangenen Gewehrs, öffnet Waldstein, gänzlich ausgekleidet, die Thüre, um zu sehen, was geschehen ist. Die Mörder dringen ein. Der Herzog tritt zurück, und lehnt sich an das Fenster. „Bist du der Schelm, schreit Deveroux ihn an, der Sr. kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Dafür mußt du sterben!“ Mit ausgebreiteten Armen empfängt Waldstein den Stoß, der seine Brust durchbohrt, und kein Wort, kein Seufzer begleitet seinen letzten Athemzug.

So endigte der furchtbare Waldstein, nachdem er noch vor wenigen Jahren das Schrecken aller deutschen Fürsten und bis zum letzten Augenblick ein Gegenstand der Eifersucht für seinen Kaiser gewesen war: ein auffallendes Beispiel von der Hinfälligkeit jeder menschlichen Größe, die keine andere Grundlage hat, als — Eigensucht und Verstand. Ferdinand unter allen Umständen sich selber gleich, weihete dem Schicksale seines Feldherrn eine Thräne und ließ für den Ermordeten zu Wien dreitausend Seelenmessen lesen; ermangelte aber zugleich nicht, Waldsteins Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Rittergütern und Dignitäten zu belohnen.

An den Platz des Ermordeten trat der Erzherzog Ferdinand, des Kaisers ältester Sohn, den Ungarns Stände bereits als ihren König anerkannt hatten. Doch schmückte dieser Prinz den wichtigen Posten eines Oberfeldherrn nur mit seinem Namen und mit dem Ansehn seines Hauses; die Verrichtungen übernahm der Graf von Gallas, der von jetzt an die Seele des kaiserlichen Heeres war.

Die Vertreibung der Schweden aus Baiern und Franken, — diese Aufgabe, welche Waldstein nicht gelöset hatte, weil der Kurfürst von Baiern das Opfer seines persönlichen Hasses werden sollte — war, von jetzt an, die zu überwindende Schwierigkeit. Verstärkt durch die Hülfsvölker, welche der Herzog von Lothringen und der Cardinal-Infant dem Kaiser zuführten, begann Gallas seine Unternehmungen mit der Belagerung der Stadt Regensburg; und obgleich Bernhard von Weimar bis ins Innerste Baierns eindrang, um den Feind von jener Stadt abzuziehen, so verfehlte er doch seine Absicht: denn Regensburg ergab sich, nach einem hartnäckigen Widerstande, dem Sieger, um noch größeren Uebeln zu entgehen. Dasselbe that Donauwerth, nicht lange darauf. Fielen so die Reichsstädte, eine nach der andern, in die Hände des Kaisers, so war es um das Ansehn der protestantischen Parthei, vorzüglich aber um das Ansehn der Schweden geschehen, deren vornehmste Stütze diese Städte waren. Dies beherzigend, wollte Bernhard von Weimar, nachdem er sich durch die Schweden unter General Horn verstärkt hatte, der schwäbischen Reichsstadt Nördlingen das Schicksal von Regensburg und Donauwerth ersparen. Er zog demnach nach Schwa-

ben, wohin die Kaiserlichen bereits vorgedrungen waren. Eine Schlacht war im Anzuge; ihr Gegenstand war der Entsatz von Nördlingen. General Horn ließ nicht ab, vorzustellen, daß, um mit einiger Sicherheit zu schlagen, noch die Truppen des Generals Craz und des Rheingrafen Otto Ludwig erwartet werden müßten. Doch taub gegen diesen Rath, begann Bernhard von Weimar den 7. September 1634 die Schlacht mit einem Angriff auf die von den Kaiserlichen besetzte entscheidende Anhöhe. Einmal nach einander werden die Schweden zurückgeschlagen. Ein auffliegendes Pulverfaß bringt Unordnung in ihre Schaaren. Die kaiserliche Reiterei bricht in die zerrissenen Glieder. Bald wird die Flucht allgemein und die Schlacht endigt damit, daß General Horn gefangen wird, daß Bernhard von Weimar sich mit Mühe nach Frankfurt rettet, daß mehr als 12000 Schweden auf dem Wahlplatz bleiben und daß 80 Kanonen, gegen 4000 Wagen und 300 Standarten in die Hände der Kaiserlichen fallen.

Dieser Ausgang einer mit Tollkühnheit unternommenen Schlacht veränderte plötzlich die Lage der Sachen. Da es keinen Widerstand mehr gab, so überschwemmten die Kaiserlichen Schwaben und Franken, gleich einem Bergstrom, der sich in die Ebene ergießet, und die Zerstörungen, welche sie anrichteten, die Mißhandlungen, welche sie sich erlaubten — Mißhandlungen, welche so weit getrieben wurden, daß die Kroaten sogar die verwittwete Herzogin von Würtemberg, eine siebzigjährige Frau, zu Nürtingen an den Haaren schleifen — verbunden mit dem Schrecken, der sich nach allen

allen Seiten hin verbreitete, brachten zunächst die Wirkung hervor, daß der Kurfürst von Sachsen dem Bündniß entsagte, worin er bisher mit den Schweden gestanden hatte, und sich in die Arme des Kaisers warf.

Johann George war des Bündnisses mit den Schweden längst überdrüßig; es hatte ihm die Lausitz gekostet, auch war keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er bei einem dereinstigen Friedensvertrage auf Kosten des Kaisers werde vergrößert werden. Vortheilhafter schien es ihm also, dem Sieger bei Nördlingen mit Anerbietungen entgegen zu kommen, die sein Uebergewicht verstärken mußten. Die einzigen Bedingungen, welche er machte, waren: „daß ihm die Lausitz als ein böhmisches Lehn abgetreten und daß die Kirchenfreiheit noch auf 40 Jahre gestattet würde." Ferdinand wies diese Bedingungen nicht zurück. Den 22. Novbr. — also etwa zwei Monate nach der Schlacht bei Nördlingen — wurden die Präliminarien zu Pirna unterzeichnet; und auf diese wurde im folgenden Jahre ein Friede gebauet, dessen vornehmste Artikel folgende waren: „das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen August von Sachsen, und Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm; von dem magdeburgischen Gebiet werden vier Aemter abgerissen und an Kursachsen verschenkt; Christian Wilhelm von Brandenburg soll auf eine andere Weise entschädigt werden; die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie dem Frieden beitreten, ihr Land zurück; Donauwerth erhält seine Reichsfreiheit wieder; was die auswärtigen Mächte (Schweden und Frankreich) sich zugeeignet haben, wird ihnen mit gesammter Hand wie-

der abgenommen; die Kriegsvölker aller contrahirenden Theile werden zu einer einzigen Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat."

Dieser Friede wurde den 30. May 1635 zu Prag unterzeichnet. Ausgeschlossen von demselben waren Baden, Pfalz und Würtemberg, als Länder, in deren Besitze Oesterreich fürs Erste noch bleiben wollte, um Frankreich desto freier die Stirn bieten zu können; ausgeschlossen waren ferner die Reformirten. Was in dieser doppelten Hinsicht mangelte, erschien um so mehr in dem Lichte eines Fehlers, weil die Kirchenfreiheit wiederum nur provisorisch war, da doch, wenn Deutschland jemals zu einer bleibenden Ruhe gelangen sollte, vor allen Dingen das Daseyn einer evangelischen Kirche gesetzlich anerkannt werden mußte. Nicht als ob die protestantischen Fürsten dies weniger begriffen hätten, als Diejenigen, welche am lautesten darüber wehklagten; allein, indem ein Zeitraum von vierzig Jahren sich ihnen als eine Periode von Erholung darstellte, wurden mehrere von ihnen geneigt, sich nach dem Beispiele Johann George's mit dem Kaiser zu versöhnen: der Kurfürst von Brandenburg, weil Ferdinand, dessen Anwartschaft auf Pommern genehmigte, die Herzoge von Weimar, Braunschweig und Mecklenburg, so wie auch die Fürsten von Anhalt und die Hansestädte, weil sie des Krieges überdrüssig waren. Alle diese schlossen sich dem Prager Bündniß an. Nicht so der Landgraf Wilhelm von Hessen. Mit dem Schwerte in der Hand, hatte er in Westphalen schöne Länder erobert, die er zu behalten

wünschte, aber wieder herausgeben mußte, wenn es zum Frieden kam. Noch weniger war Bernhard von Weimar geneigt, dem Prager Vertrage beizutreten; denn durch die Schlacht bei Nördlingen waren alle Aussichten für ihn verdunkelt worden, und es bedurfte eines neuen Umschwungs der Dinge, um sie wieder aufzuhellen.

Doch wer am meisten Ursach hatte, den Prager Frieden zu hassen, war Schweden. Wirklich zeigte sich die Kurzsichtigkeit der Paciscenten in Beziehung auf diese Macht am auffallendsten. Wie hätte je vorausgesetzt werden können, daß Oxenstierna, nachdem sein Vaterland so große Opfer dargebracht hatte, in einen Frieden willigen würde, nach welchem es ohne allen Lohn, ohne allen Dank, gleich einem verhaßten Eindringlinge, aus Deutschland scheiden sollte! Zwar ließ der Kurfürst von Sachsen ein Wort von dritthalb Millionen Gulden als Schadloshaltung fallen; allein, da die Schweden von ihrem Eigenen bei weitem mehr zugesetzt hatten: so mußte eine schimpfliche Abfindung mit Geld ihren Eigennutz eben so kränken, als sie ihren Stolz beleidigte. Man kann nicht sagen, daß den Anordnungen des Prager Friedensvertrages der Wunsch zum Grunde lag, den Krieg um jeden Preis fortzusetzen; wenn dies aber der Fall gewesen wäre, so würden jene Anordnungen das wirksamste Mittel gewesen seyn.

In der Behandlung, welche Schweden erfahren sollte, war Eins aus der Acht gelassen, nämlich daß sie die stärkste Aufforderung zum Widerstande enthielt und daß ein patriotischer Minister, wie Oxenstierna, da Mittel findet, wo Geist- und Herzlose verzweifeln.

Verlassen von der protestantischen Parthei in Deutschland, begab sich Oxenstierna nach Frankreich, um die Bande, welche sein Vaterland seit dem Vertrage von Bärwalde mit Frankreich vereinigten, enger zusammen zu ziehen. Dies aber gelang auf eine wunderbare Weise, indem der Cardinal Richelieu, (die Seele der französischen Regierung,) nach Beseitigung aller der Hindernisse, welche seine innere Verwaltung bis dahin gestört hatten, zu der Ueberzeugung gelangt war, daß Frankreich Lothringen und den Elsaß erobern müsse, um volle Sicherheit für sein politisches Daseyn zu haben. Nichts entschied über das letztere so sehr, als die Lage seiner Hauptstadt; und da diese nicht wohl verändert werden konnte, so mußte Frankreich, wo nicht bis zum Rhein vordringen, doch die eben genannten Länder als Vormauern erwerben. Voll nun von diesem Gedanken, durch dessen Verwirklichung er sich ein ewiges Verdienst um sein Vaterland zu erwerben hoffen durfte, kam Richelieu dem schwedischen Kanzler entgegen; und in dem zu Compiegne geschlossenen Bündniß machte Frankreich (das bisher nur Subsidien, und selbst diese sehr unregelmäßig entrichtet hatte) sich anheischig, auch als kriegführende Macht gegen Oesterreich aufzutreten. Wie nun Oxenstierna nichts Besseres wünschen konnte, so fügte es das Schicksal, daß Frankreich, drei Wochen darauf — der Vertrag von Compiegne war vom 28. April 1635 — an Spanien den Krieg erklären mußte. Die Veranlassung dazu gab die Entführung des Kurfürsten von Trier durch die Spanier. Dieser unglückliche Fürst, entweder aus Klugheit oder aus Ueberzeu-

gung ein Feind des Hauses Oesterreich, hatte franzö-
sische Besatzung aufgenommen; und da die Spanier ihn
dafür in seiner Hauptstadt überfielen und gefangen nah-
men: so konnte Frankreich nicht umhin, ihm Genugthuung
zu geben durch eine Kriegserklärung, welche die natürliche
Folge hatte, daß Spanien sich aus Deutschland zurück-
ziehen mußte, um sich in seinen eigenen Gränzen und
in den Niederlanden zu vertheidigen. Der Krieg ge-
wann also in demselben Augenblick, wo Sachsen einen
Frieden einzuleiten hoffte, an Ausdehnung und Umfang;
und was in Böhmen begonnen war, bewegte, nun nach
17 Jahren, die Länder jenseits der Pyrenäen und der
Alpen. Einen besonderen Vertrag schloß Frankreich
mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der sich bereit
finden ließ, die Rolle eines Condottiere für dasselbe an
der Spitze eines selbst geworbenen Heeres zu überneh-
men, weil das Vertrauen der Schweden zu seinem Ta-
lente dahin war.

Durch die Verträge von Prag und Compiegne war
der ursprüngliche Gegenstand des Krieges aufs Wesent-
lichste verändert. Es handelte sich nicht mehr um die
Zurückführung eines verschmäheten Kirchenthums, das,
wenn es den Bedürfnissen der Gesellschaft genügend ent-
sprochen hätte, nie würde verdrängt worden seyn; es
handelte sich vielmehr um Vertheidigung der Selbststän-
digkeit des deutschen Reichs. An die Stelle der theo-
kratischen Interessen waren kosmokratische getreten: In-
teressen, welche die Wirksamkeit der Jesuiten überflüssig
machten, indem es auf nichts Geringeres ankam, als
sich gegen die vereinigte Macht Schwedens und Frank-

reichs in einem gegebenen Gebiete zu behaupten. Für den Kaiser und den Kurfürsten von Sachsen war die Aufgabe eine doppelte: im Westen sollten die Franzosen an der Eroberung des Elsasses und Lothringens verhindert, im Norden die Schweden über die Ostsee nach der skandinavischen Halbinsel zurückgetrieben werden. In dem großen Umfange des Kriegsschauplatzes und in der Mittelmäßigkeit der Streitmittel lag die Ursache, daß der Kampf eine so lange Dauer gewann.

Im Laufe des Jahres 1635 hatte sich Augsburg nach langem Widerstande ergeben; und auf gleiche Weise waren Würzburg und Koburg an die Oesterreicher übergegangen. Der Heilbronnische Bund hatte sich aufgelöst, und beinahe ganz Oberdeutschland erkannte die Herrschaft des Kaisers, nachdem es seit der Schlacht bei Leipzig der Hauptsitz der schwedischen Macht gewesen war. Diesen Umstand benutzend, verlangte Sachsen die Räumung Thüringens und der Gebiete von Halberstadt und Magdeburg. Die Feindseligkeiten nahmen ihren Anfang, als Johann George die sächsischen Unterthanen durch sogenannte Avokatorien von den schwedischen Fahnen, die sich unter Banner an der Elbe gesammelt hatten, abrief. Längst schon schwierig wegen des rückständigen Soldes, gaben die sächsischen Offiziere dieser Aufforderung Gehör; ein Quartier wurde nach dem andern geräumt. Um nun die Räumung der genannten Gebiete desto sicherer zu bewirken, machte Sachsen eine Bewegung nach Mecklenburg, um, wo möglich, Dömitz zu nehmen und die Schweden von der Ostsee abzuschneiden. Dömitz war von ihnen belagert, als plötzlich Banner erschien, die

Sachsen unter Baudissin angriff, von 7000 etwa 1000 erschlug und eben soviel gefangen nahm. Dies geschah den 22. Oct. 1635. Von dieser Zeit an drängten sich Sachsen und Schweden in der Mark und in Niedersachsen auf und nieder, bis endlich die Schweden den 24. Sept. 1636 bei Wittstock nach einem achtstündigen Gefecht einen vollständigen Sieg errangen. Die Rache, welche sie hierauf an Sachsen nahmen, war fürchterlich; das ganze Land wurde darüber zu Grunde gerichtet, ohne daß der Kaiser, dessen Waffen am Rhein und in Westphalen durch Bernhard von Weimar und den Landgrafen von Hessen hinlänglich beschäftigt wurden, seinem Bundesgenossen Erleichterung verschaffen konnte.

Was Ferdinand dem Zweiten bei weitem mehr am Herzen lag, als das Unglück des Kurfürsten von Sachsen, war die Wahl seines ältesten Sohnes zum römischen König. Da im Jahre 1636 alle Kurfürsten mit ihm ausgesöhnt waren: so erreichte er seinen Zweck gegen das Ende dieses Jahres. Die Wahl geschah den 12. December.

Zwei Monate darauf starb Ferdinand im 59 Jahre seines Alters, erschöpft von körperlichen Leiden. Ein merkwürdiges Schicksal hatte in sofern über ihm gewaltet, als er, in dessen Brust nur friedliche Neigungen waren, während seiner achtzehnjährigen Regierung die Wohlthaten des Friedens nie genossen, das Schwert nie aus der Hand gelegt hatte: ein warnendes Beispiel, daß ein Fürst sanft und menschlich von Natur, aus schlecht verstandener Monarchenpflicht seine Bestimmung, ein Beschützer und Vertheidiger des Wahren und Gerechten zu seyn, gänz-

lich verfehlen, und, in allzu großer Nachgiebigkeit gegen fremde Meinungen und Entwürfe, ein Unterdrücker der Menschheit, ein Feind des Friedens, eine Geißel seiner Völker werden kann. Mehr oder weniger wird dies immer der Fall seyn, so oft es gelingt, die Blicke eines Fürsten nur der Vergangenheit zuzuwenden, und ihn glauben zu machen, daß das Bestehende nur in dieser anzutreffen sei, während das ganze Regierungsgeschäft von einer solchen Beschaffenheit ist, daß die Zukunft dabei nie aus dem Auge verschwinden darf, wenn die menschliche Entwickelungsfähigkeit Achtung finden soll.

Vier Wochen nach Ferdinand dem Zweiten starb der alte Herzog von Pommern, Bogislaw XIV., der letzte seines Geschlechts, das sieben Jahrhunderte an der Ostküste gewaltet hatte. Die Schweden erklärten nun sogleich den Ständen dieses Herzogthums, daß sie alle diejenigen als Feinde behandeln würden, die sich das Geringste mit dem Kurfürsten von Brandenburg zu schaffen machen würden. George Wilhelm, um nicht zur Unzeit nachzugeben, sendete den pommerschen Ständen einen Trompeter mit dem Befehl, die Schweden als Feinde zu behandeln; doch wie hätte er hiedurch etwas bewirken können, da die Schweden Meister des Landes waren und Banner mit schonungsloser Härte verfuhr!

Ferdinand der Dritte hatte während des Feldzuges von 1634 und 35 die Leiden kennen gelernt, welche der Krieg zu verbreiten pflegt, und war daher nicht abgeneigt vom Frieden. Allein die Dinge hatten seit Jahr und Tag eine Wendung genommen, daß die Herbeiführung des Friedens noch schwieriger war, als die

Fortsetzung des Krieges. Das größte Hinderniß lag in der französischen Regierung, die, nachdem sie den Kriegsschauplatz betreten hatte, nicht ausscheiden wollte, ohne ihre Zwecke erreicht zu haben. Im Jahre 1636 hatten Gallas und ein niederländischer General, Namens Johann von Werth, bedeutende Fortschritte auf Kosten Frankreichs gemacht; sie waren in dies Land so tief eingedrungen, daß die Pariser zu zittern angefangen hatten. In den nachfolgenden Jahren wendete sich das Blatt. Dies war die Glanz-Periode Bernhards von Weimar. Nachdem er vier bis fünfmal die Heereshaufen geschlagen hatte, welche der österreichischen Festung Breisach Hülfe bringen wollten, eroberte er den 3. Decbr. 1638 diese wichtige Stadt. Bernhard, welcher damit umging, sich am Rheine einen Staat zu gründen, begriff sehr leicht, daß er Breisach zum Mittelpunkt desselben machen müsse und ließ sich daher von den Einwohnern huldigen. Dies verdroß den Cardinal Richelieu, der Breisach für seine Entwürfe nicht entbehren konnte. Den Herzog von Weimar zum Gefühl seiner Abhängigkeit zurückzuführen, entzog er ihm die bisher bezahlten Hülfsgelder. Dies war indeß nur eine Aufforderung mehr, sich unabhängig zu machen. Bernhard hatte im Jahre 1639 seine Zurüstungen vollendet und stand im Begriff, bei Neuburg über den Rhein zu gehen, als er plötzlich erkrankte und nach vier Tagen (18 Juli) im 35sten Lebensjahre starb — nicht ohne den Verdacht zu erregen, daß er Gift bekommen habe. So war auch dieser Abenteurer ausgeschieden. Des verwaiseten Heeres, an dessen Spitze er gestanden hatte, bemächtigte sich

der Cardinal Richelieu; und indem er den Feldmarschall Guebriant an Bernhards Stelle brachte, gewann er die Aussicht, seine Zwecke nur desto sicherer zu erreichen.

Inzwischen hatte der schwedische General Banner, durch Hatzfeld und Morosini (zwei kaiserliche Generale) aus Sachsen vertrieben, sich über Schwedt nach Pommern zurückgezogen, und daselbst Piccolomini's Angriffen widerstanden. Von Schweden aus verstärkt, wurde er endlich seinem Gegner überlegen, den er nach Böhmen zurück trieb. Was zwischen beiden Ländern in der Mitte lag, empfand jetzt von neuem die Geißel des Krieges, und die letzten Lebensjahre George Wilhelm's, verstrichen unter Bekümmernissen und Entbehrungen. Schwerlich konnte irgend ein deutscher Fürst weniger gelten, als der Kurfürst von Brandenburg in den Jahren 1638 und 1639. Er selbst fühlte dies so sehr, daß er sich nach Preußen zurückzog; dem Vorwande nach, um daselbst einen Landtag zu halten.

In Böhmen angelangt, verübte Banner alle Gräuel des Krieges; seine Absicht schien keine andere zu seyn, als das ganze Königreich in Flammen aufgehen zu lassen; denn in mancher Nacht standen mehr als hundert böhmische Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Brand. So viel Barbarei mußte sich selbst bestrafen. Als tausend Schlösser, Dörfer und Flecken in Asche gelegt waren, konnte sich Banner in Böhmen nicht länger halten. Von Hatzfeld und Piccolomini angegriffen und verfolgt, zog er sich eilfertig über das meißnische Gebirge, und, nach einer Niederlage bei Plauen, sah er sich zu einem Rückzug genöthigt, der bis nach Erfurt ging.

Hier wurde im Jahre 1640 die schwedische Macht ihren Untergang gefunden haben, wenn vortheilhafte Veränderungen sie nicht gerettet hätten. Indem die Herzoge von Lüneburg den Prager Frieden aufgaben, und Bannern dieselben Truppen zuführten, die, wenige Jahre früher, gegen die Schweden gefochten hatten; indem die Landgräfin Amalia von Hessen, deren Gemahl seit dem 4. Sept. 1637, gestorben war, Hülfe forderte, und der Herzog von Longueville mit dem nachgelassenen Heere des Herzogs Bernhard von Weimar herbeieilte, sah der schwedische Oberfeldherr sich in den Stand gesetzt, den Kaiserlichen bei Saalfeld eine neue Schlacht anzubieten. Diese vermied Piccolomini in einer unangreifbaren Stellung. Beide Heere zogen hierauf in das ausgehungerte Hessen, und von da nach den Ufern der Weser, von wo Piccolomini, weil Banner ihn zu überflügeln begann, nach den fränkischen Fürstenthümern zurück ging.

Wie groß auch Frankreichs Neigung zur Fortsetzung des Krieges seyn mochte: die Natur der Dinge führte unwiderstehlich den Frieden herbei, nachdem der Krieg zwei und zwanzig Jahre gedauert, unermeßliche Kapitale zerstört und folglich die Fortsetzung erschwert hatte. Während Banner, im Nov. 1640, seine Winterquartiere im Braunschweigischen aufschlug, wurde zu Regensburg, auf Verlangen der sämmtlichen Kurfürsten, ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört und ein Schluß über Krieg und Frieden gefaßt werden sollte. Die Sache war noch immer nicht leicht, und das, was sie am meisten erschwerte, war die Denkweise der katho-

lischen Parthei, die sich noch immer nicht darin finden konnte, daß die größten Opfer von ihr dargebracht werden mußten, wenn die Reformation als ein Fortschritt in der Civilisation gerechtfertigt werden sollte. Nicht mit Unrecht betrachteten die Protestanten, als sie den Kaiser und den Kurfürstenrath mit so viel Bischöfen und Aebten umstellt sahen, den ganzen Reichstag als eine Verschwörung Oesterreichs und seiner Creaturen gegen die protestantischen Staaten. Vier Monate berathschlagte dieser Reichstag, ehe er die Formel finden konnte, welche dem Frieden zum Grunde gelegt werden mußte; und wie lange würde er noch berathschlagt haben, wenn nicht Banner den kühnen Gedanken gefaßt hätte, Regensburg zu überfallen und den Kaiser sammt allen Reichsfürsten aufzuheben! Ohne Jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verließ er seine Winterquartiere im Lüneburgischen, sobald die Wege und Ströme gefroren waren; und begleitet von dem Marschall von Guebriant, der die französisch-weimarische Armee befehligte, richtete er seinen Marsch durch Thüringen und das Vogtland nach der Donau. Und ehe der Reichstag vor seiner Ankunft gewarnt werden konnte, stand er vor Regensburg. Wie groß war die Bestürzung der Versammlung! Wie eilig schickten sich Alle zur Flucht an! Nur Ferdinand der Dritte behielt seine Besinnung, und seine Erklärung, daß er die Stadt nicht verlassen würde, bestimmte auch die übrigen Glieder des Reichstages zur Ergebung in ihr Schicksal. Wie groß nun auch die Gefahr seyn mochte, worin die Versammlung schwebte, so nahm sich doch ein glücklicher

Zufall ihrer an, indem Thauwetter eintrat. Da die Donau weder trockenen Fußes, noch, wegen des starken Eisganges, zu Schiffe überschritten werden konnte: so sah sich Banner in seinem Entwurfe gehemmt. Den Stolz des deutschen Kaisers zu kränken, begrüßte er Regensburg mit fünfhundert Kanonenschüssen, die glücklicher Weise wenig Schaden anrichteten. Zum Abzug genöthigt, wollte er tiefer in Baiern und von da in das unvertheidigte Mähren eindringen; da aber nichts den französischen Marschall bewegen konnte, ihm auf diesem Zuge zu folgen, so mußte er auf einen förmlichen Rückzug bedacht seyn. Er kam, von Piccolomini verfolgt, über Eger nach Annaburg, von wo er seinen Zug nach Halberstadt fortsetzte. Hier fand er das Ziel seiner Thaten, erschöpft von unmäßigem Genuß und eben so unmäßigen Anstrengungen. Sein Nachfolger im Oberbefehl über die schwedischen Truppen war Leonhard Torstenson.

Je mehr die Zeit vorrückte, desto mehr empfand man die Nothwendigkeit eines baldigen Friedens. Hätte man sich nur über die Bedingungen desselben vereinigen können! Schon nach der Schlacht bei Wittstock, im Jahre 1636, war von Dänemark ein Friedens-Congreß in Vorschlag gebracht worden, der sich zu Hamburg versammeln sollte; doch Frankreich hatte so viele Schwierigkeiten erhoben, daß man nicht einmal die außerwesentlichsten Bedingungen hatte zu Stande bringen können. Dieser Friede sollte nur durch die Macht der Begebenheiten herbeigeführt werden. Im Jahre 1640 war der brandenburgische Kurfürst George Wilhelm in Preußen

gestorben, und sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm, hatte keinen Augenblick verloren, einen Neutralitäts-Vertrag — das Einzige, was er in seiner verzweiflungsvollen Lage erreichen konnte — abzuschließen. Der gewaltige Geist dieses jungen Fürsten — er war, als sein Vater starb, erst zwanzig Jahr alt — zeigte sich in der Methode, womit er zu Werke ging, um seinem Staate eine bis dahin unbekannte Haltung zu geben; und dies geschah zu einer Zeit, wo, nach Banners Tode, die Macht der Schweden in Deutschland auseinander fiel. Auf diesen Wechsel folgte bald ein zweiter. Im Jahre 1642 (4. Dec.) starb endlich auch der Cardinal Richelieu, und die Fronde-Unruhen, welche bald nach seinem Tode eintraten, mußten Frankreich zum Frieden geneigt machen. Die Präliminar-Artikel, über welche man zu Regensburg eins geworden war, hatten, um zur Grundlage einer Friedensunterhandlung dienen zu können, erst nach Madrid gesendet werden müssen; und zwei Jahre verstrichen, ehe die Ratification derselben erfolgte. Endlich wurde die Eröffnung des wirklichen Congresses auf den 11. Jul. 1643 festgesetzt, und zwar so, daß der Kaiser zu Münster mit den Franzosen, zu Osnabrück mit den Schweden unterhandeln sollte. Dabei aber konnte man sich noch immer nicht über einen Waffenstillstand vereinigen. Und da gerade dies die Periode ist, worin Leonhard Torstenson seine Rolle spielte: so müssen wir noch sehen, durch welche Anstrengungen, durch welche Siege er die Geneigtheit zum Frieden verstärkte.

bedürfte es in unseren Zeiten noch eines Beweises, daß der Grund von allen Arbeiten in der Vorstellung des Menschen ist, daß folglich unter allen productiven Arbeiten die geistigen gerade diejenigen sind, ohne welche die anderen gar nicht vorhanden seyn würden: so würde das Beispiel Torstensons zu einem solchen Beweise hinreichen. Dieser General, in Gustav Adolph's Schule erzogen, war um die Zeit, wo ihm der Oberbefehl über das schwedische Heer anvertraut wurde, vom Zipperlein so geschwächt, daß er weder das Reiten noch das Fahren ertragen konnte; er mußte sich in einer Sänfte tragen lassen, wenn er sich von der Stelle bewegen wollte. Gleichwol wirkte er durch die Gewalt seines Geistes so mächtig auf die schwedischen Truppen ein, daß er sie zu den größten Anstrengungen fortriß und auf einem dreimal wiederholten Zuge durch das deutsche Reich, zwei Monarchen und zwei Kurfürsten zittern machte.

Die Kaiserlichen hatten in Schlesien beträchtliche Vortheile über den schwedischen Anführer Stalhantsch erfochten, und ihn nach der Neumark gejagt. Torstenson, der sich im Lüneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog den Geschlagenen an sich und brach, im April 1642, durch die Churmark nach Schlesien auf. Hier nahm er Glogau mit Sturm und wendete sich alsdann nach Schweidnitz, das er ohne Zeitverlust belagerte. Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der zum Entsatz dieser Festung herbeieilte, erfuhr zuerst das Gegengewicht des Torstensonschen Geistes; geschlagen, gefangen, sah er Schweidnitz den 30. Mai

übergehen und starb den folgenden Tag an seinen Wunden. Sobald nun Torstenson das diesseits der Oder gelegene Schlesien erobert hatte, brach er in Mähren ein, eroberte den 4. Juni Olmütz und machte selbst die Kaiserstadt beben. Doch Seuchen, die in seinem Heere ausbrachen, verbunden mit der Achtung, welche das von Ottavio Piccolomini und dem Erzherzog Leopold gesammelte Heer einflößte, bewogen ihn zum Rückzug, den er durch Schlesien und die Oberlausitz nach Sachsen machte. Hier durch frische Truppen verstärkt, erwartete er den nachsetzenden Feind in der Ebene bei Leipzig. Die von den gegenseitigen Heeren ersehnte Schlacht, erfolgte den 2. Nov. auf demselben Boden, den Gustav Adolph vor elf Jahren durch einen entscheidenden Sieg berühmt gemacht hatte. Der rechte Flügel der Schweden trieb den linken der Kaiserlichen in die wildeste Flucht, und nachdem er dem linken der Schweden zu Hülfe gekommen war, erlitten die Kaiserlichen eine Niederlage, worin sie an Todten und Verwundeten beinahe 20,000 Mann, mit 46 Kanonen, und fast 200 Fahnen und Standarten, die Kriegskanzlei und die Kasse einbüßten. Der Ueberrest rettete sich nach Böhmen, während Torstenson vor Leipzig rückte, und nach einer Belagerung von drei Wochen Ergebung erzwang. Diese Stadt kaufte sich von der Plünderung dadurch los, daß sie die schwedische Armee neu bekleidete und außerdem noch drei Tonnen Goldes zahlte.

An der Eroberung Freybergs durch Piccolomini verhindert, brach Torstenson im Frühling 1643 zum zweiten Male in die kaiserlichen Erbstaaten ein, entsetzte

Ol-

Olmütz und bezog, zwei Meilen davon, bei Dobitschau ein so vortheilhaft gelegenes Lager, daß er das ganze Land in Contribution setzen konnte. Er streifte bis vor Wien, während er Thüringen und Franken durch den General Königsmark brandschatzen ließ und das Schrecken der Schwedischen Waffen durch das ganze Reich verbreitete.

Um Hülfe verlegen, wendeten der Kaiser und seine Bundesgenossen sich an den König von Dänemark, der, nachdem er sich von Tilly's und Waldsteins Züchtigungen erholt hatte, nichts eifriger wünschte, als die Schweden an einer Festsetzung im deutschen Reiche zu verhindern, weil diese ihn, mehr oder weniger, in ihre Gewalt bringen mußte. Christian der Vierte ließ sich also bereit finden, seinem gehaßten Nachbarn entgegen zu arbeiten. Schon hatte er mehrere verdächtige Schritte gethan, als die schwedische Regierung den Entschluß faßte, ihm die nöthigen Schranken zu setzen. Das Geheimniß wurde so gut bewahrt, daß die dänischen Minister nicht das Geringste davon erfuhren. Torstenson, welcher den Auftrag erhalten hatte, Schweden gegen Dänemark zu beschützen, brach im Sept. 1643 sein Lager bei Dobitschau ab, ging nach Schlesien zurück, näherte sich unter mancherlei Krümmungen, welche die öffentliche Meinung verwirrten, der Elbe, ließ bei Torgau eine Brücke schlagen, die er nicht paßirte, zog denselben Strom immer weiter hinab, bis er endlich seinem Heere bei Havelberg bekannt machte, daß er gegen die Dänen ziehe. Ueber Braunschweig fiel er ins Holsteinsche ein, das er, wie Jütland, gleich einer Sünd-

fluth überschwemmte. Nur Rendsburg und Glückstadt blei-
ben unerobert. Indeß bringt ein zweites schwedisches
Heer in Schonen ein, das eben so wenig Widerstand
leistet. Um den Krieg nach Fühnen und Seeland zu
wälzen, bedarf es nur des Ueberganges über den klei-
nen Belt. Den schwedischen Anführern fehlt es dazu
nicht an Entschlossenheit; und nur die stürmische Jah-
reszeit vermag den König der Dänen auf seinen Inseln
zu retten.

Als die größte Gefahr vorüber war, erschien Gal-
las, dem, nach Piccolomini's Austritt, der Oberbefehl
zu Theil geworden, im Frühling des folgendes Jahres
an den Gränzen Dänemarks, um Christian dem Vierten
zu helfen. Gallas eroberte Kiel, und hoffte, nach seiner
Vereinigung mit den Dänen, das schwedische Heer in
Jütland einzuschließen. Doch Torstenson drang durch
den unbesetzten Paß zwischen Schleswig und Stapelholm,
ging mit seinem erfrischten Heere den Kaiserlichen ent-
gegen, und drückte sie den ganzen Elbstrom hinauf bis
Bernburg, wo sie ein festes Lager bezogen. Jetzt, über
die Saale hin, kam der schwedische Oberfeldherr ihnen
in den Rücken. Von Sachsen und Böhmen abgeschnit-
ten, wußten sie, nachdem der Hunger sich bei ihnen
eingefunden hatte, sich nur durch die Flucht zu retten.
Die Reiterei, welche nach Schlesien zu entkommen suchte,
wurde bei Jüterbock eingeholt und zerstreut der Rest
des Heeres bei Magdeburg aufgerieben.

Torstenson verfolgte seinen Sieg. Durch die Unter-
generale Axel Lilienstern und Königsmarkt, Kursachsen
und Bremen ängstigend, brach er an der Spitze von 16000

Mann und mit 80 Kanonen in Böhmen ein, wo er den 5. März 1645 bei Jankowitz auf die Generale Hatzfeld und Götz stieß, die mit der größesten Anstrengung ein neues Heer zusammen gebracht hatten. Die Schlacht entbrannte, und nach einem achtstündigen Gefecht lag Götz mit 4000 Todten auf dem Schlachtfelde; Hatzfeld aber wurde mit eben so vielen gefangen und die ganze Artillerie der Kaiserlichen gerieth in die Hände der Schweden. Ferdinand der Dritte, welcher den Ausgang der Schlacht in Prag abgewartet hatte, verlor keinen Augenblick, nach Wien zurückzugehen, von wo er seine Familie und seine Kostbarkeiten nach Grätz sendete. Nie war die Gefahr für das Haus Habsburg größer gewesen. Vereinigt mit dem siebenbürgischen Rebellen Ragotzky, eroberte Torstenson im Fluge ganz Mähren, und streifte bis an die Vorstädte Wiens. Der Widerstand, den Brünn leiste, rettete den Kaiser. Vor dieser Stadt verlor Torstenson den Kern seines Heeres durch ansteckende Krankheit; und da auch Ragotzky nicht Wort hielt, so ging er im August nach Böhmen zurück, wo er selber, von Krankheit erschöpft, den Kommandostab niederlegte und in den Privatstand zurücktrat.

Die Früchte seiner kühnen Unternehmungen blieben nicht aus. Den 23. Aug. schloß der König von Dänemark seinen Frieden mit Schweden, und wenige Wochen darauf erhielt auch Sachsen den Waffenstillstand, um den es demüthig gebeten hatte. Hierdurch waren zwei bedeutende Schritte für die Herbeiführung des Friedens gethan, der mit jedem Tage nothwendiger wurde. Es war allmählig dahin gekommen, daß der

Krieg nicht länger fortgesetzt werden konnte; es fehlte dazu an Menschen, an Pferden, an Geld und Lebensmitteln. Deutschlands Bevölkerung hatte sich um die Hälfte vermindert. Alle Gewerbe lagen darnieder; selbst der Ackerbau, diese erste und nothwendigste aller Beschäftigungen. Eingeäscherte Dörfer, niedergebrannte Schlösser und verwüstete Felder, stellten sich dem Blicke des Wanderers in allen Gegenden dar; und da es keine öffentliche Sicherheit mehr gab, seitdem das Ausland den Bürgerkrieg erhitzte, war es wohl kein Wunder, daß der ehemals ruhige, mit seinem Loose zufriedene Landmann den Pflug verließ und die Zahl der Mordbrenner vermehrte, bloß um sein Leben um einige Tage zu verlängern. Doch war es nicht der Landmann allein, der zum Schwerte griff, weil der Pflug aufgehört hatte ein nützliches Werkzeug zu seyn. Auch der Städter sah sich dahin gebracht, von der Zerstörung leben zu müssen. Müde der Geißel, welche zügellose und räuberische Besatzungen über ihm schwangen, wollte er lieber die Beute theilen, als selbst ein Gegenstand der Plünderung seyn. So ging denn das Heil aus der Größe des Uebels hervor. Die Regierungen mußten friedfertige Gesinnungen annehmen, wenn sie Regierungen bleiben wollten; denn als der Soldat herrschte und seine eigenen Anführer nicht selten bedrohete, galt kein Regent in seinem Lande, und die Rechtmäßigkeit ward ein so abgenutztes Wort, daß man ihrer spottete, und daß die Landesfürsten sich nicht selten in ihren Schlössern verkriechen mußten.

Zwei Dinge verzögerten den Frieden: der Eigennutz

Frankreichs, der an den Schweden zwar Bundesgenossen haben, ihre Vergrößerung in Deutschland aber nicht gestatten wollte, und die Zähheit, womit Oesterreich noch immer auf einen ihm vortheilhaften Umschwung der Dinge rechnete.

Die Franzosen hatten unter Condé und Türenne am Rheine bald gesiegt, bald unterlegen, als, nach Torstenson's Ausscheiden, der Oberbefehl über das schwedische Heer in Gustav Wrangels Hände kam. Dieser General, der hinter Banner und Torstenson keineswegs zurückstand, nahm den Plan seines in der Schlacht bei Lützen gebliebenen Königs, sich über den Lech und durch Baiern einen Weg ins Oesterreichische zu bahnen, wieder auf. Sich bei Gießen mit Türenne vereinigend, überschwemmte er Baiern, das er auf keine Weise verschonte. Maximilian, welcher acht und zwanzig Jahre dem Kaiser treu geblieben war, wankte endlich in seiner Standhaftigkeit. Das Verderben von seinem Lande abzuwenden, wollte er dem Bündnisse entsagen und einen Waffenstillstand eingehen. Dies gerade war es, was Frankreich wünschte; denn die Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück waren so weit gediehen, daß nur der Abfall des Kurfürsten noch fehlte, damit Frankreich alle seine Zwecke erreichen möchte. Anders nahm Gustav Wrangel die Sache. Für ihn sollte der Waffenstillstand mit Baiern die Brücke seyn, die ihn nach Wien führte. Wie sehr er getäuscht war, lag am Tage, als Türenne ihm seinen Beistand versagte und die kurfürstlichen Staaten verließ. Jetzt genöthigt, seinen Plan aufzugeben, wendete sich Wrangel

nach Böhmen. Hier stieß er auf einen neuen kaiserlichen General, Namens Melander von Holzapfel, einen gebornen Hessen, der, in seinem Vaterlande zurückgesetzt, sich nach Oesterreich begeben hatte. Melander vertrieb den schwedischen Oberfeldherrn aus Böhmen, und verfolgte ihn bis nach Hessen.

Maximilian brach unterdeß den eingegangenen Waffenstillstand, und ging aufs Neue zur Parthei des Kaisers über. Ohne den Beistand Frankreichs würde Schweden in eine schlimme Lage gerathen und das Friedenswerk zu Münster und Osnabrück noch einmal unterbrochen worden seyn. Derselbe Türenne, welcher Wrangeln vor Kurzem verlassen hatte, schloß sich also den 23. März 1648 noch einmal an ihn an, um die gebrochene Treue an dem Kurfürsten von Baiern zu rächen. Beide trieben Melandern bis an die Donau vor sich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiserlichen belagert wurde, und schlugen darauf das kaiserlich-baiersche Heer, das sich ihnen bei Susmarshausen entgegen stellte. In dieser Schlacht blieb Melander. Gronsfeld, der baiersche General, dachte nun darauf, Baiern vor einem feindlichen Einbruch zu beschützen. Dies gelang ihm aber eben so wenig, wie Tilly'n; und Wrangel und Türenne gingen über den Lech auf eben dem Punkte, wo Gustav Adolph eingedrungen war. Die Strafe, welche den Kurfürsten hätte treffen sollen, traf nur seine Unterthanen; denn Maximilian hatte sich aufs Neue nach Salzburg geflüchtet. Wrangel drang bis an den Inn vor, um Oesterreich zu bestrafen; doch ein anhaltender Regen,

der jenen Strom in wenigen Tagen so reißend machte, daß alle Versuche, eine Schiffsbrücke zu schlagen, wie oft sie auch wiederholt werden mochten, vergeblich waren, rettete noch einmal die Erblande, wo alles zitterte, weil es keinen General gab, den man einem Wrangel und Türenne hätte entgegenstellen können. Endlich erschien Piccolomini von den Niederlanden her. Doch ehe neue Waffenthaten vollbracht werden konnten, trat der westphälische Friede ein, mit dessen Inhalt wir uns im nächsten Kapitel beschäftigen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Grundlinien einer nicht-metaphysischen Staatswissenschaft.

(Aus dem Französischen *).

Um die Staatswissenschaft auf eine positive Weise zu behandeln, muß eine Grundbedingung erfüllt werden; und diese besteht darin, daß man genau die Gränzen bestimmt, innerhalb welcher, der Natur der Dinge gemäß, alle, auf gesellschaftliche Ordnung abzweckende Gedanken eingeschlossen sind. Mit anderen Worten: in

*) Der nachfolgende Aufsatz ist aus einer vor kurzem in Paris erschienenen Schrift entlehnt, welche den Titel führt: Système de Politique positive. Als Verfasser nennt sich Herr August Comte, ehemaliger Zögling der polytechnischen Schule. Wer nun dieser Herr August Comte auch seyn möge: — denn wir bekennen, nie von ihm gehört oder gelesen zu haben — immer verdient sein Gedanke, die Staatswissenschaft auf Beobachtung und Erfahrung zu gründen, die Beherzigung derer, die bisher in dem Wahne gestanden haben, daß sie, auch ohne diese Grundlage, irgend eine Zuverläßigkeit in sich schließen könne. Am merkwürdigsten hierbei ist, daß, nachdem man sich, so viele Jahre hindurch, in Versuchen, den gesellschaftlichen Zustand durch Constitutionen a priori zu verbessern, abgequält hat, gegenwärtig ein junger Mann aufsteht, welcher zeigt, warum solche Versuche nothwendig unfruchtbar und erfolglos bleiben müssen. Dies ist der wahre Sinn des Système de politique positive; woraus denn, wie sich ganz von selbst versteht, gefolgert wird, daß der Civilisations-Grad, den eine gegebene Gesellschaft in sich schließt, als die einzige echte Quelle jeder Gesetzgebung betrachtet werden muß, indem das, was ihm nicht entspricht, unter allen Umständen entweder überflüssig oder verderblich ist.

Der Herausgeber.

der Staatswissenschaft muß, gerade wie in den übrigen Wissenschaften, die Rolle der Beobachtung von der Rolle der Einbildung genau geschieden und die letztere der ersteren untergeordnet werden.

Um diesen Hauptgedanken in sein volles Licht zu stellen, wird es nothwendig, den allgemeinen Geist der positiven Staatswissenschaft mit dem der theologischen und der metaphysischen Staatswissenschaft zu vergleichen; um aber diese Parallele zu vereinfachen, muß man die beiden letzteren in derselben Betrachtung zusammenfassen: ein Verfahren, wodurch das Resultat nicht verändert wird, weil die letztere nur eine Abstufung der ersteren ist, von welcher sie sich nur durch einen minder ausgedrückten Charakter unterscheidet.

Der theologische und der metaphysische Zustand jeder gegebenen Wissenschaft haben das mit einander gemein, daß die Einbildung darin eine Herrschaft über die Beobachtung ausübt; der einzige Unterschied, der zwischen beiden unter diesem Gesichtspunkte Statt findet, besteht darin, daß in dem ersteren die Einbildung sich an übernatürlichen Wesen und in der letzteren an personificirten Abstractionen übt.

Die nothwendige und stätige Folge eines solchen Zustandes des menschlichen Geistes ist, daß sich der Mensch beredet, in jeder Beziehung der Mittelpunkt des Natur-Systems zu seyn, und dem gemäß eine Macht zu besitzen, wodurch er, auf eine unbegränzte Weise, die Erscheinungen beherrscht. Diese Ueberredung geht unmittelbar aus der von der Einbildung ausgeübten Herrschaft hervor, welche sich mit der organischen Neigung

verbindet, die den Menschen bewegt, sich, im Allgemeinen, übertriebene Vorstellungen von seiner Wichtigkeit und seiner Gewalt zu machen. Eine solche Täuschung bildet den unverkennbarsten Charakterzug dieser Kindheit der menschlichen Vernunft.

Aus dem philosophischen Gesichtspunkte betrachtet, haben die Revolutionen, wodurch die verschiedenen Wissenschaften zu einem positiven Zustande gelangt sind, die allgemeine Wirkung hervorgebracht, diese ursprüngliche Ordnung unserer Ideen umzukehren.

Der Grundcharakter dieser Revolutionen ist nämlich kein anderer gewesen, als das, von der Einbildung geübte Uebergewicht der Beobachtung zuzuwenden. Die Folgerungen haben dem zufolge sich gleichfalls umkehren müssen. Der Mensch ist aus dem Mittelpunkte der Natur herausgetreten, um sich in den Rang zu stellen, den er wirklich in ihr einnimmt. Auf gleiche Weise ist seine Einwirkungskraft in ihre wirkliche Gränzen eingeschlossen, und darauf beschränkt, eine gewisse Zahl von Erscheinungen, die er zu beobachten bestimmt ist, mehr oder weniger, die eine durch die andere zu modificiren.

Es genügt, die vorhergegangene historische Ansicht hinzustellen, damit sie, in Hinsicht aller gegenwärtig positiven Wissenschaften, von Denjenigen für wahr erkannt werde, welche klare Begriffe davon haben.

So hat, in der Astronomie, der Mensch damit angefangen, die Erscheinungen des gestirnten Himmels als solche zu betrachten, die, wenn sie seinem Einflusse nicht unterworfen wären, wenigstens mit allen Einzelheiten seines Daseyns in directen und innigen Beziehungen

ständen; es hat der stärksten Beweisführungen bedurft, und diese haben öfters wiederholt werden müssen, um ihn dahin zu bringen, daß er sich gefallen ließ, einen untergeordneten und unmerklichen Platz in dem allgemeinen System des Universums einzunehmen. Auf gleiche Weise hat er, in der Chemie, Anfangs geglaubt, die innere Natur der Körper nach Herzenslust verändern zu können, ehe er sich darauf beschränkte, die Wirkungen der wechselseitigen Thätigkeit verschiedener Erdsubstanzen zu beobachten. Auch in der Heilkunde glaubte er den Störungen seiner Organisation nach Gutbefinden abhelfen, und selbst den Ursachen der Zerstörung auf eine nicht zu bestimmende Weise widerstehen zu können, bis er endlich erkannte, daß seine Einwirkung nichtig war, wenn sie nicht mit der Thätigkeit der Organisation zusammentraf, und noch vielmehr, wenn sie dieser entgegengesetzt war.

Die Staatswissenschaft ist diesem in der Natur der Dinge gegründeten Gesetz eben so wenig entgangen, als die übrigen Wissenschaften. Der Zustand, worin sie sich bis jetzt immer befunden hat, und worin sie sich noch befindet, entspricht, in der vollkommensten Aehnlichkeit, dem, was die Astrologie für die Astronomie, die Alchemie für die Chemie, und die Auffindung eines allgemeinen Heilmittels für die Heilkunde war.

Zuvörderst springt in die Augen, daß die theologische und die metaphysische Staatswissenschaft, in Hinsicht ihres Verfahrens, darin übereinkamen, daß sie der Einbildung die Herrschaft über die Beobachtung gaben. Unstreitig würde man zu weit gehen, wenn man

behaupten wollte, die Beobachtung sei in der theoretischen Staatswissenschaft gar nicht angewendet worden; allein sie ist nur auf eine untergeordnete Weise angewendet und hat nur den Befehlen der Einbildung gedient, gerade, wie z. B. in der Chemie zur Zeit der Alchemie.

Dies Uebergewicht der Einbildung hat für die Staatswissenschaft nothwendige Folgen haben müssen, welche denen ähnlich waren, deren wir so eben in Beziehung auf die anderen Wissenschaften gedacht haben. Am leichtesten läßt sich dies durch directe Beobachtungen über den gemeinschaftlichen Geist der theologischen und metaphysischen Staatswissenschaft berichtigen, wenn man beide aus dem theoretischen Gesichtspunkte betrachtet.

Der Mensch hat bis jetzt an die unbegränzte Macht seiner politischen Combinationen in Beziehung auf die Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft geglaubt. Mit anderen Worten: das menschliche Geschlecht ist bisher von der Staatswissenschaft als Etwas betrachtet worden, das, unfähig, den Antrieb aus sich selbst herzunehmen, geduldig nur denjenigen annehmen könne, den ein, mit hinreichender Autorität bewaffneter Gesetzgeber ihm zu ertheilen für gut befinde.

Vermöge einer nothwendigen Folge, hat das Unbedingte immer in der theoretischen Staatswissenschaft, diese mochte theologisch oder metaphysisch seyn, geherrscht. Das gemeinschaftliche Ziel, das beide sich setzen, besteht darin, daß jede, in ihrer Weise, den ewigen Typus der vollkommensten gesellschaftlichen Ordnung feststellt,

ohne irgend einen bestimmten Zustand von Civilisation vor Augen zu haben. Beide machen Anspruch auf die Erfindung eines Systems von Einrichtungen, die zu diesem Zwecke führen. Das Einzige, das sie in dieser Hinsicht unterscheidet, besteht darin, daß die erste jede wichtige Abänderung des Planes, den sie gezeichnet hat, förmlich untersagt, während die zweite die Erforschung gestattet, vorausgesetzt jedoch, daß sie dieselbe Richtung nehme. Bis auf diese Kleinigkeit ist ihr Charakter gleich unbedingt.

Dieses Unbedingte wird noch handgreiflicher in ihren Anwendungen auf die practische Staatswissenschaft. Beide sehen in ihrem System von Einrichtungen eine Art von Universal-Medicin, die, mit unfehlbarer Sicherheit, auf alle politischen Gebrechen angewendet werden kann, von welcher Art diese auch seyn, und wie es auch um den wirklichen Civilisations-Grad des Volks stehen möge, dem das Heilmittel zu Gute kommen soll. Auf gleiche Weise beurtheilen beide die Regierungsarten verschiedener Völker in abweichenden Civilisations-Epochen einzig und allein nach ihrer größeren oder geringeren Uebereinstimmung oder Entgegengesetztheit mit dem unveränderlichen Typus von Vollkommenheit, den sie festgestellt haben. So priesen — um ein neues und fühlbares Beispiel anzuführen — die Anhänger der theologischen Staatswissenschaft, wie die der metaphysischen, abwechselnd, und mit wenig Unterbrechung, die gesellschaftliche Organisation Spaniens, als wäre sie der der am meisten vorgeschrittenen Nationen Europas weit überlegen, ohne daß weder die einen, noch die andern

irgend eine Rücksicht nahmen auf den niederen Stand der Spanier in Hinsicht der Civilisation, verglichen mit dem der Franzosen und Engländer, über welche man sie in Betreff ihres politischen Systems erhob. Dergleichen Urtheile, die man leicht vervielfältigen könnte, beweisen handgreiflich, wie sehr es zum Geiste der theologischen und metaphysischen Staatswissenschaft gehört, von dem Zustande der Civilisation gänzlich zu abstrahiren.

In dieser Beziehung darf man, zur Vollendung ihrer Charakteristik, nicht unbemerkt lassen, daß sie, aus ganz verschiedenen Beweggründen, auch darin zusammentreffen, die Vollkommenheit der gesellschaftlichen Ordnung mit einem höchst unvollkommenen Civilisations-Zustande vereinigen zu wollen. Man sieht sogar, daß die consequentesten Anhänger der metaphysischen Staatswissenschaft, wie z. B. Rousseau, dahin gelangt sind, den gesellschaftlichen Zustand, als eine Entartung eines von ihrer Einbildung aufgefaßten Naturzustandes zu denken, was in sich nichts anderes ist, als das metaphysische Analogon der theologischen Idee, die sich auf die Verschlechterung des menschlichen Geschlechts durch die Erbsünde bezieht.

Dies alles bestätigt, daß das Uebergewicht der Einbildung über die Beobachtung in der Staatswissenschaft Resultate gegeben hat, vollkommen ähnlich denen, die es in anderen Wissenschaften hervorbrachte, ehe diese positiv geworden waren. Die unbedingte Aufsuchung der besten Regierungsform, wenn dabei von dem Civilisations-Zustande gänzlich abgesehen wird, steht offen-

bar in gleicher Kategorie mit der einer allgemeinen Behandlung, anwendbar auf alle Krankheiten und auf alle Temperamente.

Will man den allgemeinen Geist der theologischen und metaphysischen Staatswissenschaft auf seinen einfachsten Ausdruck zurückführen: so sieht man, nach allem was bisher bemerkt ist, daß er sich auf zwei wesentliche Betrachtungen zurückbringen läßt. Was seine Verfahrensweise betrifft, so besteht er in der Herrschaft der Einbildung über die Beobachtung. Hinsichtlich der allgemeinen Ideen, welche den Arbeiten die Richtung geben sollen, besteht er einerseits darin, daß er die gesellschaftliche Organisation auf abstracte Weise, d. h. als unabhängig von dem Civilisations-Zustande, auffaßt, andererseits aber darin, daß er den Gang der Civilisation als etwas betrachtet, das keinem Gesetze unterworfen ist.

Nimmt man diesen Geist in umgekehrter Richtung, so muß man nothwendig den Geist der positiven Staatswissenschaft finden, weil nach allem, was oben festgestellt worden ist, dieselbe Entgegengesetztheit zwischen dem Conjectural-Zustande und dem positiven Zustande aller anderen Wissenschaften bemerkt wird. Vermöge dieser geistigen Operation wird man die, in der Vergangenheit beobachtete Aehnlichkeit, nur auf die Zukunft auszudehnen brauchen. Bei Vollziehung dieser Operation aber wird man auf folgende Ergebnisse geleitet.

Zuvörderst muß man, um die Staatswissenschaft positiv zu machen, das Uebergewicht der Beobachtung über die Einbildung bei ihr eben so einführen, wie bei

den übrigen Wissenschaften. Zweitens damit diese Grund-Idee verwirklicht werden könne, muß man auf der einen Seite die gemeinschaftliche Organisation als innig verbunden mit dem Civilisations-Zustande, und selbst bestimmt durch ihn, auffassen; und andererseits den Gang der Civilisation als einem unveränderlichen, auf die Natur der Dinge gegründeten Gesetze unterworfenen, betrachten. So lange die beiden letzten Bedingungen nicht erfüllt werden, kann die Staatswissenschaft nicht den Charakter einer positiven Wissenschaft annehmen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, die Beobachtung nicht den Ausschlag über die Einbildung geben. Wiederum ist klar, daß, wenn jene Bedingungen erfüllt werden, wenn folglich die theoretische Staatswissenschaft ganz in diesem Geiste festgestellt wird, die Einbildung, sich, der That nach, der Beobachtung unterordnen und die Staatswissenschaft positiv werden wird. Auf diese beiden Bedingungen läßt sich demnach alles in letzter Auflösung zurückführen.

So verhält es sich also mit den beiden Haupt-Ideen, welche der Bearbeitung einer positiven Staatswissenschaft zum Grunde gelegt werden müssen. Ihre ungemeine Wichtigkeit bringt es mit sich, sie umständlicher zu betrachten. Es handelt sich hier nicht um einen vollständigen Beweis; denn dieser kann nur das Ergebniß der Arbeiten seyn, die zu Stande gebracht werden sollen. Es ist vielmehr nur die Rede von einer so vollständigen Entwickelung, daß Köpfe, welche darüber zu urtheilen fähig sind, eine Art von anticipirter Berichtigung anstellen können, indem sie jene Ideen mit allge-

gemeinen bekannten Thatsachen vergleichen: eine Berichtigung, welche hinreicht, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Staatswissenschaft wie alle auf Beobachtung ruhende Wissenschaften behandelt werden kann. Unser Hauptzweck wird erreicht seyn, wenn wir dieser Ueberzeugung Daseyn gegeben haben.

Die Civilisation besteht, genau genommen, einerseits in der Entwickelung des menschlichen Geistes, andererseits in der Entwickelung der Einwirkung des Menschen auf die Natur, welche eine Folge davon ist. Mit anderen Worten: die Elemente, aus welchen die Idee „Civilisation" zusammengesetzt ist, sind die Wissenschaften, die Künste und die Betriebsamkeit, das letzte Wort in dem ausgedehntesten Sinne genommen.

Betrachtet man die Civilisation aus diesem bestimmten und elementarischen Gesichtspunkte, so läßt sich leicht wahrnehmen, daß der Zustand der gesellschaftlichen Organisation von dem der Civilisation abhängig ist, und daß er als eine Folge desselben betrachtet werden muß, während die aus der Einbildung herrührende Staatswissenschaft ihn als abgesondert, und sogar als gänzlich unabhängig von demselben, auffaßt.

Der Zustand der Civilisation bestimmt nothwendig den der gesellschaftlichen Organisation, sowohl im Geistlichen als im Weltlichen, d. h. in den beiden wichtigsten Beziehungen. Zuvörderst bestimmt er die Natur derselben; denn er stellt den Zweck der gesellschaftlichen Thätigkeit fest. Ferner schreibt er die wesentliche Form vor; denn er schafft und entwickelt die zeitlichen und geistlichen Kräfte der Gesellschaft, welche bestimmt sind,

die allgemeine Thätigkeit zu leiten. In Wahrheit, es ist klar, daß, da die collective Thätigkeit des gesellschaftlichen Körpers nur die Summe der individuellen Thätigkeiten aller seiner Glieder, gerichtet auf einen gemeinschaftlichen Zweck, seyn kann, diese Thätigkeit ihr Wesen von ihren Elementen hernehmen muß, welche durch den mehr oder minder vorgeschrittenen Zustand der Wissenschaften, der schönen Künste und der Betriebsamkeit bestimmt werden. Es ist nicht minder klar, daß es eine Unmöglichkeit in sich schließt, sich das Daseyn eines politischen Systems als fortdauernd zu denken, das die höchste Macht nicht in den vorwiegenden gesellschaftlichen Kräften fände, deren Natur unveränderlich von dem Zustande der Civilisation vorgeschrieben ist. Was der Vernunftschluß ausspricht, bestätigt die Erfahrung.

Alle Mannigfaltigkeiten gesellschaftlicher Organisation, welche bis jetzt Statt gefunden haben, sind nur mehr oder minder ausgedehnte Modificationen eines einzigen Systems gewesen: des militärischen und theologischen Systems. Die ursprüngliche Bildung desselben war eine in die Augen springende und nothwendige Folge des unvollkommenen Zustandes der Civilisation in diesem Zeitabschnitte. Da die Betriebsamkeit noch in der Kindheit war, so mußte die Gesellschaft den Krieg zum Thätigkeitszweck erheben, besonders wenn man bedenkt, daß ein solcher Zustand der Dinge die Mittel zum Kriege zu eben der Zeit erleichterte, wo er ihn durch die kräftigsten Antriebe, welche auf den Menschen wirken, durch das Bedürfniß seine Kräfte zu üben, und durch das Bedürfniß zu leben, zum Gesetz machte.

Klar ist auf gleiche Weise, daß der theologische Zustand, worin sich damals alle besonderen theologischen Ideen befanden, denselben Character gewaltsam jenen allgemeinen Ideen aufdrang, welche das gesellschaftliche Band zu bilden bestimmt waren. Das dritte Element der Civilisation (die schönen Künste) war damals vorherrschend; und gerade dieses gründete hauptsächlich diese erste Organisation auf eine regelmäßige Weise. Wäre es nicht entwickelt gewesen, so würde sich gar nicht begreifen lassen, wie die Gesellschaft sich habe organisiren können.

Beobachtet man hierauf die allmähligen Modificationen, welche dieses ursprüngliche System bis auf unsere Zeiten erfahren hat, und welche von den Metaphysikern für eben soviel verschiedene Systeme genommen werden: so wird man dasselbe Ergebniß antreffen. Man wird nämlich in allen die unvermeidlichen Wirkungen einer täglich wachsenden Ausdehnung finden, welche das wissenschaftliche und das industrielle Element, die ursprünglich beinahe gar nicht wirksam waren, erworben haben. Auf diese Weise ist der Uebergang des Polytheismus zum Theismus, und später die Reformation hauptsächlich durch die anhaltenden, wenn gleich langsamen Fortschritte der positiven Einsichten, oder mit anderen Worten, durch die Einwirkung der besonderen Ideen auf die alten allgemeinen Ideen bewirkt worden, indem jene, nach und nach, aufgehört hatten, derselben Ordnung anzugehören. Auf gleiche Weise müssen, in zeitlicher Beziehung, der Uebergang von dem Zustande im Römerreiche zu dem Feudal-Zustande, und, noch weit mehr, der Verfall des letzteren durch die

Befreiung der Gemeinen und deren Folgen wesentlich bezogen werden auf die fortschreitende Wichtigkeit des industriellen Elements. Mit einem Wort: alle allgemeine Thatsachen bestätigen die innige Abhängigkeit der gesellschaftlichen Organisation in ihrer Beziehung auf die Civilisation.

Die besten Köpfe, die, welche sich dem positiven Zustande der Staatswissenschaft am meisten genähert haben, fangen heut zu Tage an, dieses Grundprincip zu fassen. Sie fühlen, daß es eine Abgeschmacktheit ist, das politische System abgesondert zu behandeln, und von ihm die Kräfte der Gesellschaft herzuleiten, da es doch die seinigen nur von diesen empfängt, und zwar bei Strafe gänzlicher Nichtigkeit. Mit einem Wort: sie geben bereits zu, daß die politische Ordnung nichts anderes ist, und nichts anderes seyn kann, als der Ausdruck der bürgerlichen Ordnung, was, mit verändertem Ausdruck, andeutet, daß die vorwiegenden Kräfte der Gesellschaft nothwendig damit endigen, leitende zu seyn. Von hier aus bedarf es nur eines Schrittes, um die Unterordnung des politischen Systems hinsichtlich des Zustandes der Civilisation zu erkennen; denn, wenn nicht geleugnet werden kann, daß die politische Ordnung der Ausdruck der bürgerlichen ist: so ist zum Mindesten ebenso einleuchtend, daß die bürgerliche Ordnung selbst der Ausdruck des Zustandes der Civilisation ist.

Ganz unstreitig wirkt die gesellschaftliche Organisation auch von ihrer Seite auf eine unvermeidliche und mehr oder minder nachdrückliche Weise auf die Civili-

kation zurück. Allein dieser Einfluß, welcher nur ein abgeleiteter ist, darf, bei aller seiner Wichtigkeit, die natürliche Ordnung der Abhängigkeit nicht umkehren. Der Beweis, daß es sich mit dieser Ordnung wirklich so verhält, wie wir es angegeben, kann aus dieser Rückwirkung selbst gezogen werden, wenn man sie gehörig ins Auge faßt. Denn die Erfahrung zeigt auf das Standhafteste, daß, wenn die gesellschaftliche Organisation der Civilisation nicht gemäß constituirt ist, die letztere immer damit endigt, den Ausschlag über die erstere zu geben.

Man muß demnach einräumen — und dies ist eine von den beiden Fundamental-Ideen, welche den Geist der positiven Staatswissenschaft bestimmen — daß die gesellschaftliche Organisation, weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit, als abgesondert von dem Zustande der Civilisation betrachtet werden darf, weil sie nur als eine nothwendige Ableitung desselben aufgefaßt werden darf. Wenn man, zur Erleichterung des Studiums, es bisweilen für nützlich erachtet, beide abgesondert zu erforschen: so muß diese Abstraction immer nur als vorläufig gelten; sie darf nie bewirken, daß man die von Natur der Dinge festgestellte Unterordnung aus den Augen verliere.

Die zweite Fundamental-Idee besteht darin, daß die Fortschritte der Civilisation sich nach einem nothwendigen Gesetz entwickeln.

Die Erfahrung der Vergangenheit beweiset, auf eine unwidersprechliche Weise, daß die Civilisation in ihrer allmähligen Entwickelung einem natürlichen und unver-

änderlichen Gange unterworfen ist, der von den Gesetzen der menschlichen Organisation herrührt, und seinerseits das oberste Gesetz für alle politische Erscheinungen bildet.

Es kann hier nicht davon die Rede seyn, die Charaktere dieses Gesetzes aus einander zu legen, und eben so wenig, seine Wirksamkeit durch historische Thatsachen ins Licht zu stellen; dies wird der Gegenstand einer anderen Abhandlung werden. Jetzt handelt es sich nur um einige Betrachtungen über diese Fundamental-Idee.

Die erste von allen aber muß die Nothwendigkeit der Voraussetzung eines solchen Gesetzes fühlbar machen, sofern es sich um Erklärung politischer Erscheinungen handelt.

Alle Diejenigen, die eine gewisse Kenntniß von den merkwürdigsten Thatsachen der Geschichte haben, werden, wie es auch im Uebrigen um ihre speculativen Meinungen stehen möge, darin übereinkommen, daß, wenn man das Ganze des policirten Menschengeschlechts ins Auge faßt, dieses, von den entferntesten Zeiten her bis auf unsere Tage, ununterbrochene und immer wachsende Fortschritte in der Civilisation gemacht hat. In diesem Satze wird das Wort „Civilisation" gerade so genommen, wie wir es oben erklärt haben, und zwar so, daß auch die gesellschaftliche Organisation als Folge darin begriffen ist.

Gegen diese große Thatsache läßt sich für den Zeitraum vom elften Jahrhundert bis auf die gegenwärtige Zeit, d. h. seit der Einführung der Beobachtungs-Wissenschaften durch die Araber in Europa und der Befreiung der Gemeinen, kein vernünftiger Zweifel erheben. Allein jene

Thatsache ist nicht minder unbestreitbar in Beziehung auf den früheren Zeitraum. Wer mit dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft vertraut ist, gesteht unbedenklich, daß die Behauptungen der Gelehrten in Hinsicht der vorgeschrittenen scientivischen Kenntnisse der Alten von aller Wahrheit entblößt sind. Es ist bewiesen worden, daß die Araber sie übertroffen haben. Ebenso, und noch weit mehr, in Hinsicht der Betriebsamkeit, zum wenigsten in allem, was ächte Fähigkeit fordert, und nicht die Wirkung bloß zufälliger Umstände ist. Selbst wenn man die schönen Künste ausnehmen wollte, so würde diese Ausnahme, die sich auf eine natürliche Weise erklärt, dem Satze noch immer die nöthige Allgemeinheit lassen. Was endlich die gesellschaftliche Organisation betrifft, so ist es nur allzu auffallend, daß sie in derselben Periode die größten Fortschritte gemacht hat, theils durch die Einführung des Christenthums, theils durch die Bildung des Lehnwesens, das bei weitem den Vorzug vor den griechischen und römischen Organisationen verdient.

Es ist demnach gewiß, daß die Civilisation anhaltend und unter allen Beziehungen vorgeschritten ist.

Ohne, in Hinsicht der Vergangenheit, den eben so blinden als ungerechten Geist, den die Metaphysik in in Gang gebracht hat, in sich aufzunehmen, kann man, auf der andern Seite, sich nicht entbrechen, anzuerkennen, daß, in Folge des Zustandes der Kindheit, worin sich die Staatswissenschaft bisher befunden hat, die practischen Combinationen, sofern sie auf die Civilisation gerichtet waren, nicht immer die Kraft enthielten, diese

zu fördern, und häufig bei weitem mehr darauf abzweckten, ihren Gang zu hemmen, als denselben zu begünstigen. Es hat Zeiten gegeben, wo die ganze politische Thätigkeit darauf gerichtet war, Stillstand hervorzubringen. Im Allgemeinen genommen, sind dies die Zeiten des Verfalls der Systeme; und um Beispiele anzuführen, nennen wir die des Imperators Julian, Philipps des Zweiten und der Jesuiten, und, in letzter Stelle, die Zeit Bonaparte's. Man erwäge übrigens, nach der vorhergegangenen Erörterung, daß die gesellschaftliche Organisation den Gang der Civilisation nicht regelt, und daß jene vielmehr das Produkt von dieser ist.

Häufige Genesung von Krankheiten, unter dem Einflusse handgreiflich fehlerhafter Behandlungen, hat die Aerzte zur Anerkennung der mächtigen Thätigkeit gebracht, die jeder lebende Körper von selbst ausübt, um die zufälligen Zerrüttungen seiner Organisation zu heben. Auf gleiche Weise zeigt das Vorschreiten der Civilisation, mitten unter ungünstigen politischen Combinationen, klar und deutlich, daß die Civilisation, unabhängig von allen Combinationen, einem natürlichen Gange unterworfen ist, der jene beherrscht. Wollte man dies Prinzip nicht zugeben, so würde man, um eine solche Thatsache zu erklären, und um zu begreifen, wie die Civilisation, anstatt durch die an ihr begangenen Fehlgriffe aufgehalten zu werden, dieselben beinahe immer zu ihrem Vortheil benutzt hat, nach dem Beispiele der theologischen Staatskunst genöthigt seyn, seine Zuflucht zur Voraussetzung einer unmittelbaren und anhaltenden übernatürlichen Leitung zu nehmen.

Uebrigens muß in dieser Hinsicht bemerkt werden, daß man, nur allzu oft, Ursachen, die nur dem Anscheine nach für den Fortgang der Civilisation ungünstig waren, für solche gehalten hat, die es der That nach gewesen seien. Der Grund hiervon ist kein anderer, als, daß selbst die besten Köpfe bisher keine Rücksicht genommen haben auf eins der wesentlichen Gesetze, das sich eben so gut auf das menschliche Geschlecht im Allgemeinen, wie auf vereinzelte Individuen anwenden läßt. Dies Gesetz besteht in der Nothwendigkeit der Widerstände bis zu einem gewissen Grade, damit alle Kräfte vollkommen entwickelt werden. Und diese Bemerkung thut der vorhergegangenen Betrachtung keinen Abbruch; denn, wenn die Hemmnisse nothwendig sind, damit die Kräfte sich entfalten, so bringen jene diese nicht hervor.

Die aus dieser ersten Betrachtung hergeleitete Folgerung würde nicht wenig verstärkt werden, wenn man die merkwürdige Identität in Anschlag brächte, welche in dem Civilisations-Gange verschiedener Völker beobachtet wird, bei denen man, vernünftigerweise, keinen politischen Zusammenhang voraussetzen kann. Nur durch den Einfluß eines natürlichen Civilisations-Ganges, der für alle Völker derselbe ist, weil er von den Fundamental-Gesetzen der menschlichen Organisation, die allen gemein sind, herrührt, kann diese Identität hervorgebracht werden. So hat man z. B. die Sitten des frühesten Griechenlands, wie Homer sie beschrieben hat, bei den wilden Völkern des nördlichen Amerika, in unseren Tagen wiedergefunden, und die bei den Maleyen

beobachtete Lehnsherrschaft hat im Wesentlichen densel-
ben Charakter, wie im elften Jahrhundert in den Staa-
ten Europens. Erscheinungen dieser Art erklären sich
nur auf die angegebene Weise.

Eine zweite Betrachtung kann das Daseyn eines
natürlichen Gesetzes, das bei der Entwickelung der Ci-
vilisation den Vorsitz führt, sehr fühlbar machen.

Giebt man, nach allem, was bisher bemerkt wor-
den ist, zu, daß der Zustand der gesellschaftlichen Or-
ganisation ein nothwendig Abgeleitetes von dem Zu-
stande der Civilisation sei: so kann man dieses zusam-
mengesetzte Element von der Beobachtung des Ganges
trennen; und das, was für die übrigen zum Vorschein
tritt, wird sich auf dasselbe, als Folge, nicht minder
anwenden lassen.

Indem man, auf diese Weise, die Frage so einfach
als möglich ausdrückt, kostet es keine Mühe, um zu der
Wahrnehmung zu gelangen, daß die Civilisation ei-
nem bestimmten und unveränderlichen Gange unterwor-
fen ist.

Eine oberflächliche Philosophie, die aus dieser Welt
eine Bühne von lauter Wundern machen würde, hat
den Einfluß des Zufalls, d. h. der vereinzelten Ursachen
auf die menschlichen Dinge, fürchterlich übertrieben.
Am auffallendsten zeigt sich diese Uebertreibung in Be-
ziehung auf die Wissenschaften und die Künste. Wer
kennt nicht, andere merkwürdige Beispiele mit Stillschwei-
gen zu übergehen, die seltsame Bewunderung, wovon
mehrere Männer von Kopf durchdrungen wurden, so
oft sie an das allgemeine Gravitations-Gesetz dachten,

das sich dem Philosophen Newton durch den Fall eines Apfels offenbarte!

Heut zu Tage wird von allen verständigen Menschen allgemein angenommen, daß der Zufall nur einen unendlich kleinen Antheil an den wissenschaftlichen und industriellen Entdeckungen habe; daß er nur in Entdeckungen, die von keiner Wichtigkeit sind, eine wesentliche Rolle spiele. Allein auf diesen Irrthum ist ein anderer gefolgt, der, wenn gleich in sich selbst minder unvernünftig, dennoch für die Sache selbst beinahe dieselben Nachtheile in sich schließt. Die Rolle des Zufalls ist dem Genie mit beinahe demselben Charakter übertragen worden. Diese Umbildung aber erklärt die Wirkungen des menschlichen Geistes um kein Haar besser.

Die Geschichte menschlicher Kenntnisse beweiset auf das Handgreiflichste, und die besten Köpfe haben es bereits erkannt, daß, in den Wissenschaften und in den Künsten, alle Arbeiten sich, es sei in derselben Geschlechtsfolge, oder von einer Geschlechtsfolge zur andern, dergestalt verketten, daß die Entdeckungen einer Generation die der folgenden eben so vorbereiten, wie sie von den Entdeckungen einer früheren vorbereitet worden sind. Man hat also ausgemittelt, daß die Macht des vereinzelten Genies bei weitem geringer ist, als man sie vorausgesetzt hat. Wer durch große Entdeckungen mit Recht berühmt ist, verdankt den größten Theil seiner Erfolge beinahe immer seinen Vorgängern in der Laufbahn, die er zurücklegt. Mit einem Worte: der menschliche Geist folgt in der Entwickelung der Wissenschaften und Künste einer bestimmten Bahn, welche höher liegt, als die größten geistigen Kräfte, die um mich

so auszudrücken, nur zum Vorschein kommen als Werkzeuge, bestimmt, die auf einander folgenden Entdeckungen zu rechter Zeit zu machen.

Beschränkt man sich auf die Betrachtung der Wissenschaften, die man mit der meisten Leichtigkeit seit den entferntesten Zeiten in ihre Entwickelung verfolgen kann: so sieht man in Wahrheit, daß die großen historischen Epochen jeder einzelnen, d. h. ihr Durchgang durch den theologischen, den metaphysischen und den positiven Zustand, streng bestimmt sind. Diese drei Zustände folgen nothwendig auf einander, gemäß der, auf die Natur des menschlichen Geistes gegründeten Ordnung. Der Uebergang von dem einen zum anderen geschieht nach einem Gange, dessen Hauptschritte für alle Wissenschaften analog sind, und dessen wesentliche Zwischenstufen kein Mann von Genie überspringen kann. Geht man von dieser allgemeinen Abtheilung zu den Unterabtheilungen des wissenschaftlichen oder definitiven Zustandes über: so entdeckt man noch dasselbe Gesetz. So ist z. B. die große Entdeckung der allgemeinen Gravitation vorbereitet worden durch die Bemühungen der Astronomen und Geometer des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts; vorzüglich durch die Bemühungen Keplers und Huyghens. Ohne diese würde jene unmöglich gewesen seyn, und früher oder später mußte sie aus ihnen hervorgehen.

Nach allem, was bisher bemerkt worden ist, kann es demnach nicht länger zweifelhaft seyn, daß der Civilisations-Gang, betrachtet in seinen Elementen, einem natürlichen und stätigen Gesetze unterworfen sei, das

alle besonderen menschlichen Abweichungen beherrscht. Da der Zustand der gesellschaftlichen Organisation nothwendig dem der Civilisation folgt, so läßt sich derselbe Schluß auf die Civilisation anwenden, die letztere zugleich in ihrem Ganzen und in ihren Elementen betrachtet.

Die beiden oben angestellten Betrachtungen reichen aus — nicht den nothwendigen Gang der Civilisation vollständig zu beweisen, wohl aber, um sein Daseyn fühlbar zu machen, um die Möglichkeit, alle Attribute desselben genau zu bestimmen, (indem man ihn durch eine gründliche Beobachtung der Vergangenheit zu erforschen sucht) darzuthun, und um auf diese Weise die positive Staatswissenschaft zu gründen.

Jetzt kommt es darauf an, den praktischen Zweck dieser Wissenschaft und ihre allgemeinen Berührungspunkte mit den Bedürfnissen der Gesellschaft, vorzüglich aber mit der großen Reorganisation, welche der gegenwärtige Zustand des gesellschaftlichen Körpers gebieterisch fordert, genau zu bestimmen.

Hierbei aber müssen zunächst jene Gränzen, in welche jede wirkliche politische Thätigkeit eingeschlossen ist, genau angegeben werden.

Das Fundamental-Gesetz, das den natürlichen Gang der Civilisation leitet, schreibt alle auf einander folgende Zustände, durch welche das menschliche Geschlecht in seiner allgemeinen Entwickelung zu gehen genöthigt ist, gebieterisch vor. Auf der andern Seite entspringt dies Gesetz nothwendig aus dem instinctartigen Streben des menschlichen Geschlechts nach Vervollkommnung. Es ist demnach eben so sehr erhaben über

unsere Abhängigkeit, als die individuellen Antriebe, deren Vereinigung jenes fortdauernde Streben hervorbringt.

Da keine bekannte Erscheinung zu dem Gedanken berechtigt, daß die menschliche Organisation einer Hauptveränderung unterworfen sei: so ist der daraus herstammende Civilisations-Gang, seinem Grunde nach, wesentlich unveränderlich. Will man dies noch bestimmter ausdrücken, so muß man sagen: keine von den Zwischenstufen, die er in sich schließt, kann übersprungen, und kein ächter Rückschritt gemacht werden.

Der Civilisations-Gang läßt sich nur, mehr oder weniger, in seiner Geschwindigkeit, innerhalb bestimmter Gränzen, durch mehrere physische oder moralische Ursachen, die einer Abschätzung fähig sind, abändern. Zu diesen Ursachen gehören auch die politischen Combinationen. Dies ist die einzige Richtung, worin der Mensch auf den Gang seiner eigenen Civilisation Einfluß gewinnen kann.

In Hinsicht der Gattung ist diese Thätigkeit vollkommen analog derjenigen, die uns in Beziehung auf das Individuum gestattet ist: eine Aehnlichkeit, welche aus der Identität des Ursprungs hervorgeht. Man kann die Entwickelung eines individuellen Instinkts durch angemessene Mittel bis zu einem gewissen begränzten Punkt beschleunigen oder verzögern; allein man kann sie weder zerstören, noch ihre Natur verändern. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Instinkt der Gattung, wenn man, was die Gränzen betrifft, das Verhältniß des Lebens der letzteren, vergleichen mit dem Leben des Individuums, ins Auge faßt.

Der natürliche Gang der Civilisation bestimmt also für jeden Zeitraum, was auch die Hypothese dagegen einwenden möge, die Vervollkommnungen, die der gesellschaftliche Zustand, sowohl in seinen Elementen, als in seinem Ganzen erfahren soll. Diese allein können sich vollziehen, und sie vollziehen sich nothwendig mit Hülfe der Combinationen, welche von Philosophen und von Staatsmännern gemacht werden, oder auch troz dieser Combination.

Alle, die jemals eine wirkliche und dauerhafte Einwirkung auf das menschliche Geschlecht, es sei im Weltlichen oder im Geistlichen ausgeübt haben, sind von dieser Grundwahrheit geleitet und unterstüzt worden. Der gewöhnliche Instinct des Genies brachte es mit sich, daß sie dieselbe erkannten, ob sie gleich bis jezt nicht auf einen methodischen Beweis gegründet ist. In jedem Zeitabschnitte bemerkten sie die Veränderungen, die sich, dem Zustande der Civilisation gemäß, feststellen wollten; und sie proclamirten dieselben, indem sie ihren Zeitgenossen die entsprechenden Lehren oder Institutionen vorschlugen. War ihre Ansicht dem wirklichen Zustande der Dinge angemessen: so sprachen sich aus, oder befestigten sich die Veränderungen beinahe unmittelbar. Neue gesellschaftliche Kräfte, die sich seit längerer Zeit im Stillen entwickelt hatten, betraten alsdann, auf ihren Ruf, die politische Bühne mit voller Jugendkraft.

Da die Geschichte bis jezt mit einem oberflächlichen Geiste geschrieben und erforscht ist, so haben dergleichen Coincidenzen und auffallende Wirkungen die Menschen, anstatt sie zu belehren, wie man wohl an-

nehmen möchte, nur in Erstaunen setzen können. Diese falsche Ansicht der Thatsachen trägt sogar dazu bei, daß der theologische und metaphysische Glaube an die unbestimmte und schöpferische Macht der Gesetzgeber auf die Civilisation, noch immer fortdauert; sie unterhält diese abergläubische Vorstellung in Geistern, die sie bereitwillig verwerfen würden, wenn sie nicht auf Beobachtung gegründet zu seyn schiene. Die Quelle des Uebels ist, daß man in diesen großen Begebenheiten immer nur die Menschen, und nie die Dinge, sieht, welche mit unwiderstehlicher Kraft vorwärts treiben. Anstatt den überwiegenden Einfluß der Civilisation anzuerkennen, betrachtet man die Bestrebungen dieser in die Zukunft blickenden Männer, als die wahren Ursachen der Vervollkommnungen, die zu Stande gebracht sind, und die ohne ihre Dazwischenkunft, nur ein wenig später, gleichmäßig eingetreten seyn würden. Man läßt sich nicht anfechten von dem großen Mißverhältnisse der angeblichen Ursache zur Wirkung: ein Mißverhältniß, das die Erklärung noch unverständlicher machen würde, als die Thatsache selbst. Man hängt sich an den Schein, und vernachlässigt darüber die Wirklichkeit, die dahinter liegt. Mit einem Worte: „man nimmt," nach dem scharfsinnigen Ausdruck der Frau von Stael, „die Schauspieler für das Stück."

Ein solcher Irrthum kommt dem der Indianer gleich, welche dem Columbus die Mondfinsterniß zuschrieben, die er vorhergesehen hatte.

Ueberhaupt, wenn der Mensch eine große Einwirkung auszuüben scheint, so geschieht dies nie durch seine ei-

eigenen Kräfte, welche ungemein gering sind. Aeußere Kräfte bewirken dies für ihn; und zwar nach Gesetzen, über welche er nichts vermag. Seine ganze Macht beruht auf seiner Einsicht, die ihn in den Stand setzt, diese Gesetze aus Beobachtung zu kennen, ihre Wirkungen vorherzusehen, und sie zu dem Zwecke, den er verfolgt, mitwirken zu lassen, wobei sich von selbst versteht, daß er jene Kräfte auf eine Weise anwendet, die ihrer Natur gemäß ist. Ist die Einwirkung geschehen, dann führt die Unbekanntschaft mit den natürlichen Gesetzen den Zuschauer — bisweilen sogar den Handelnden selbst — dahin, daß er auf die Gewalt des Menschen bezieht, was nur auf Rechnung seiner Voraussetzung gesetzt werden muß.

Diese allgemeinen Beobachtungen finden ihre Anwendung auf eine politische Einwirkung auf dieselbe Weise und aus denselben Gründen, wie auf eine physische, chemische und physiologische. Jede politische Einwirkung hat einen reellen und dauerhaften Effect, wenn sie in derselben Richtung geschieht, welche die Kraft der Civilisation genommen hat, und wenn sie sich Veränderungen vorsetzt, welche diese Kraft in der Zeit gebietet. Die Einwirkung ist null, oder wenigstens schnell vorübergehend, in jeder anderen Voraussetzung.

Der schlimmste Fall tritt, ohne Widerspruch, dann ein, wenn der Gesetzgeber (er sei ein weltlicher oder ein geistlicher), absichtlich oder nicht, in retrograder Richtung wirkt. Denn er stellt sich alsdann in Opposition gegen alles, was seine Kraft ausmachen kann. Doch der Civilisations-Gang ist in einem so hohen

Grade der Berichtiger politischer Einwirkung, daß diese selbst dann zu null wird, wenn sie rascher vorschreiten will, als es der Gang mit sich bringt. Vergeblich ist also selbst das vorschreitende Streben, wenn es über das richtige Maaß hinausgeht. Die Erfahrung beweiset, daß der Gesetzgeber, mit welcher Macht er auch bekleidet seyn möge, nothwendig scheitert, wenn er Vervollkommnungen zu Stande bringen will, die zwar im Bereich der natürlichen Fortschritte der Civilisation liegen, aber über ihren gegenwärtigen Zustand hinausgehen. Auf diese Weise sind z. B. die großen Bemühungen Joseph des Zweiten, Oesterreich mehr zu civilisiren, als sein damaliger Zustand es ertrug, eben so nichtig geworden, wie Bonaparte's unermeßliche Anstrengungen, Frankreich zur Lehnsherrschaft zurückzubringen, obgleich beide mit der ausgedehntesten Willkühr bewaffnet waren.

Es folgt aus den so eben angestellten Betrachtungen, daß die wahre Politik, d. h. die positive, ihre Erscheinungen eben so wenig beherrschen wollen muß, wie die übrigen Wissenschaften ihre respectiven Erscheinungen beherrschen. Diese haben einem Ehrgeiz entsagt, der ihre Kindheit bezeichnete, um sich auf die Beobachtung ihrer Erscheinungen, und auf deren Verbindung unter einander zu beschränken. Dasselbe muß die Politik thun. Sie muß sich einzig damit beschäftigen, alle besonderen Thatsachen, die sich auf den Civilisations-Gang beziehen, an einander zu reihen, und diese auf die möglich kleinste Zahl allgemeiner Thatsachen zurückzuführen, deren Verkettung das Naturgesetz dieses Ganges in das hellste

Licht stellen muß. Ihr letztes Geschäft würde alsdann darin bestehen, den Einfluß der verschiedenen Ursachen abzuwägen, welche die Geschwindigkeit modificiren können.

Der praktische Nutzen dieser Beobachtungs-Politik kann jetzt mit Leichtigkeit und Bestimmtheit angegeben werden.

Die gesunde Politik kann sich nicht vorsetzen, das menschliche Geschlecht vorwärts zu treiben; denn dieses bewegt sich aus eigenem Antriebe nach einem, zwar eben so nothwendigen, aber doch veränderlicheren Gesetze, als das der Gravitation ist. Dagegen ist ihr Zweck, den Gang zu erleichtern, indem sie ihn aufhellet.

Es ist ein sehr großer Unterschied, ob man dem Gange der Civilisation gehorcht, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, oder ob man ihm mit Kenntniß der Sache gehorcht. Die Veränderungen die er gebietet, finden in dem ersten Fall eben so gut Statt, wie in dem zweiten; allein sie bleiben in dem ersten länger aus, und treten immer nur dann ein, wenn sie in der Gesellschaft heftige Erschütterungen hervorgebracht haben — heftig nach Maaßgabe der Natur und der Wichtigkeit dieser Veränderungen. Nun können aber Quetschungen aller Art, welche daraus für den gesellschaftlichen Körper entstehen, großen Theils durch Mittel vermieden werden, welche auf die genaue Kenntniß der Veränderungen, die ins Leben treten wollen, gegründet sind.

Diese Mittel bestehen darin, daß man solche Einrichtungen trifft, daß die Vervollkommnungen, die ein Gegenstand allgemeinen Wunsches geworden sind, sich

auf eine directe Weise aussprechen können, oder, mit anderen Worten, daß man nicht abwartet, bis sie sich, in Kraft der bloßen Macht der Dinge, durch alle die Hindernisse, welche die Unwissenheit ihnen entgegenstellt, Bahn brechen. Will man dies noch anders ausdrücken, so kann man sagen: der wesentliche Zweck der praktischen Staatskunst ist kein anderer, als heftige Umwälzungen, welche aus übelverstandenen Hemmnissen des Ganges der Civilisation hervorgehen, abzuwenden, und sie, so schnell als möglich, in eine bloß sittliche Bewegung zu verwandeln, die, obgleich lebhaft, eben so regelmäßig ist, als diejenige, die, in gewöhnlichen Zeiten, die Gesellschaft sanft erschüttert.

Um nun diesen Zweck zu erreichen, ist es unumgänglich nothwendig, die wirkliche Tendenz der Civilisation ganz genau zu kennen, um die politische Einwirkung daran abzumessen.

Ohne Zweifel würde es eine bloße Chimäre seyn, wenn man hoffen wollte, daß Bewegungen, welche, mehr oder weniger, die Ansprüche und Interessen ganzer Klassen in Gefahr bringen, auf eine sanfte Weise zum Ziele geführt werden könnten. Allein es ist nicht minder gewiß, daß man bis jetzt dieser Ursache allzu viel Wichtigkeit in Hinsicht stürmischer Umwälzungen zugeschrieben hat; denn die Heftigkeit der letzteren rührte meistens von der Unbekanntschaft mit den natürlichen Gesetzen her, die den Gang der Civilisation regeln.

Es ist nur allzu gewöhnlich, daß der Selbstsucht beigelegt wird, was wesentlich von der Unwissenheit herstammt; und dieser traurige Irrthum trägt nicht wenig

dazu bei, daß die Erbitterung unter den Menschen, so wohl in ihren Privat-Verhältnissen, als in ihren allgemeinen Beziehungen, fortdauert. Ist indeß in dem vorliegenden Falle nicht einleuchtend, daß Menschen, welche bisher genöthigt waren, sich mit dem Civilisations-Gange in Opposition zu stellen, dies unterlassen haben würden, wenn diese Opposition gründlich wäre erwiesen worden? Niemand ist so unsinnig, daß er sich wissentlich gegen die Natur der Dinge auflehnen sollte. Niemand findet Vergnügen daran, eine Thätigkeit zu üben, von der er weiß, daß sie schnell und spurlos vorüber gehen wird. Die Beweise der auf Beobachtung gegründeten Staatswissenschaft sind demnach fähig, auf diejenigen Klassen einzuwirken, die durch Vorurtheile und eingebildete Vortheile sich bestimmen lassen könnten, gegen den Civilisations-Gang anzukämpfen.

Ohne Zweifel darf man den Einfluß richtiger Einsicht auf das Betragen der Menschen keinesweges übertreiben. Indeß führt der Beweis eine Kraft mit sich, die viel weiter reicht, als man bisher angenommen hat. Die Geschichte des menschlichen Geistes zeigt, daß diese Kraft bisweilen durch sich selbst Veränderungen hervorgebracht hat, wobei sie mit den stärksten menschlichen Kräften zu ringen hatte. Um hierüber nur das merkwürdigste Beispiel anzuführen: — hat nicht die bloße Macht positiver Beweise zur Annahme einer besseren Theorie des Weltsystems vermocht? Und hatte diese Theorie nicht bloß den Widerstand der theologischen Gewalt, die in diesen Zeiten noch so lebenskräftig war, sondern, vor allen Dingen, auch den Stolz des ganzen

menschlichen Geschlechts zu überwinden: einen Stolz, der sich auf die wahrscheinlichsten Beweggründe stützte, die jemals einer falschen Vorstellung zu Statten gekommen sind? So entscheidende Erfahrungen müssen uns aufklären über die vorwiegende Kraft, welche in wahren Beweisen steckt. Hauptsächlich weil es in der Staatswissenschaft dergleichen noch nicht gegeben hat, haben Staatsmänner sich zu so großen praktischen Abweichungen fortreißen lassen. Sind nur erst die Beweise vorhanden, so werden die Abweichungen bald aufhören.

Bleibt man aber auch bei der Betrachtung der bloßen Interessen stehen: so läßt sich leicht ausmitteln, weshalb die positive Staatswissenschaft die Mittel, heftigen Umwälzungen auszuweichen, gewähren muß.

In Wahrheit, wenn die durch den Civilisations-Gang nothwendig gewordenen Vervollkommnungen gewisse Forderungen des Ehrgeizes und gewisse Interessen zu bekämpfen haben: so giebt es unter diesen auch solche, die ihnen günstig sind. Noch mehr: selbst dadurch, daß jene Vervollkommnungen ihre Zeitigung erreicht haben, sind die ihnen günstigen Kräfte den nicht günstigen überlegen, obgleich der Anschein nicht immer dafür spricht. Wenn man nun auch, in Beziehung auf die letzteren, daran zweifeln möchte, daß die positive Bekanntschaft mit dem Civilisations-Gange sie bestimmen werde, sich einem unvermeidlichen Gesetze mit Entsagung zu unterwerfen: so kann doch die Wichtigkeit desselben, hinsichtlich der anderen Kräfte, ganz offenbar nicht in Zweifel gezogen werden. Geleitet von dieser Kenntniß, können die aufsteigenden Klassen dem

Zwecke, den sie zu erreichen berufen sind, schnurstracks entgegen gehen, anstatt sich in Versuchen und Verirrungen abzumatten. Mit Sicherheit werden sie die Mittel ergreifen, wodurch die Widerstände zum Voraus vernichtet, und ihren Gegnern der Uebergang zu der neuen Ordnung der Dinge erleichtert wird. Mit einem Worte: der Triumph der Civilisation wird sich so schnell und so ruhig vollziehen, als die Natur der Dinge es verträgt.

Ueberhaupt genommen, erfolgt das Fortschreiten in der Civilisation nicht auf einer geraden Linie. Es ist vielmehr zusammengesetzt aus fortschrittlichen Schwankungen, mehr oder weniger ausgedehnt, mehr oder weniger langsam, bald diesseits bald jenseits einer mittleren Linie, vergleichbar denen, die der Mechanismus der Ortsbewegung darbietet. Nun können aber diese Schwankungen abgekürzt und beschleunigt werden durch staatskünstlerische Combinationen, welche auf die Kenntniß der mittleren Bewegung gegründet sind, als welche immer vorzuherrschen strebt. Hierin gerade besteht der bleibende praktische Nutzen dieser Kenntniß. Sie ist von um so größerer Wichtigkeit, je wichtiger die durch den Civilisations-Gang nothwendig gewordenen Veränderungen selbst sind. Jener Nutzen ist demnach heut zu Tage am größten, weil die gesellschaftliche Reorganisation, die allein die gegenwärtige Krisis beendigen kann, die vollständigste von allen den Umwälzungen ist, die das menschliche Geschlecht erfahren hat.

Der Grundgedanke der allgemeinen praktischen Staatswissenschaft, ihr positiver Abgangspunkt, ist demnach die Bestimmung des Strebens der Civilisation, um

die politische Einwirkung demselben anzupassen, und die unvermeidlichen Krisen, denen das menschliche Geschlecht auf seinen auf einander folgenden Durchgängen durch die verschiedenen Civilisations-Zustände ausgesetzt ist, so kurz und so sanft als möglich zu machen.

Köpfe, welche mit dem Verfahren, das dem menschlichen Geist allein entspricht, nur wenig vertraut sind, könnten zwar zu der Ueberzeugung gelangen, daß es allerdings nothwendig sei, dieses Streben der Civilisation zu bestimmen, um staatswissenschaftlichen Combinationen eine feste und positive Grundlage zu geben, dabei aber doch den Gedanken hegen, daß es minder unumgänglich sei, den allgemeinen Gang der Civilisation seit ihrem ersten Ursprunge zu erforschen, um jene Grundlage zu befestigen, und daß es zu diesem Endzwecke hinreiche, sie in ihrem gegenwärtigen Zustande aufzufassen. Allein, wie natürlich auch eine solche Vorstellung bei der beengten Ansicht ist, die man bisher von der Staatswissenschaft gehabt hat: so ist es doch nicht schwer, ihre Falschheit nachzuweisen.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß, so lange der menschliche Geist sich in einer positiven Richtung befindet, es höchst vortheilhaft und auf keine Weise nachtheilig ist, sich zu dem höchstmöglichen Grade der Allgemeinheit zu erheben, weil es ihm unendlich leichter wird, herab, als hinauf zu steigen. In der Kindheit der positiven Physiologie hatte man damit angefangen, zu glauben, daß, um die menschliche Organisation kennen zu lernen, nichts weiter erforderlich sei, als nur den Menschen zu studiren. Dies war ein Irrthum, ähn-

lich demjenigen, von welchem hier die Rede ist. Man hat seitdem eingesehen, daß man zu richtigen und umfassenden Vorstellungen von der menschlichen Organisation nur dadurch gelangen könne, daß man den Menschen als ein Ziel in der Reihe der Thiere auffasse, und sogar, vermöge einer noch allgemeineren Ansicht, als einen Theil des Ganzen der organisirten Körper. Definitiv hat sich die Physiologie erst von dem Augenblick an gestaltet, wo die Vergleichung der verschiedenen Klassen lebendiger Wesen sich in einem größeren Umfange festgestellt hat, und wo sie anfängt, auf das Studium des Menschen regelmäßig angewendet zu werden.

Mit den verschiedenen Civilisations-Zuständen verhält es sich in der Staatswissenschaft grade so, wie mit den verschiedenen Organisationen in der Physiologie. Nur sind die Beweggründe, welche zum Studium der verschiedenen Civilisations-Epochen einladen, noch weit dringender, als die, wodurch die Physiologen vermocht worden sind, eine Vergleichung aller Organisationen anzustellen.

Ganz unstreitig kann ein Studium des gegenwärtigen Zustandes der Civilisation, wenn dieser an und für sich, d. h. abgesondert von allen, die ihn vorhergegangen sind, betrachtet wird, höchst nützliche Materialien zur Bildung einer positiven Staatswissenschaft liefern, vorausgesetzt, daß die Thatsachen auf eine philosophische Weise beachtet werden. Es ist sogar gewiß, daß echte Staatsmänner durch Studien dieser Art bis jetzt in den Stand gesetzt worden, die Conjectural-Lehren, welche ihren Geist leiteten, dahin abzuändern, daß sie gegen

die wahren Bedürfnisse der Gesellschaft weniger feindfee-lig ankämpften. Es ist indeß nicht minder einleuchtend, daß, wenn es sich um die Bildung einer wahrhaft po-sitiven Staatswissenschaft handelt, ein solches Studium dazu nicht ausreicht. Wie könnte man darin noch mehr sehen, als bloße Materialien! Mit einem Worte: die Beobachtung des gegenwärtigen Zustandes der Civilisa-tion, wenn dieser abgesondert betrachtet wird, kann das gegenwärtige Streben der Gesellschaft eben so wenig bestimmen, wie das Studium jeder anderen vereinzelten Epoche dazu nicht ausreichen würde. Der Grund hier-von ist, daß, um ein Gesetz festzustellen, ein einziges Ziel dazu nicht ausreicht; denn man braucht deren we-nigstens drei, damit die, durch die Vergleichung der beiden ersten aufgefundene und durch das dritte berich-tigte, Verbindung, dazu dienen könne, das folgende zu finden, als welches der Endzweck jedes Gesetzes ist.

Wenn man eine gesellschaftliche Institution und Idee, oder auch ein System von Institutionen und eine vollständig ausgebildete Lehre, von ihrer Entstehung an, bis auf die gegenwärtige Zeit, verfolgt, und dabei findet, daß, von einem gewissen Zeitpunkte an ihre Herrschaft immer in der Abnahme, oder immer im Zunehmen be-griffen gewesen ist: so kann man mit vollendeter Sicher-heit, nach dieser Reihe von Beobachtungen, das ihnen aufbewahrte Schicksal vorhersehen. In dem ersten Falle wird es sich bestätigen, daß sie der Civilisation entge-genwirken; und daraus wird hervorgehen, daß sie zum Verschwinden bestimmt sind. In dem zweiten hingegen wird man schließen, daß sie damit endigen werden, eine

Herrschaft zu üben. Der Zeitpunkt ihres Falles oder der ihres Triumphs werden sogar beinahe berechnet werden können, nach dem Umfange und der Geschwindigkeit der beobachteten Veränderungen. Ein solches Studium ist folglich ganz augenscheinlich eine ergiebige Quelle positiver Belehrung.

Was aber kann die vereinzelte Beobachtung eines einzigen Zustandes lehren, worin alles vermengt ist, die Lehren, die Institutionen, die Klassen, welche herabsteigen, und die Lehren, die Institutionen, die Klassen, welche aufsteigen, jene vorübergehende Einwirkung, die mit dem Handwerke des Augenblicks in Verbindung stehet, gar nicht in Anschlag gebracht? Welcher menschliche Scharfsinn könnte in einem so verschiedenartigen Gemisch der Gefahr entgehen, so entgegengesetzte Elemente mit einander zu verwechseln? Wie könnte man die Wirklichkeiten, die so wenig Geräusch machen, unter den Phantomen, die sich auf der Bühne tummeln, unterscheiden? Es ist klar, daß, in einem solchen Wirrwarre, der Beobachter, gleich einem Blinden, umher tappt, wofern er nicht von der Vergangenheit geleitet wird, die seinem Auge allein die Richtung geben kann, worin er den Dingen auf den Grund schaut.

Die chronologische Ordnung der Zeiträume ist nicht die philosophische. Anstatt zu sagen: die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, müßte man eigentlich sagen: die Vergangenheit, die Zukunft und die Gegenwart. Erst wenn man die Zukunft durch die Vergangenheit richtig angeschauet hat, kann man mit Nutzen

auf die gegenwärtige Zeit, die immer nur ein Punkt ist, so zurückkommen, daß man ihren Charakter gehörig auffaßt.

Diese Betrachtungen, anwendbar auf jeden gegebenen Zeitraum, sind auf den gegenwärtigen nur um so anwendbarer. Drei verschiedene Systeme wirken gegenwärtig beisammen im Schoße der Gesellschaft: das theologische und feudale, das wissenschaftliche und industrielle, endlich das den Uebergang bildende und zwitterartige der Metaphysiker und der Legisten. Es übersteigt ganz unbedingt die Kräfte des menschlichen Geistes, inmitten einer solchen Verwirrung eine klare und genaue Analyse, eine reelle und abgewogene Statistik des gesellschaftlichen Körpers aufzustellen, wenn man nicht durch die Fackel der Vergangenheit erleuchtet ist. Auch ließe sich leicht beweisen, daß vortreffliche Köpfe, die, wenn sie eine bessere Richtung erhalten hätten, vermöge ihrer Fähigkeit sich zu einer wahrhaft positiven Staatswissenschaft erhoben haben würden, in der Metaphysik bloß deshalb stecken geblieben sind, weil sie den gegenwärtigen Zustand der Dinge vereinzelt betrachtet haben, oder bloß deshalb, weil sie in der Reihe der Beobachtungen nicht weit genug zurück gegangen sind.

Will man also wissen, wie es sich mit den Arbeiten verhält, wodurch für die Staatswissenschaft eine positive Theorie begründet werden kann, die den unermeßlichen und dringenden Bedürfnissen der Gesellschaft entspricht? Hier folgen sie der Reihe nach: Ein so gründliches, so vollständiges Studium, als nur möglich ist, von allen den Zuständen, durch welche die Ci-

vilisation von ihrem Ursprunge an, bis auf die gegenwärtige Zeit gegangen ist; die Coordination dieser Zustände, ihre allmälige Verkettung, ihre Zusammensetzung in allgemeinen Thatsachen, welche fähig sind, Prinzipe zu werden, indem man die natürlichen Gesetze der Entwickelung außer Zweifel setzt, und ein philosophisches Gemälde der gesellschaftlichen Zukunft, so wie diese aus der Vergangenheit hervorgehet, aufstellt, d. h. den allgemeinen Plan einer Reorganisation für den gegenwärtigen Zeitraum entwirft; endlich die Anwendung dieser Resultate auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge, dergestalt, daß dadurch die Richtung bestimmt wird, welche der politischen Thätigkeit ertheilt werden muß, um den endlichen Uebergang zu einem neuen gesellschaftlichen Zustande zu erleichtern.

Dies ist die erste Reihe theoretischer Untersuchungen, die wir den vereinigten Kräften der europäischen Gelehrten vorzulegen wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über das fortwährende Sinken der Getreidepreise, veranlaßt durch die vor Kurzem erschienenen Schriften über diesen Gegenstand.

...... ut si
Caecus iter monstrare velit: tamen aspice si quid
Et nos, quod cures proprium fecisse, loquamur.
Horat.

Daß das fortwährende Herabsinken der Getreidepreise ein eben so trauriges als gefahrvolles Ereigniß ist, darüber kann Niemand, bei auch noch so geringer Kenntniß von der Lage der Sachen, in Ungewißheit seyn. Auch kann Niemand so kurzsichtig seyn, das Ereigniß als ein nur individuel nachtheiliges, nur dem Landmann gefährliches, anzusehen. Im Gegentheil muß Jeder, wenn er darüber nachdenkt, die weitgreifende Verzweigung erkennen, und die Ueberzeugung gewinnen, daß es hier einem der wichtigsten Interessen der Gesellschaft gilt, Demjenigen, das die Wurzel, die Grundbedingung, die Basis aller übrigen ist, und daß dieserwegen die Aufforderung recht dringend ist, Mittel zu erfinden, nicht um das weitere Fortschreiten des daraus hervorgehenden Uebels zu hemmen, — denn dadurch würde die Gefahr nur um ein Geringes entfernt werden, — sondern das Uebel gänzlich zu vertilgen.

Wohl möchte es schwer werden, ein ausreichendes Mittel dagegen zu finden, und es könnte wohl den

Anschein gewinnen, als ob Unmögliches gefordert würde. Um so dringender aber ist die Aufforderung an die menschliche Vernunft, ihren Charakter zu behaupten, nicht zurückzuweichen, noch in Ansicht der Schwierigkeiten die Sache ganz aufzugeben, sondern vielmehr in ihren Bemühungen und Anstrengungen fortzufahren und auszudauern, bis es ihr gelungen ist, eine so schwierige Aufgabe glücklich zu lösen.

Da das Daseyn des, aus dem fortwährenden Sinken der Getreidepreise hervorgehenden Uebels, in seinem ganzen Umfange, auch in demjenigen Theile der preußischen Monarchie empfunden wird, in welchem der Ackerbau die Hauptnahrungsquelle bildet, so war zu erwarten, daß die Gefahr worin der Landmann schwebt, hier wohl früher, als irgendwo, zur öffentlichen Sprache kommen, und daß es zu gleicher Zeit nicht an Bemühungen fehlen werde, Mittel dagegen aufzusuchen. Die vor einiger Zeit bei Rücker in Berlin erschienene Schrift: „Vorschläge zur Erreichung feststehender Getreidepreise, von dem Herrn von Knobelsdorff auf Sellin,“ ist, soviel dem Verfasser gegenwärtiger Betrachtungen bekannt geworden die erste, die nicht nur auf die Gefahr aufmerksam macht, sondern auch diejenige, deren Verfasser es versucht hat, ein Mittel dagegen vorzuschlagen.

Unter solchen Verhältnissen ist das Mittel, das ein Mann, nachdem er es als ausreichend erkannt hat, öffentlich in Vorschlag bringt, nicht allemal Dasjenige, wodurch er sich um Vaterland und Staat verdient macht. Ein solcher Vorschlag kann aus irrthümlichen Ansichten hervorgegangen seyn; es können Andere seitdem ein bes-

feres, ausreichenderes Mittel, als das vorgeschlagene ist, gefunden haben: immerhin aber wird einem solchen Manne das Verdienst bleiben, der Erste gewesen zu seyn, der die Sache zur Sprache gebracht, auf die Gefahr hingewiesen, Andere dadurch zum Nachdenken darüber geweckt, und dem gemeinsamen Streben dieses nige Richtung gegeben hat, wodurch es allein möglich geworden, das zu finden, was dem Einzelnen nicht hat glücken wollen, noch können. Die Geschichte der Menschheit würde voll von Namen solcher Wohlthäter seyn, wenn diese weniger geräuschlos aufgetreten wären, oder weniger die Bescheidenheit gehabt hätten, die ihnen gebot, sich, gegen die etwas geräuschvolleren Erfinder in den Hintergrund zu stellen.

Wie unzureichend auch das von dem Herrn von Knobelsdorff vorgeschlagene Mittel in der Ansicht Derjenigen, welche mit dem Gegenstande vertraut sind, befunden werden möchte: so war doch vorauszusehen, daß der Gegenstand, der nunmehr durch ihn zur Sprache gebracht worden ist, von Anderen, die den Umfang des Uebels sowohl, als die Gefahr, die daraus hervorgeht, zu würdigen wissen, aufgefaßt, nach allen Seiten untersucht, und so lange bearbeitet werden würde, bis man zu einem, allgemein als ausreichend anerkannten Mittel, gelangt seyn wird. Bis jetzt hat sich nur Eine Stimme darüber vernehmen lassen: allein, es ist eine, die für viele gelten kann; es ist die des Herrn Staatsraths rc. Thaer, welche über diesen Gegenstand zu vernehmen, Tausende, denen die Sache am Herzen liegt, gespannt waren. Auch ist, wie der Herr Staatsrath in seinem,

im

im zweiten Heft des dreizehnten Bandes der von ihm herausgegebenen Möglinischen Annalen, Seite 420 u. f. w. abgedruckten Aufsatz, selbst sagt, er von einer sehr respectabeln Seite aufgefordert worden, seine Meinung darüber zu äußern: wodurch die Sache selbst um so wichtiger wird, da Niemand in der Person, deren Namen der Herr Staatsrath zu umschreiben sucht, die höchst humane Regierung verkennen wird, die, stets ihrem Berufe getreu, unablässlich bemühet ist, ein jedes, wenn auch noch so geringes Hinderniß, das dem Fortschreiten und der Entwickelung des allgemeinen Wohlstandes sich entgegenstellt, zu entfernen.

Durch die Bemerkungen des Herrn Staatsraths Thaer, sind die Verhandlungen so weit vorgeschritten, daß wir ein Für und ein Wider über einen so höchst wichtigen Gegenstand haben. Die Meinungen zweier so ausgezeichneter Männer sind für den Verfasser gegenwärtiger Betrachtungen um so viel wichtiger, als ihre Erfahrungen demjenigen was er über diesen Gegenstand mitzutheilen hat, zu Hülfe kommen, und dem, seinen Betrachtungen zum Grunde liegenden Princip, eine mächtige Stütze geben. Daher hat er auch, obschon diese Blätter dem Nachdenken, das Herrn von Knobelsdorff durch seine Schrift in ihm erweckt hat, ihr Entstehen verdanken, auch kurz nach Erscheinung derselben niedergeschrieben wurden, dennoch keinen Anstand genommen, bei Ansicht der Meinung des Herrn Staatsraths Thaer, sie noch einmal durchzusehen, und ihnen, mit Rücksicht auf dessen Aeußerungen, diejenige Form zu geben, in welcher sie jetzt erscheinen.

Dasjenige, worüber beide Männer nicht einverstanden sind, muß nothwendig erörtert werden, bevor der Verf. seine Meinung äußert.

Herr von Knobelsdorf will der, aus den großen Fortschritten der Landescultur und aus der Wissenschaft des Landbauers hervorgehen sollenden Vermehrung der Production, weder einen unmittelbaren, noch einen bedeutenden Einfluß auf das Sinken der Getreidepreise einräumen, und hat nach des Verf. Ueberzeugung, hierin vollkommen Recht; Herr Staatsrath Thaer aber, der die aus beiden Ursachen hervorgehende vermehrte, nach seinem Ausdruck „höhere Produktion," als ein, über alle Zweifel erhabenes Faktum, geradezu behauptet, und sie als die Hauptursache des jetzigen Sinkens der Getreidepreise annimmt, hat auch nicht Unrecht. Der Widerspruch in der Ansicht beider Männer scheint dem Verf. darin zu liegen, daß Herr von Knobelsdorf, der über das Sinken der Getreidepreise schrieb, nur das Getreide im Auge haben konnte, während der Herr Staatsrath Thaer, die Production in ihrer Allgemeinheit in Betrachtung zog, und in dieser alles, was eine mehligte Substanz liefert, mit aufgenommen hat: „denn, — so lauten seine eigenen Worte Seite 424, 25 — die Kartoffel muß hier in jeder Hinsicht in Anschlag kommen." Hätte der Herr Staatsrath Thaer genau erwogen, daß sein Freund nur die Produktion von Korn in Betrachtung ziehen konnte, so würde er ihm hierin nicht widersprochen haben. Welchen großen Werth, in Hinsicht auf erhöhete Production, die wissenschaftliche Behandlung des Ackerbodens

in den Augen des Herrn Staatsraths Thaer auch haben mag, so vertrauen wir seiner Wahrheitsliebe, daß er bekennen wird, daß sie dennoch nicht eine außerordentliche Vermehrung des Körner-Ertrages herbeigeführt habe; und das ist eigentlich der wichtige Punkt, worauf es hier ankömmt.

Empfindlicher, als diese Behauptung des Herrn von Knobelsdorff, scheint dem Herrn Staatsrath Thaer eine andere Aeußerung desselben gewesen zu seyn, nämlich: daß die Wirksamkeit des wissenschaftlichen Strebens in der Landwirthschaft gegen die Wirksamkeit eines guten Regens, den die wohlthätige Natur zur rechten Zeit gewährt, verschwinde. Der Verfasser würde in Verlegenheit seyn, ohne diese Voraussetzung sich zu erklären, was den Herrn Staatsrath bewogen haben könnte, der Widerlegung dieser — er kann sie nicht Behauptung, sondern nur Aeußerung nennen, — drei volle Seiten, beinahe den vierten Theil von dem ganzen Umfange seines Aufsatzes, zu widmen. Er gesteht aufrichtig, daß er diese Aeußerung des Herrn von Knobelsdorf, nicht wie der Herr Staatsrath Thaer behauptet, gerade zu aus seiner „Genialität und Laune, die oft in schneidenden und paradoxen Sätzen hervorsprudelt", hervorgegangen, sondern als die Aeußerung eines tiefen Gemüths genommen, das, bei aller Achtung für Vernunft und Wissenschaft, nie vergißt, was es Dem zu verdanken hat, in Dem allein alle Vernunft und Wissenschaft ist. Herr Staatsrath Thaer scheint diese Aeußerung als einen Angriff auf die Wissenschaft von Seiten seines Freundes genommen zu haben; allein, es ist nicht zu

glauben, daß es einem Manne, dem es an Erfahrungen — und mitunter vielleicht an sehr bitteren — von der Trüglichkeit in der Wissenschaft nicht fehlen kann, Ernst seyn sollte, der Wissenschaft eine solche Gewalt beizulegen, als hier auf diesen drei Seiten geschiehet. Was ein höchst genialer und eben so tiefer Denker, bei Gelegenheit der Anmaßungen neuerer philosophischer Systeme, in seiner Laune von der Vernunft sagt:

Indeß was sonsten sie nicht wußte,
Das wußte sie doch sonsten nicht *);

kann man von allen Wissenschaften, und allen wissenschaftlichen Theorieen, die sich anmaaßen ausreichend zu seyn, mit Recht sagen. Niemand kann von größerer Achtung für die Wissenschaften durchdrungen seyn, Niemand kann den Fortschritten, die sie in den letzten Zeiten gemacht haben, mehr huldigen, als der Verfasser gegenwärtiger Blätter; er kennt und weiß, wie viele Mühe und Arbeit und Anstrengung es ihnen von jeher gekostet hat, um die Höhe zu erklimmen, auf der sie gegenwärtig stehen; allein, er glaubt ihnen einen schlechten Dienst zu erweisen, wenn er behaupten wollte, sie wären schon dahin gelangt, wo alles Wissen sein Ziel hat. Das hieße, den ewig in beständiger Frische fortsprudelnden Quell zu einem stehenden Sumpf machen. Das größeste Genie, das das Mittelalter hervorgebracht hat, Roger Bacon, behauptete, er könne den Blitz nachahmen: es bedurfte aber eines fruchtlosen Herumtappens während ganzer fünf Jahrhunderte, bevor

*) Werke des Wandsbecker Bothen 6. Theil. Seite 75.

Franklin so glücklich war, das Geheimniß zu finden. Derselbe große Mann behauptete auch, nach Willen Wolken sammeln und zerstreuen, auch sie im Regen auflösen zu können. Wer kann sagen, wie viele Jahrhunderte noch vergehen werden, bevor dieser, im opus majus niedergelegte Funke zünden wird?

Der Verf. muß hier um Entschuldigung bitten, das gethan zu haben, was er selbst früher getadelt hat, nämlich bei einem Gegenstande zu verweilen, der nicht zur Sache gehört. Was ihn veranlaßt hat, diesen hier aufzunehmen, ist die von der Erfahrung hergenommene Ueberzeugung, daß das Ueberschätzen der Wissenschaften ihnen unendlich nachtheiliger ist, als das Geringschätzen derselben. Gegen letzteres bedürfen sie weder der Vertheidigung, noch des Schutzes; gegen ersteres müssen sie stets auf ihrer Huth seyn.

Ueber die wahren Ursachen des Sinkens der Getreidepreise, haben beide Männer ebenfalls von einander abweichende Meinungen. Herr von Knobelsdorff sucht sie neben anderen mitwirkenden Ursachen, vorzüglich in dem Mangel der Anstalten zur Aufbewahrung des Ueberschusses, und gründet hierauf seinen Vorschlag zur Errichtung öffentlicher Magazine; Herr Staatsrath Thaer glaubt — und das nicht ohne hinreichenden Grund, — sie beruhen auf allgemeinen Verhältnissen, und wären vorzüglich in der Verarmung des Landwirths zu suchen, die fast in ganz Europa, mit Ausnahme Frankreichs — Statt findet. Diese Armuth, meint er, zwinge den Landmann zu einem beständigen Angebot seiner Production; deswegen würde der Vorschlag des Herrn von

Knobelsdorff nicht ausreichend seyn. Auch bemühet er sich, die Erfahrung zur Beweisführung für die Richtigkeit seiner Behauptung anzusprechen.

Allerdings ist die fast durchgängige Verarmung des Landmanns ein Uebel, dessen Daseyn leider! nicht geläugnet werden kann. Sie ist die unmittelbare Folge eines langen hartnäckigen Krieges zu welchem aber noch andere Ereignisse hinzugetreten sind, die sie noch größer machen. Zu solchen mitwirkenden Ursachen müssen diejenigen gerechnet werden, daß man, bei eingetretenem Frieden, die Verwüstungen, die der Krieg verursacht hat, nicht gehörig geschätzt; daß man von dem, mit dem Frieden wiederkehren sollenden Wohlstand zu hochgespannte Erwartungen gehabt, auch die Erschütterungen, die ein schneller Wechsel vom Krieg zum Frieden nothwendig herbeiführen muß, nicht gehörig erwogen hat. Wie groß das Capital sei, welches ein solcher Krieg zerstört hat, wer vermag das zu berechnen? Eine dem Anscheine nach übertriebene Größe würde immer noch hinter der Wahrheit zurückbleiben; und dennoch sind alle öffentliche Einrichtungen und Anlagen, die seit dem Frieden gemacht worden sind, auf das Vorhandenseyn des ganzen Capitals, als wenn der Krieg es gar nicht gekürzt und geschmälert hätte, berechnet worden. Hieraus mußte nothwendig ein Mißverhältniß zwischen dem öffentlichen Bedürfniß und den vorhandenen Mitteln es zu befriedigen, hervorgehen, das schwerlich auf eine andere Weise wird gehoben werden können, als dadurch, daß entweder das Bedürfniß verringert, oder den Mitteln aller Vorschub geleistet werde, auf daß sie sich ver-

mehren. Das letztere fordert einen langen Zeitraum; schon darum, weil eine ganz einfache Erfahrung lehrt, daß Erschaffen viel langsamer fortgehe, als zerstören. Allein eine solche Zeit kann das öffentliche Bedürfniß nicht gewähren, und sich selbst beschränken kann es auch nicht, wenigstens nicht ohne gewaltsame Veränderung bestehender Verhältnisse. Der Versuch, diesem Conflict durch öffentliche Anleihen zu entgehen, hat nur die Wirkung gehabt, die Palliative von jeher gehabt haben: — die allgemeine Lage der Sachen ist dadurch, statt besser zu werden, nur schlimmer geworden. Der Verf. glaubt der Führung des Beweises überhoben zu seyn, daß Staatsanleihen, wie sie seit dem Frieden Statt gefunden haben, alle Betriebsamkeit und Industrie lähmen.

Eine andere unvermeidliche Folge eines langen und kostbaren Krieges, ist die Umwälzung in dem Besitz des überbleibenden Capitals. Reiche und Wohlhabende sind arm, Arme sind reich geworden. Daß ein solcher Wechsel dem Staate keinen Nachtheil bringe, indem er nur die Person, nicht die Sache trifft, kann nur die Lehre irgend einer revolutionären Schule seyn. Der Landmann gehört zu den Klassen der arm gewordenen; im Kampfe mit dem durch den Krieg drohenden Unglück, konnte er, ohne Schulden zu machen, demselben nicht entgehen, und hohe Zinsen, und die noch gefährlichere Kapitalablösung, sind danieder drückende Lasten, gegen die der wiederkehrende Friede keine Erleichterung gebracht, sondern im Gegentheil die Last nur noch drückender gemacht hat. Der Werth der Erzeugnisse vom Boden ist gesunken und sinkt täglich tiefer; kaum kann der

Landmann die Zinsen erschwingen, und Steuern und Abgaben werden nicht geringer. In Zeiten solcher Calamität ist es ein Wahn zu glauben, daß indirecte Steuern ihm irgend eine Erleichterung geben; im Gegentheil: von seinen Erzeugnissen werden ihm ein großer Theil der indirecten gekürzt, und den directen kann er auch nicht entgehen. Der Pflug kann vor der Last, die den Boden drückt, nicht durchkommen, während das Portefeuille von Auflagen und Steuern eben nicht sehr beunruhigt wird.

Der Verf. kann in der Wahrnehmung der Ursachen der allgemeinen Verarmung des Landmannes, sich irren; über das Faktum aber ist er vollkommen mit dem Herrn Staatsrath Thaer einverstanden. Dennoch kann er ihm in der Folgerung, daß aus dieser Verarmung das Sinken der Getreidepreise nothwendig und unmittelbar hervorgeht, nicht beipflichten. Die wahre Ursache, liegt, nach seiner Ansicht, anderwärts, und dem Versuche, sie aufzufinden, sind diese Blätter besonders gewidmet.

Wäre Korn, oder, was hier einerlei ist, Brod, ein Gegenstand des Luxus, so müßte die Verarmung des Landmannes, die ihn zwingt, sein Erzeugniß in dem Grade anzubieten, als die Nachfrage dafür abnimmt, ein fortwährendes Sinken in dem Preise dieses Erzeugnisses bewirken; allein, weit entfernt ein Gegenstand des Luxus zu seyn, ist es vielmehr ein Gegenstand erster und unmittelbarer Nothwendigkeit, und als solcher des steten Begehrs und der Nachfrage ausgesetzt, so daß das trau-

rige Verhältniß, worin der Landmann sich befindet, weder die unmittelbare, noch die einzige Ursache des Sinkens des Preises seyn kann. Dieser Umstand ist auch Denjenigen, die diesen Gegenstand mit ihrem Nachdenken verfolgt haben, nicht entgangen. Sie haben daraus die Veranlassung genommen, sich nach anderen, ausreichenderen Ursachen umzusehen, die sie denn auch in einer Ueberproduction, in einer unverhältnißmäßig größeren Erzeugung gegen den gewöhnlichen Bedarf zu entdecken geglaubt haben. Die Fortschritte des Ackerbaues, seitdem derselbe wissenschaftlich behandelt wird, schienen ihnen hinreichenden Grund für diese unverhältnißmäßige Vermehrung der Produktion zu geben. Indeß, ohne der Wissenschaft eine wohlthätige Wirkung auf die Vermehrung der Erzeugnisse abzusprechen, glaubten sie doch, sobald sie den Gegenstand schärfer ins Auge faßten und genauer zu bestimmen suchten, oder mit anderen Worten, als sie erkannten, daß, um die Frage vom Sinken der Getreidepreise zu lösen, sie nur das Getreide in Betrachtung ziehen konnten, zu entdecken, daß die Vermehrung der Production gar nicht so sehr bedeutend sei, als man geneigt ist, anzunehmen. Den Zweifel, wenn einer noch hier obwalten konnte, hat Herr Staatsrath Thaer, durch den oben erwähnten Aufsatz gehoben. Bei der großen Kraft, die er der Wissenschaft in Hinsicht auf vermehrte Produktion einräumt, gesteht er selbst, daß eine solche nur in so fern vorhanden sei, als man alles, was eine mehligte Substanz liefert, und namentlich die Kartoffel, mit darin

aufnimmt. Der Streit über Ueberproduction ist dem-
nach soweit geschlichtet, als die Vertheidiger derselben
zugeben, daß sie an Korn nicht bedeutend ist.

Dahingegen fällt es Niemanden ein, bestreiten zu
wollen, daß die Bevölkerung über den ganzen civilisir-
ten Erdboden, — Spanien etwa ausgenommen, das,
neben allem Unglück und Trübsal, auch das der Seu-
chen hat tragen müssen — in bedeutender Zunahme ist
und überall sehr rasch fortschreitet. Alle Anstrengun-
gen der besten Köpfe in England, Frankreich, Holland
und Deutschland, die seit hundert und funfzig Jahren
darauf gerichtet waren, die Gesetze der Sterblichkeit und
die der zunehmenden Bevölkerung, auf die Erfahrung
von naturgemäßen Wirkungen zu begründen, sind seit
der Erfindung eines einzigen Mannes gescheitert. Der
Genius der Menschheit stieg herab, und offenbarte dem
Doctor Jenner das Geheimniß, die furchtbar blutige
Saat, die ein dreißigjähriger Krieg abgemähet, zu er-
setzen. Das Fortschreiten derjenigen Wissenschaften, die
sich mit der Sorgfalt für unsere Erhaltung und für
unser Leben beschäftigen, hat auf die Vermehrung der
Bevölkerung nicht minder mächtig eingewirkt, und die
jährlichen Geburts-, Sterbe- und Bevölkerungslisten lie-
fern uns Thatsachen, gegen die kein Einwurf Statt fin-
den kann.

Dieses Ereigniß aber macht die Lösung der vorlie-
genden Aufgabe nur um so viel schwieriger. Wenn
von der einen Seite keine bedeutende Vermehrung des
Kornertrages Statt findet, von der anderen aber eine
bedeutende Vermehrung der Bevölkerung außer allem

Zweifel ist: so gewinnt das Verhältniß zwischen Erzeugung und Verzehrung, das Uebergewicht auf Seiten der letztern. Es stellt sich hier eine bedeutende Anzahl Menschen mehr hin, die genährt seyn wollen; es wird demnach mehr Korn zur Verzehrung gefordert, als vorher; die Nachfrage nach letzterem muß also lebhafter seyn, als sie früher war. Wie aber kommt es, daß Alles in umgekehrtem Verhältniß stehet, daß mehr Korn angeboten, als gefordert wird, und daß die Preise desselben immer mehr herabsinken?

Man hat geglaubt, mit der Erklärung dieses Widerspruches sowohl, als mit der Beantwortung der Frage, leicht fertig zu werden, wenn man die Ausfuhr des Getreides, die sonst aus kornreichen Gegenden nach Ländern, die einen steten Bedarf dafür hatten, und die jetzt nicht mehr Statt findet, als Ursache des vorhandenen Ueberschusses, und mithin als die des fortwährenden Sinkens der Preise annehme. Für kornreiche Länder kann und soll der Nachtheil, der aus einer gehemmten Ausfuhr hervorgehet, nicht geläugnet werden; allein es bleibt doch noch die Frage zu beantworten, wodurch denn jene Länder, die früher ihren Kornbedarf, oder einen großen Theil desselben, aus der Fremde herbeiführten, dahin gelangt sind, keinen Bedarf mehr zu holen? Will man es durch die großen Fortschritte, die der Ackerbau seitdem bei ihnen gemacht hat, erklären: so stellt sich diesem die Zunahme der Bevölkerung, mithin des vermehrten Bedarfs, gegenüber. Der letztere ist hier bedeutender, weil nach allen Thatsachen, die bekannt geworden sind, die Bevölkerung in solchen Staaten, in

einem weit größern Verhältniß vorschreitet, als in den nördlicheren, fornreicheren Gegenden. Aber auch diese Frage ganz bei Seite gestellt, so stehen jetzt kornreiche Länder, deren Produkten-Absatz durch die Ausfuhr früher begünstigt wurde, in einem ganz anderen Verhältniß, als früher. Um an einem von ihnen das Beispiel zu zeigen, glaubt der Verfasser nach allen Nachrichten, die ihm darüber zugekommen sind, annehmen zu können, daß die Bevölkerung der Preußischen Monarchie, seit dem Jahre 1815, also in einem Zeitraum von zehn Jahren, um eine Million zugenommen habe. In England nimmt man den jährlichen Bedarf eines Menschen zu einem Quarter Weizen von ohngefähr 450 preußischen Pfunden an. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß geringere Kornarten weniger Nahrungsstoff enthalten, und daß deswegen eine größere Quantität erfordert werde, will er bei diesem Verhältniß stehen bleiben; und so würde sich ergeben: daß der innere Bedarf an Korn für die Preußische Monarchie jetzt um fünf und eine halbe Million Scheffel größer sei als er vor zehn Jahren gewesen. Immerhin kann der Einwurf da stehen, daß dieses Quantum dem der früheren Ausfuhr nicht gleich komme, und kein völliger Ersatz dafür sei: es würde doch daraus nur hervorgehen, daß eine solche Abnahme des Ueberschusses die Preise in einem gewissen Gleichgewicht erhalten müsse, keineswegs aber das fortwährende Sinken derselben sich aus ihm erklären lassen.

Andere Einwendungen, um den Widerspruch in der Erscheinung zu lösen, mögen hier ihre Stelle finden,

um das augenscheinlich Grundlose derselben zu zeigen. Man dürfte vielleicht hören: daß durch die bessere Eigenschaft, jetzt eine geringere Quantität Nahrungsmittel, als früher, bei nicht so guter Eigenschaft derselben, ausreiche. Der Verf. glaubt nicht, daß es irgendwo der chemischen Analyse gelungen ist, zu beweisen, daß im Durchschnitt genommen, jetzt mehr Zucker- und mithin Nahrungsstoff in einem Korn enthalten sei, als vor zwanzig oder dreißig Jahren. Eben so wenig kann er die Behauptung gelten lassen, daß die schlechten Zeiten die Menschen nöthigten, jetzt mit weniger Nahrungsmitteln auszukommen. Das völlig Grundlose dieser Behauptung zeigt der erste Blick auf die Jugend. Wenn man bei der, die täglich unter unsern Augen ist, verweilt, so kann man mit Recht fragen: wann, und wo, wohl eine kräftigere in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger, wann und wo eine blühendere und muntere in den Lehrsälen unserer Hochschulen gesehen worden ist? ja, die in dieser Hinsicht, selbst da noch die Aufmerksamkeit auf sich ziehet, wo, nach allgemein geltenden Grundsätzen, die Oertlichkeit ihrer Gesundheit und ihrem Aufblühen nicht zusagt, in großen Städten, wie z. B. Berlin. Kinder, die bei knapper Kost und schlechter Nahrung auferzogen werden, können nicht so gesund, frisch und kräftig, gleich diesen seyn.

Das Grundlose aller solcher Einwürfe, macht daher die Lösung der Aufgabe, warum die Kornpreise in fortwährendem Sinken stehen, auf dem Wege, auf dem sie bis jetzt versucht worden ist, immer schwieriger; zugleich wird es dringender sie auf

einem andern Wege zu versuchen. Wenn eine rasch zunehmende Bevölkerung im Innern nicht einen großen Theil des Erzeugnisses verzehrt, der früher der Fremde zugeführt wurde; wenn das Erzeugniß sich nicht im Verhältniß der zunehmenden Bevölkerung vermehrt hat: so muß es nothwendig ein Drittes geben, das zwischen beide tritt, das den vermehrten Bedarf befriediget, ohne den Vorrath des Erzeugnisses zu vermindern. Dieses Dritte ist allerdings vorhanden, aber bisher wenig beachtet worden. Wie alle große und folgenreiche Ereignisse ist es still und unbemerkt unter uns getreten; aber gleich jenen, ist es in seiner Entwickelung so gewaltig und folgenreich geworden, daß es wohl neben den großen Ereignissen der Zeiten, wie da sind die Entdeckung von Amerika (der wir es verdanken), oder die Buchdruckerkunst, stehen kann.

Es ist die Einführung und die allgemeine Verbreitung der Kartoffel in Europa. Dieser Stellvertreter des Getreides ist es allein, der das letztere, trotz der überall im Fortschreiten begriffenen Bevölkerung, nicht nur zum großen Theil entbehrlich macht, sondern auch jenen bedeutenden Ueberschuß daran zu Wege bringt, durch den das Sinken des Preises immer weiter schreitet, und längst den Punkt erreicht ist, wo es dem Landmann die Unkosten, die er auf den Anbau desselben verwenden muß, nicht wieder erstattet. Die Noth und das Elend, die ein so langer, bis zu gänzlicher Erschöpfung aussaugender Krieg herbeigeführt hat, hat dieses Nahrungsmittel viel allgemeiner und viel rascher verbreitet, als vielleicht

ohne ihn geschehen wäre: die Folgen aber konnten nur erst im Frieden fühlbar werden, weil ein Ueberschuß des Erzeugnisses vom Boden, in der Regel, erst im Frieden sich bilden kann. Mit jedem Friedensjahre muß, unter den Verhältnissen, worin gegenwärtig alle Staaten gegen einander stehen, dieser Ueberschuß immer bedeutender werden, weil, nach einem solchen Kriege, nicht nur unendlich viel dazu gehört, einen, wenn auch nur geringen Wohlstand, wieder herzustellen, sondern auch weil die Menschen bei diesem Stellvertreter früherer Nahrungsmittel sich wohl befinden und gedeihen.

Der Mensch hat von Natur eine Neigung, sich die wahren Ursachen eines Uebels zu verhehlen, oder über die Wirkungen und Folgen desselben sich zu täuschen. Deswegen erwartet der Verfasser vielen Widerspruch gegen die, von ihm ausgesprochene Behauptung, selbst von Landwirthen und von Männern, die durch ihre Verhältnisse, mehr als andere, im Stande sind, die Wahrheit daran zu erkennen. Allein die langjährigen und vielseitigen Beobachtungen, die er angestellt, und die Aufmerksamkeit, mit welcher er den Gegenstand verfolgt hat, beruhigen ihn gegen allen Widerspruch, wie sie ihm zu gleicher Zeit die vollkommene Ueberzeugung geben, daß seine Gegner, sobald sie mit Ernst und Unbefangenheit den Gegenstand untersuchen, nothwendig zu demselben Resultat gelangen müssen. Wohin sie sich wenden, werden sie finden, daß eine und dieselbe Ursache des Sinkens der Getreidepreise vorhanden sei; sie mögen die Staaten, die früher bedeutende Quantitäten von Korn ausgeführt haben, oder

diejenigen, die früher bedeutende Quantitäten einführen mußten, zum Gegenstand ihrer Untersuchung wählen.

So weit des Verfassers Kenntnisse reichen, findet er, mit Ausnahme der vereinigten Staaten von Nord-Amerika, kein Land, das eine so rasche und so bedeutende Vermehrung der Bevölkerung aufzuweisen hätte, als Irland; sie beträgt nach den niedrigsten Angaben, in den letzten zehn Jahren, 25 pro Ct. oder ein Viertheil. Mit dieser vermehrten Bevölkerung aber hat die Kornaus-fuhr dorten so sehr zugenommen, daß, von ganz geringer Bedeutung wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts war, sie jetzt wenigstens in zwei Millionen Quarter, ohngefähr eilf Millionen Berliner Scheffel, bestehet. Man darf nicht weit nach der Ursache eines so auffallenden Widerspruches in den Erscheinungen suchen; denn jede Reisebeschreibung und jede Nachricht, die wir von dorther erhalten, belehrt uns, daß fast ohne Ausnahme, der gemeine Mann kein anderes Nahrungsmittel, als die Kartoffel, kennt; ja, so oft als der innere Zustand Irlands im Parliament zur Berathung kömmt, wird dieser Umstand als ein Beweis von dem elenden Zustande des gemeinen Mannes, des Bauers, des Handwerkers u. s. w. angeführt. Wer sich die Mühe geben will, Nachrichten darüber einzuziehen, um wieviel der Kartoffelbau im südlichen Deutschland und der Schweiz, seit der Noth vom Jahre 1817, sich vermehrt habe, wird hierin — auf den Fall, daß die nahe liegenden Beweise nicht ausreichen — einen reichlichen Beitrag zu den bereits vorhandenen erhalten.

Auf diese Weise ist die ackerbauende Welt, durch

ein

ein im Anfang ganz unbemerkbares Ereigniß, aus ihren Angeln gehoben worden, und jeder Versuch, sie wieder einzusetzen, möchte ein gewagtes, wenn nicht ein ganz fruchtloses Unternehmen seyn: der Riese möchte des Pygmäen spotten, der es wagen wollte, Hand an ihn zu legen. In der That, den Kartoffelbau beschränken, wäre das nächstliegende Mittel, wodurch man glauben könnte, das frühere Verhältniß wiederherstellen zu können; allein, so wie die Sachen jetzt liegen, ist das nicht möglich. Der wissenschaftliche Landwirth bedarf seiner, als nothwendig im System der Fruchtfolge, und selbst als Verbesserung des erschöpften Ackerbodens; und hier gesteht der Verfasser, nicht im Stande zu seyn, zu beurtheilen, wie groß der Nachtheil bei dem Wechsel eines feststehenden Ackersystems gegen ein anderes seyn kann. Gesetzt aber auch, der wissenschaftliche Landwirth könnte einen solchen Wechsel ohne bedeutenden oder bestimmten Nachtheil vornehmen; gesetzt der Dreifelderwirthschafter gelangte zur wahren Erkenntniß und zu der vollen Ueberzeugung, daß der Kartoffelbau für ihn höchst nachtheilig sei: so würden überall die Millionen einzelner Schollen übrig bleiben, von deren Anbau mit Kartoffeln die Masse ihre Nahrung erhält, die Masse, gegen welche die Einschränkung des Anbaues auf größern Gütern ihre Wirkung nothwendig verfehlen muß. Diese Masse wird also fortfahren Kartoffeln zu bauen und sich davon zu nähren, alles Getreide aber, das sie nebenher entweder selbst erzielt oder durch Arbeit verdient, schnell zu versilbern, um ihre Existenz, in soweit hierzu noch etwas mehr als bloße Nahrung gefordert wird, zu fristen.

Es ist demnach von dieser Seite her keine Aenderung des allgemeinen Zustandes zu erwarten; und einem so einsichtsvollen Landwirth, als Herr von Knobelsdorff ist, konnte das nicht entgehen. Die Ueberzeugung davon mußte ihn auf den Gedanken führen, zu versuchen, obwohl von einer anderen Seite her etwas geschehen könnte, wodurch dem Fortschreiten des Uebels ein Damm gesetzt werde; und ihm schien die einstweilige Aufspeicherung des drückenden Ueberschusses von Korn, ein dem Zwecke völlig entsprechendes Mittel zu seyn. Der Herr Staatsrath Thaer hat diesen Vorschlag, als völlig unausführbar, verworfen, und mannigfaltige Gründe für die Verwerfung dieses Vorschlages beigebracht; dennoch hat der Vorschlag des Herrn von Knobelsdorff Eine Seite, von welcher er nicht so ganz verwerflich ist, und der Verfasser hat sich nicht wenig gewundert, zu sehen, daß Herr Staatsrath Thaer gar keine Rücksicht darauf nimmt, obschon der Herr von Knobelsdorf bemühet war, ihm diese Seite vor Augen zu bringen.

Wenn ein Gegenstand in seinem Werthe tief herabsinkt, so wird bei weitem nicht mehr eine so große Sorgfalt für seine Conservation angewendet, als vorher, wo er noch einigen Werth hatte; im Gegentheil Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit dagegen treten an ihre Stelle. Das ist jetzt offenbar bei dem Landmann in Hinsicht des Vorraths von Korn der Fall; und beide Männer sind darüber einverstanden, „daß nirgends, weder bei dem Landwirthe noch bei dem Kaufmann, Vorräthe von Bedeutung liegen". Der Herr Staatsrath Thaer aber meint, daß das gerade recht gut wäre, weil

„man dabei mit Wahrscheinlichkeit darauf rechnen kann, daß die Preise bald wieder auf den Punkt steigen werden, womit der Landwirth, welcher diese Zeit benutzt hat, seinen Acker durch stärkere Viehhaltung in höhere Kraft zu setzen, und den Stoff zu künftigen Erndten darin aufzubewahren, wohl zufrieden seyn kann". Der Verfasser will, um den Raum, der ihm verstattet ist, nicht zu überschreiten, sich den Beweis vorbehalten, daß im gewöhnlichen Gange der Dinge, dieser Fall so leicht nicht eintreten kann; aber die Frage muß er hier aufwerfen: wie aber, wenn ein Mißwachs, wie der vom Jahr 1817, eintritt? wenn ein solcher uns ganz unvorbereitet, sorglos und entblößt findet? wenn, wie in einem solchen Fall leicht möglich ist, die Mühe, den Boden in höherer Kraft zu halten, umsonst gewesen, und der in demselben aufbewahrte Stoff zu künftigen Erndten unthätig und unwirksam geblieben ist; wie dann? Freilich würde er, bei einer solchen Frage, den Streit von der Allmacht der Wissenschaft wieder herbeiführen; da er aber sich schon einmal über diese Allmacht ausgesprochen hat, so kann er hier nur sein Bedauern ausdrücken, daß vor ihrer Anmaßung, selbst die uns zunächst liegenden Erfahrungen keinen Werth mehr haben.

Man mag diese Sache stellen, wie man will: sie hat nur Eine Seite, von welcher aus dem Uebel gesteuert werden kann; und diese ist, irgend ein Mittel zu finden, wodurch der Ueberschuß des Getreides verzehrt werden kann. Die Hoffnung, es vom Auslande verzehren zu lassen, muß aufgegeben werden, weil bei dem jetzigen Stande der allgemeinen Verhältnisse, dieser

Fall nur zu den Ausnahmen gehören kann; und es könnte, wenn eine solche Ausnahme wirklich Statt fände, gar leicht der Fall seyn, daß auf der andern Seite, zu derselben Zeit, kein Vorrath vorhanden wäre, weil gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben müssen. Es bleibt demnach nur der Verbrauch oder das Verzehren im Innern übrig; und somit wäre die zu lösende Aufgabe auf die Beantwortung der Frage zu beschränken: wie eine Vermehrung des Verbrauchs an Korn im Innern des Landes beschafft werden könnte.

Wenn man die allseitigen Wirkungen des allgemein verbreiteteten Kartoffelbaues genau verfolgt, so entdeckt sich, daß die Kartoffel nicht nur der Stellvertreter des Getreides in dem größern Theile der Nahrung des täglichen Lebens geworden ist, sondern daß sie auch den Verbrauch des Getreides bei einem andern Gegenstande, bei welchem es früher in großer Ausdehnung verwendet wurde, sehr beschränkt. Dieser ist das Brantweinbrennen, das jetzt durch Kartoffeln, als ländliches Gewerbe, in großer Ausdehnung betrieben wird. Es soll hier nicht weitläuftig erörtert werden, in wie weit es dem allgemeinen Wohlstand ersprießlich ist, und dem Landmann besonders zusagt, Fabrikant zu seyn, um die Erzeugnisse seines Bodens nicht in ihrer ursprünglichen, sondern veränderten, erhöheten, veredelten Form zu veräußern. Wer, mit dem Verfasser, die möglichste Theilung der Arbeit, als nothwendige Bedingung zur Erhaltung unseres jetzigen gesellschaftlichen Zustandes, annimmt, und die Entwickelung desselben als nothwendig daran gebunden erkennt, kann in einem solchen Erwei-

tern des ländlichen Gewerbes, in diesem Heraustreten des Landmannes aus seinem von der Natur ihm angewiesenen Wirkungskreise, nur einen Nachtheil für den allgemeinen Wohlstand sehen. Auch glaubt er, daß dieses Ueberschreiten seines Wirkungskreises bei dem Landmann, da wo es überhand nimmt, nur die Folge großer Noth ist, in der er sich befindet: einer Noth, die ihn zwingt, zur Fristung seiner Existenz mehrere Gewerbe zu vereinigen. Durch Anwendung der Kartoffeln bei dem Brantweinbrennen, ist letzteres beinahe gänzlich nicht nur ein ländliches Gewerbe geworden, sondern es hat sich in den Händen großer Gutsbesitzer in eine große Fabrikanstalt verwandelt, gegen welche der kleinere Gutsbesitzer und der Städter nicht mehr auffommen kann. Dadurch aber ist dem Getreidebau ein doppelter Nachtheil zugefügt worden. Nicht nur bleibt diejenige Quantität Getreides, die früher zum Brantweinbrennen verbraucht wurde, ungenutzt liegen, sondern es wird auch nicht, wie es früher der Fall war, ein Vorrath zu diesem Behuf aufgespeichert. So lange nämlich Korn für Brantwein verbraucht wurde, und dieses Gewerbe unter Viele vertheilt war, auch einen Hauptzweig der städtischen Betriebsamkeit, besonders in Landstädten, bildete, so lange sorgte ein jeder, der sich damit befaßte, einen gehörigen Vorrath von Korn liegen zu haben; er kaufte davon, sobald ihm der Preis niedrig genug schien, oder er kaufte es, wenn es schien, als ob der Preis in die Höhe gehen würde, und speicherte es auf. Hierdurch erhielt sich eine stete Nachfrage dafür, die ein Gleichgewicht im Preise zur Folge hatte; denn nicht der

augenblickliche Bedarf allein ist es, der den Preis macht, sondern die Vorsorge für einen Vorrath, um stets den augenblicklichen Bedarf befriedigen zu können, wirkt zugleich mächtig ein, und verhindert bedeutende Schwankungen der Preise. Durch diese Vorsorge hatte sich stillschweigend eine Aufspeicherung gebildet, die Herr von Knobelsdorff vermißt, und deren Abwesenheit er, neben andern mitwirkenden Ursachen, das fortwährende Sinken der Getreidepreise beilegt. Nur darin ist ein bedeutender Unterschied zwischen jener Aufspeicherung und jeder anderen künstlichen, die jetzt an ihre Stelle treten soll, daß erstere auf dem wirklichen Bedarf beruhete, und jeder der sie unternahm, die Gewißheit hatte, daß ein solcher Vorrath verbraucht werden würde.

Es dürfte daher wohl nicht ganz unrathsam seyn, den Verbrauch des Korns im Innern dadurch zu vermehren, daß von Staats wegen das Brantweinbrennen aus Kartoffeln, so lange die Getreidepreise so niedrig stehen, daß sie dem Landmann die Unkosten, die er auf ihre Erzielung wenden muß, nicht wieder erstatten, verboten und nur das Brennen des Kornbrantweins gestattet werde. Es würde dadurch der augenblicklich drückende Vorrath von Korn bald verringert werden; und da die oben bezeichneten Verhältnisse, nach und nach, sich wieder herstellen werden, so darf man erwarten, daß nicht nur dadurch dem ferneren Sinken der Getreidepreise Einhalt geschehen, sondern daß auch das Schwanken derselben aufhören werde.

Der Verfasser glaubt der Erklärung überhoben zu

seyn, daß er bei diesem Vorschlag von aller Project-macherei entfernt ist. Er hat seinen Lesern den Weg gezeigt, den er bei seinen Untersuchungen genommen, auf welchem er demnach nothwendig hat zu diesem Resultat hat gelangen müssen. Eben so fremd, wie das Projectmachen, ist ihm auch der Gedanke, Anderer Untersuchungen vorgreifen zu wollen; ihm kann nichts Erfreulicheres begegnen, als den Gegenstand von vielen Seiten her untersucht zu sehen, um endlich zu einem dem Zweck vollkommen entsprechenden Resultat zu gelangen. Damit er aber sich dem Vorwurfe nicht aussetze, als hätte er bei diesem Vorschlag weder die Schwierigkeit bei der Ausführung, noch die Folgen desselben erwogen: so mögen die Einwendungen, die er als möglich sich erdenken konnte, so wie eine vorläufige Beantwortung derselben, hier ihren Platz finden.

Die erste die er erwartet, dürfte wohl die seyn, die in einer gewissen Richtung unserer Zeit ihren Grund hat. Ein solches Verbot, könnte man sagen, hebe alle Freiheit im Staate auf, indem es dem Menschen untersage, von seinem Eigenthum den zweckmäßigsten und vortheilhaftesten Gebrauch zu machen.

Der Verfasser kann sich hier nicht in eine Erörterung von dem einlassen, was, nach seinen Ansichten, eine wohlverstandene Freiheit im Staate sei, bei derem ruhigem Genuß Alle sich glücklich fühlen und gedeihen; nur das muß er bemerken, daß dort, wo das Thun können, was man will, herrscht, bei welchem Einzelne nur den Genuß haben, während Tausende unter Entbehrungen erliegen, sie wahrlich nicht anzutreffen

sei. Die Libertas quidlibet faciendi, wie sie unsere alten Publicisten bezeichnen, ist es nicht, die Schutz und Schirm verleihet; unter ihrer Herrschaft muß es nothwendig zum Kriege Aller gegen Alle kommen, der auch nur mit einer gänzlichen Zerstörung und Auflösung aller gesellschaftlichen Bande endigen kann.

Eine zweite Einwendung könnte vielleicht die seyn, daß der Brantwein vertheuert und der Verbrauch durch diese Theuerung verringert werden dürfte, wodurch die Staatseinnahme geschmälert werden würde.

Bei einem Gegenstande unmittelbarer Nothwendigkeit, wie dieser ist, kann eine mäßige Vertheuerung, — und mehr als eine solche kann es ja nicht seyn, — den Verbrauch nicht so sehr verringern, daß die Staatseinnahme dadurch verkürzt würde. Gesetzt aber, es ginge wirklich ein Nachtheil für die Staatskassen daraus hervor, so kann es nur der kurzsichtigste Staatswirth seyn, der den Vortheil, der auf der andern Seite errungen wird, und von welchem den Staatskassen ein bedeutender Antheil als Entschädigung zufließen muß, nicht berechnen kann.

Eine dritte Einwendung dürfte von einer andern Seite herkommen: nämlich, daß dadurch dem armen Manne der einzige Genuß, den er hat, vertheuert werde.

Es giebt Philanthropen, in deren Ansicht das Brantweintrinken ein Gräuel ist, die es daher mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu sehen wünschen. Der Verfasser theilt diese Ansicht nicht: im Gegentheil ist er des Dafürhaltens, daß in Ländern, die die Natur nicht

mit der Gabe des Weinstocks beglückt hat, ein mäßiger Genuß des Brantweins nothwendig sei; auch wünscht er die Meinung derjenigen, die es beurtheilen können, zu vernehmen, ob bei der so verbreiteten Nahrung von Kartoffeln, der Genuß des Brantweins nicht noch nothwendiger, als vorher geworden sei. Was aber die Gräuel gegen die Sittlichkeit betrifft, um derentwillen die Philanthropen den Genuß des Brantweins ganz untersagt zu sehen wünschen, so bekennt er, daß er sie nirgends, weder allgemein verbreitet noch herrschend, gefunden, sondern überall nur bemerkt hat, daß nicht mehr als polizeiliche Wirksamkeit dazu gehöre, um solche Gräuel in ihrem Keime zu ersticken. Es giebt aber auch Leute, deren gar zu weit gehende Humanität dem armen Mann ein größeres Maß von Glück, als seine Verhältnisse hienieden gestatten, aufdringen möchten, und von diesen kann er die Einwendung der Vertheuerung erwarten. Es möchte aber vergebens seyn, ihnen zu antworten, daß in jetzigen Zeiten, gerade hierin die einzige Abgabe liege, die von dem Consumenten getragen, und wodurch gewissermaßen eine Ausgleichung im Steuersysteme hergestellt werde; deswegen wünscht er sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß die Vertheuerung so bedeutend nicht seyn kann.

Eine vierte und letzte Einwendung, die der Verfasser zu erdenken im Stande ist, möchte in der Bemerkung liegen, daß Nachbarstaaten dadurch in den Stand gesetzt werden, einen bei weitem wohlfeileren Brantwein zu liefern, wodurch das Einschwärzen desselben noch mehr überhand nehmen würde.

Die Ursachen, warum Nachbarstaaten wohlfeiler produciren und fabriziren, liegen tiefer, als man geneigt ist, sie zu suchen, und dürfen so leicht nicht gehoben werden können; deswegen kann der Andrang von ihrer Seite, ihr wohlfeileres Produkt abzusetzen, nicht ganz zurückgehalten oder unwirksam gemacht werden. Was daher bis jetzt nothwendig war, wird in einem höheren Grade fortgesetzt werden müssen; die Wachsamkeit gegen das Einschwärzen, wird an den Gränzen vermehrt werden müssen. Da aber die Nachbarstaaten durch den Unwerth des Getreides einen eben so großen Nachtheil empfinden, mitunter einen noch größeren: so dürfte vielleicht der Fall eintreten, daß sie, bei der Erfahrung, daß die hier genommene Maßregel ihrem Zweck entspreche, sich ebenfalls zur Annahme derselben bewogen finden, wodurch alsdann Eine Seite des Nachtheils, nämlich der gar zu große Unterschied im Preise, gar nicht vorhanden seyn wird.

Andere Einwendungen, als diese, ist der Verfasser nicht im Stande gewesen zu erdenken; er ist aber auch nicht geneigt zu glauben, daß es deren nicht und vielleicht auch noch wichtigere gebe. So viel aber glaubt er durch seine Untersuchungen festgestellt zu haben, daß, welche Maaßregel auch von Staatswegen ergriffen werden möge, um den Druck, der auf dem Landmann lastet, zu heben, eine solche nur dann wirksam seyn könne, wenn sie die Möglichkeit, den Ueberschuß des Korns zu verbrauchen, in sich faßt. Jede andere, bei welcher nicht unmittelbar hierauf Rücksicht genommen wird, ist nur ein Palliativ, das seiner Natur nach

wohl eine augenblickliche Erleichterung geben kann, aber mit der Zeit nur noch größere Nachtheile herbeiführen muß. Von allen Hoffnungen und Erwartungen für einen besseren Zustand des Landmannes, möchte aber die einer Ausfuhr des Korns nach der Fremde, die Allertrostloseste seyn.

Ueber Friedrichs des Zweiten historischen Blick.

Dieser große König sagt in einer, seinen Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg angehängten Abhandlung:

„Wir legen dem Leser dieses Werks nur eine Auswahl der auffallendsten und bezeichnendsten Züge des Genius der Brandenburger in jedem Jahrhunderte vor. Doch welchen Unterschied bieten diese Jahrhunderte dar! Völker, die ein unermeßlicher Ocean trennt, Völker, die unter entgegengesetzten Wendezirkeln wohnen, können in ihren Gebräuchen nicht verschiedener seyn, als die Brandenburger es von sich selbst sind, wenn wir die Zeiten des Tacitus mit denen Heinrichs des Finklers, diese mit denen der Kurfürsten Johann Cicero; diese mit denen Friedrichs des Ersten, Königs von Preußen, vergleichen.“

„Zerstreut durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände, schaut die große Menge in die Zauberlaterne der Welt, ohne den Erscheinungen nachzudenken; sie beachtet die auf einander folgenden Veränderungen in den Gebräuchen eben so wenig, als wenig man in einer großen Stadt die Verheerungen beachtet, die der Tod täglich darin anrichtet, wofern er nur den kleinen Kreis Derer verschont, mit denen man am engsten verbunden ist. Gleichwohl findet man nach einer

kurzen Abwesenheit andere Einwohner und neue Moden!"

„Wie belehrend ist es, frühere Jahrhunderte zu mustern und zu sehen, durch welche Verkettung sie mit unseren Zeiten zusammenhangen! Ein Volk in seiner größten Stumpfsinnigkeit auffassen, den Fortschritten desselben folgen und diese bis in die Zeit der Civilisation begleiten, heißt dies etwas anders, als den Seidenwurm in seinen Verwandlungen, von der Puppe an bis zum Schmetterling, studiren?"

„Freilich ist dies Studium demüthigend! Es gewinnt nur allzu sehr das Ansehn, als ob ein unveränderliches Naturgesetz die Menschen nöthige, durch mancherlei Ungereimtheiten durchzugehen, ehe sie zu einem gewissen Grade von Vernunft gelangen können. Gehen wir auf den Ursprung der Völker zurück, so finden wir sie alle gleich barbarisch. Langsamen Ganges und auf vielen Umwegen sind einige zu einer gewissen Stufe der Vollkommenheit gelangt; andern ist dies raschen Fluges gelungen. Die Verschiedenheit der Wege läßt sich nicht verkennen; überdies aber haben die Geschlifenheit, die Betriebsamkeit und die Künste in den verschiedenen Ländern, wohin sie verpflanzt wurden, durch den unvertilgbaren Charakter jeder Nation einen Erdreichs-Geschmack angenommen, den man sogleich wahrnimmt, wenn man Werke liefet, die zu Padua, London oder Paris geschrieben sind. Ich nehme nur die Geometrie aus."

„Die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, welche die Natur in diesen allgemeinen und besonderen Charakteren anbringt, ist ein Zeichen ihres Reichthums, aber auch

ihrer haushälterischen Einsicht. Denn, obwohl jede der verschiedenen Nationen, welche den Erdboden bedecken, ihren eigenthümlichen Genius hat: so scheint es doch, als ob gewisse große Züge, die sie von einander unterscheiden, unveränderlich seien. Jedes Volk hat seinen eigenthümlichen Charakter, der durch ein Mehr oder Minder von Erziehung abgeändert werden kann, dessen Grundzüge aber nicht zu verwischen sind. Es würde uns nicht schwer werden, diese Behauptung durch physische Beweise zu unterstützen; doch wir wollen uns nicht von unserem Gegenstande entfernen. Es folgt daraus, daß Fürsten die Denkart ihrer Völker nie gänzlich umgeschaffen haben. Nie konnten sie die Natur zwingen, große Männer zu liefern, wenn diese sich versagt. Obgleich der Bergbau ihren Befehlen unterworfen ist, so sind die reichen Adern doch von ihnen unabhängig. Diese öffnen sich plötzlich, und liefern reiche Ausbeute; aber sie verlieren sich auch wieder zu einer Zeit, wo man sie auf das Begierigste verfolgt.

Wer den Tacitus und Cäsar gelesen hat, wird die Deutschen, die Franzosen und die Engländer in den Farben wieder erkennen, womit jene sie gemalt haben; achtzehn Jahrhunderte haben sie nicht verwischen können. Wie könnte also eine Regierung bewirken, was, so viele Jahrhunderte nicht vermocht haben! Ein Bildhauer kann einem Stücke Holz eine beliebige Form geben, er kann einen Aesop oder einen Antinous daraus machen; nie aber wird er die dem Holze anklebende innere Beschaffenheit verändern können. Jedem Volke werden immer gewisse Laster und Tugenden eigen bleiben. Er-

scheinen uns die Römer unter den Antoninen tugendhafter, als unter den Tiberen: so rührt dies daher, daß die Verbrechen unter jenen ernstlicher bestraft wurden; das Laster durfte es nicht wagen, sein besudeltes Haupt empor zu heben, aber der Lasterhaften gab es deswegen nicht weniger. Die Fürsten werden ihren Völkern einen Firniß von Geschliffenheit geben, die Gesetze in ihrer Kraft, die Wissenschaften in ihrer Mittelmäßigkeit erhalten; doch verändern werden sie das Wesen der Dinge nicht. Sie fügen zu der herrschenden Farbe des Gemäldes nur eine vorübergehende Mittelfarbe hinzu.

„Das haben wir zu unseren Zeiten in Rußland erlebt! Peter der Erste ließ seinen Moskowitern den Bart abschneiden, befahl ihnen, an den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohn zu glauben, ließ einige von ihnen französisch kleiden, sie sogar Sprachen lernen. Gleichwohl wird man noch lange die Russen von den Franzosen, Italiänern und anderen Völkern Europa's unterscheiden."

„Nur gänzliche Verwüstung der Staaten und Wiederbevölkerung durch fremde Colonieen können, glaub' ich, eine wesentliche Veränderung in dem Geiste eines Volks bewirken. Doch, wohl gemerkt, dann ist es nicht mehr dasselbe Volk! Auch stände es noch dahin, ob nicht Luft und Nahrung mit der Zeit diese neuen Bewohner den alten gleich machen würde."

Was ist der allgemeine Sinn dieser so tiefen, als meistens richtigen Bemerkungen?

Kein anderer, wie es scheint, als: „daß die Civilisation ihren eigenen Gesetzen folgt, die man zwar erkennen, aber nicht aufheben kann; und daß alle Geschichtschreibung nur in sofern einen Werth hat, als sie den Uebergang von einem Civilisations-Zustande zum andern genau mit den Ursachen bezeichnet, die ihn bewirkt haben.“ Und o! wie viel fehlt noch immer daran, daß die Preußen eine ihres Civilisations-Zustandes würdige Geschichte hätten!

Berichtigungen

für das sechste Heft dieses Jahrganges.

Seite 149 Zeile 13 v. unten lies; statt feine Neffen, seinen Neffen.
— 152 — 1 v. u. l. st. muß, seyn muß.
— 156 — 14 v. o. l. st. kaiserlichen, Kaiserlichen.
— 160 — 4 v. u. muß hinter „zusammengetroffen“ das Komma wegfallen.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Ueber den westphälischen Frieden und die nothwendigen Wirkungen desselben.

In den letzten sechs Jahren des dreißigjährigen Krieges schlug man sich nur, um mit besserem Erfolge den Frieden unterhandeln zu können; denn von der Ermattung erwartete man ein Resultat, das die Vernunft allein nicht geben zu können schien, das folglich ganz wegfallen mußte, so lange die Nothwendigkeit nicht den Ausschlag gab über die Freiheit.

Die alten Verhältnisse Deutschlands, (innere sowohl als äußere,) waren durch einen vierundzwanzig jährigen Krieg aufs Wesentlichste verändert worden. Dieser Veränderung Anerkennung und Gewähr zu verschaffen, dies war die zu lösende Aufgabe. Die Art und Weise wie man sie auffaßte, gehörte dem siebzehnten Jahrhundert an; denn was zuletzt das Werk einer vierjährigen Un-

terhandlung wurde, dasselbe hätte das Werk einer schnellen und freudigen Uebereinkunft werden können, wenn man damals, wie gegenwärtig, in einer richtigen Anschauung des Unterschiedes zwischen Kirchenthum und Religion die Aufforderung zur Duldsamkeit gefunden hätte. Daß man im siebzehnten Jahrhundert diesen Unterschied nicht faßte, rührte wesentlich daher, daß in jener Zeit Kirche und Staat noch allzu sehr vermengt waren, als daß man beide ohne Gefahr hätte von einander sondern können; denn so lange der größte und beste Theil der Gesetzgebung nicht im Staate, sondern nur in der Kirche anzutreffen war, mußte man annehmen, daß die letztere die einzige und ewige Stütze des ersteren sei. Nichts desto weniger leistete der zu Stande gebrachte Vertrag, was er zu leisten bestimmt war. Wie durch Luthers Reformation die erste Bahn zu einer richtigeren Auffassung des Wesens der Gesellschaft gebrochen wurde: eben so wurde durch das Friedenswerk von Münster und Osnabrück diese Bahn zugleich gereinigt und erweitert. Und obgleich die Friedensstifter über die Prinzipien, die ihrer Arbeit zum Grunde lagen, schwerlich Rechenschaft zu geben vermochten: so geschah durch sie doch alles, was der Civilisations-Grad vor hundert und achtzig Jahren in der europäischen Welt erforderte: nämlich die Anerkennung der Rechtmäßigkeit eines nicht römisch-katholischen Kirchenthums, das deshalb nicht minder ein christliches sei.

Um nun zunächst zu zeigen, wie schwach der innere

Zusammenhang der europäischen Welt im siebzehnten Jahrhunderte war, und wie schwerfällig sich damals noch alles bewegte, wird vor allen Dingen nöthig seyn, zunächst das Andenken an den langsamen und schläfrigen Zusammentritt des Friedens-Congresses zu Münster und zu Osnabrück in der Seele des Lesers anzufrischen. Wenige Notizen werden dazu hinreichen.

Der Plan des Jesuiten-Ordens, das römisch-katholische Kirchenthum auf den Trümmern der deutschen Verfassung neu zu gründen und durch streng monarchische Einrichtungen zu befestigen, war an der gebietenden Persönlichkeit Gustav Adolphs gescheitert. Doch wurde dieser Plan erst nach dem Tode Ferdinands des Zweiten aufgegeben; und nichts trug mehr dazu bei, als die innigere Vereinigung Schwedens und Frankreichs, nach der Schlacht bei Nördlingen. Unfähig, beiden Mächten zugleich die Stirn zu bieten, fühlten Deutschlands Fürsten, daß, wenn ihre Lage sich nicht von Tag zu Tage verschlimmern sollte, eine Friedensunterhandlung auf Kosten des Reichs eingeleitet werden müsse. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1640 boten sie alles auf, den Kaiser zu überzeugen, daß er sich in die Forderungen der ausheimischen Mächte fügen müsse; und da Frankreich den Vorschlag zu einem Friedens-Congresse in Westphalen gemacht hatte, so wurde dieser Vorschlag wenigstens nicht ganz zurückgewiesen.

Doch erst am Schlusse des folgenden Jahres (25. December 1641) wurden, unter Vermittelung Christians

des Vierten, Königs von Dänemark, die Friedens-Präliminarien zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossen.

In diesen waren Münster und Osnabrück als die Punkte bezeichnet, wo die Unterhandlungen gepflogen werden sollten.

Gleichwohl verstrich das folgende Jahr, ohne daß auch nur das Mindeste für die Wiederherstellung des Friedens geschah; man fuhr fort, sich aufs Blutigste zu schlagen, indem man unstreitig die Hoffnung nährte, durch Waffenerfolge Nachgiebigkeit erzwingen zu können. Nach Richelieu's Tode zeigte Mazarin, gedrängt von den Unruhen der Fronde, Geneigtheit zum Frieden; und da das Haus Oesterreich, nach neuen Unfällen, fürchten mußte, daß ihm sein Einfluß auf das evangelische Deutschland ganz entrissen werden könnte: so entschloß es sich endlich, den Reichshofrath Doctor Johann Crane nach Münster und Osnabrück zu senden, um daselbst alles für den Empfang der bevollmächtigten Minister vorzubereiten.

Dieser Doctor lösete feierlich den Eid, wodurch die Stadt Münster dem Kaiser und Reich, so wie ihrem Bischof, verbunden war; denn nur auf diese Weise ließ sich für die Fortdauer der Friedensunterhandlung ein neutrales Gebiet gewinnen. In Osnabrück konnte gleichzeitig nicht dasselbe geschehen; denn auf dem Petersberg dieser Stadt lag noch schwedische Besatzung, welche erst am 4. July abzog.

Nicht lange nach jenem Act, der den 27. May 1643 vollzogen wurde, erschien der erste der kaiserlichen Be-

vollmächtigten, Graf Ludwig von Nassau, begleitet von einem zweiten Gesandten, dem Doctor Isaak Volmar, der in früherer Zeit sein Lehrer gewesen und mit ihm zum römisch-katholischen Kirchenthume übergegangen war. Beide hatten den Kampf, worin die Doctrinen ihrer Zeit lagen, nur benutzt, um sich geltender zu machen. Entfernt von allem, was Fanatismus genannt zu werden verdient, trugen sie Vieles in sich, wodurch das Friedensgeschäft erleichtert werden konnte; doch fand Volmar einen heftigen Gegner an dem Reichshofrath Crane, der, indem er Volmars Erscheinung in dem Lichte einer ihm widerfahrenden Zurücksetzung betrachtete, den lauen Sinn seines Nebenbuhlers für die geistlichen Güter unverzeihlich fand. Damit nun beide sich weniger hinderlich werden möchten, wurde Crane, welcher anfänglich zum zweiten Gesandten in Münster bestimmt war, in gleicher Eigenschaft zur Verhandlung mit den Schweden zu Osnabrück bevollmächtigt, wo er denn freilich die beste Gelegenheit hatte, seine Leidenschaft für die geistlichen Güter an den Tag zu legen. Ihn hatte seine Gelehrsamkeit empor gebracht, und sein schöner Ausdruck in der lateinischen Sprache, die damals noch in den Staatsgeschäften des Reichs gebraucht wurde, machte ihn brauchbar für die Laufbahn eines Diplomaten; doch an Gewandtheit des Geistes und in der Gabe zu unterhandeln, stand er weit hinter Volmar zurück, welcher die Kunst besaß, die ärgsten Zweideutigkeiten hinter anscheinender Bestimmtheit und Wahrheit der Redensarten zu verbergen. Je weniger in diesen Zeiten das Wesen der Gesellschaft erkannt war, je mehr demnach die erste und solideste al-

ler Wissenschaften durch Rhetorik und Phrasen ersetzt werden mußte: desto mehr galten diejenigen, die es hierin bis zur Tugendlichkeit gebracht hatten, desto langsamer schritt aber auch das Geschäft fort, dem sie sich unterzogen hatten; denn man vereinigt sich nur in Grundsätzen.

So verhielt es sich mit den kaiserlichen Bevollmächtigten. Einen ganzen Monat hatten sie zu Münster zugebracht, ohne daß die anderen Bevollmächtigten sich daselbst eingefunden hatten. Nichts hörte man von dem Aufbruch der französischen Gesandten; und weil diese noch ausblieben, so wollten auch die schwedischen, die schon bis Minden vorgerückt waren, nicht herankommen, und die spanischen, die in den Niederlanden weilten, den Fortgang des großen Geschäftes in Cöln erwarten. Vergeblich ermahnten die kaiserlichen Bevollmächtigten die Partheien, daß sie sich einfinden möchten: alles blieb unbewegt, bis endlich am 5. September sich neue Friedensboten zeigten; denn vier dänische Gesandte, welche den Vermittler zwischen dem Kaiser und Schweden spielen sollten, erschienen zu Osnabrück in Kutschen, die mit Sammet bedeckt und mit goldenen Borten verbrämt waren. Ihr Gefolge bestand aus hundert und drei Personen, und unter diesen befanden sich zwölf Edelleute, die ihnen vortraten, und sechs Trabanten, die Hellebarden trugen. Durch solche Mittel hoffte man in diesen Zeiten die Leerheit an wahrhaft nützlichen und tüchtigen Gedanken zu verbergen; der Luxus der Regierungen war der zuverläßigste Ausdruck ihrer Kraftlosigkeit und ihres geistigen Unvermögens.

Da die reichsständischen Bevollmächtigten noch immer ausblieben, so wurden sie durch die kaiserlichen und die schwedischen Gesandten aufs Neue aufgefordert, sich einzufinden. Doch es vereinigten sich alle nur mögliche Ursachen zur Verspätung ihrer Ankunft; theils trauete man den Absichten des Kaisers nicht, theils fehlte es an Geld, die Kosten einer langwierigen Unterhandlung zu bestreiten, theils hatte man Mühe, Männer zu finden, die Tauglichkeit und Selbstvertrauen genug besaßen, sich zu der schwierigen Sendung herzugeben. Zu dem Allen kam die muthlose Trägheit, welche dem Unglück eigen ist: man trug Bedenken, auf eine Unterhandlung einzugehen, von der man voraussahe, daß sie nicht ohne Verlust beendigt werden könnte; man fürchtete sich, den Abgrund auszumessen, worin Deutschland seit fünf und zwanzig Jahren versunken war. So verstrichen mehrere Monate.

Endlich hieß es, daß die beide französischen Gesandten, die Grafen d'Avaux und Servien, von Paris nach Münster aufgebrochen wären. Jetzt nun hielten die Spanier es für vortheilhaft, ihnen dahin zuvorgekommen zu seyn. Diese brachen also von Cöln auf; und als sie sich dem Friedensorte hinlänglich genähert hatten, sendete ihnen der Graf von Nassau seine Kutsche mit etlichen Edelknaben entgegen. Ihr Einzug in Münster geschah unter Begrüßung von Musketensalven und einigen Kanonen, während Soldaten und Bürger am Thore und auf dem Platze vor dem Rathhause aufgestellt waren. Mit zwei Kutschen, deren jede mit sechs Rossen bespannt war, sah man den Grafen Zappada an-

langen, und auf ihn folgte Don Brun, dessen Kutsche von vier Pferden gezogen wurde. Nach ihnen langte am 6. November noch ein dritter Gesandter an. Dies war Don Diego Saavedra Faxardo, berühmt durch seine Schriften, noch berühmter durch seine eigenthümlichen Sitten, in welchen er den Stolz und die Trägheit seiner Nation aufs Innigste vereinigte. Bei seiner Begrüßung redete der Graf von Nassau französisch, Volmar italiänisch; Saavedra Faxardo antwortete spanisch, bis, nach beendigter Begrüßung, die Unterredung in französischer Sprache fortgesetzt wurde.

Bald nach den Spaniern fand sich auch der venetianische Bothschafter in Münster ein. Sein Name war Aloys Contarini. Es wird nirgend gesagt, was ihn auf den Friedens-Congreß geführt habe; und da die Sache, um welche es sich handelte, der Republik Venedig gänzlich fremd war, so darf man unstreitig annehmen, daß er, auf die gemeinsame Aufforderung der streitigen Partheien, erschienen sei, und zwar als Vermittler. Contarini war berühmt durch sein Talent im Unterhandeln: in London und Paris, in Rom und Constantinopel hatte er glänzende Beweise davon gegeben, und wenn, wie es bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück unwidersprechlich der Fall war, die Menschen ihrer eigenen Einsicht mißtrauen, so erfordert eine ganz gemeine Klugheit, Personen zur Hand zu haben, die sich darauf verstehen, die Ausbrüche der Leidenschaft entweder abzuwenden, oder zu versöhnen.

Zwei Tage darauf (den 18. Novmbr.) erschien auch der zweite schwedische Abgesandte, Adler Salvius, in

Osnabrück. Schon hofften die versammelten Friedensboten, daß die Verhandlung jetzt werde eröffnet werden; und um keine Zeit zu verlieren, fragten die dänischen Vermittler sogleich bei Salvius an, ob er zum Geschäfte schreiten wollte. Allein dieser that sehr spröde, und verschob alles auf die Ankunft der Franzosen. Der erste schwedische Gesandte Oxenstierna (ein Sohn des Kanzlers gleichen Namens) blieb unter dem Vorwande einer Krankheit noch immer in Minden zurück; und so entstand sehr bald der Verdacht, daß es den Schweden mit der Friedensversammlung nicht Ernst sei.

Das Jahr 1643 verstrich, ohne daß die französischen Bothschafter erschienen; gänzlich aber verschwand die angeregte Hoffnung eines baldigen Friedens, als Schweden, gereizt von den Bedrückungen, welche seine Schiffe erfuhren, seinem Feldherrn Torstenson das Herzogthum Holstein besetzen ließ. Denn nicht mit Unrecht schloß man aus dem Verfahren des Königs von Dänemark, daß er nur aus Freundschaft für den Kaiser zugleich den Frieden vermittele und den Krieg erweitere, daß also des Kaisers Absicht auf nichts weniger gerichtet sei, als auf den Frieden. Das Einzige, womit man sich unter diesen Umständen tröstete, war die baldige Ankunft der französischen Bevollmächtigten, welche vom Haag aus das Ceremoniel bestimmt hatten, womit sie aufgenommen seyn wollten. Ein wichtiger Punkt in demselben war, der Titel „Excellenz"; und die kaiserliche Gesandtschaft erklärte gegen den vermittelnden Bothschafter Venedigs, daß den Franzosen die Kutschen nebst den vornehmsten Offizieren entgegen gesendet, jeder

Bothschafter, nach seiner Ankunft in Münster, von den Kaiserlichen besucht und mit dem Titel der Excellenz belegt werden sollte; dies alles jedoch mit der Bedingung, daß die Franzosen hinwiederum dasselbe gegen die kaiserlichen Bothschafter beobachten müßten.

Wer sich über diesen Geist der Förmlichkeit wundern wollte, der würde wenigstens in sofern im Irrthum seyn, als er vergäße, daß der Friedens-Congreß zu Münster und Osnabrück der erste seiner Art war, und daß folglich die Bahnen, in welchen man sich zu bewegen gedachte, vorher genau verabredet werden mußten, wenn man nicht auf die erste unsanfte Berührung wieder aus einander fliegen wollte. Größere Uebung im Unterhandeln hat seitdem zur Abkürzung des Ceremoniels geführt; vor allen Dingen aber haben die Regierungen seit etwa hundert und achtzig Jahren in der innigeren Vereinigung mit den Regierten gelernt, wie viel für das gesellschaftliche Gedeihen davon abhängt, daß Zeit erspart werde. Im siebzehnten Jahrhunderte hatte man davon schwerlich eine Ahnung.

Dem Grafen d'Avaux, welcher zuerst nach Münster aufgebrochen war, ging nicht alles nach Wunsch. Voll des Vorsatzes, mit großem Gepränge in jene Stadt einzuziehen, mußte er hierauf Verzicht leisten, weil ein wesentlicher Theil seines Gefolges und Gepäcks zurückgeblieben war. Die Gesandten des Kaisers, des Königs von Spanien und der Republik Venedig, von seiner Ankunft unterrichtet, schickten ihm am 17. May 1644 ihre Kutschen entgegen und ließen ihn auf dem Felde begrüßen. Zwar konnte dies den Grafen noch nicht

bewegen, seinen Einzug auf der Stelle zu halten; da aber eine Menge Volks nachgezogen war, so sah er sich hierdurch zum Einzuge gezwungen. Er tröstete sich damit, daß es ihm, nach wenigen Tagen, nicht an Gelegenheit fehlen werde, seinen Glanz zu zeigen. „Ich will — so schrieb er seiner Königin — sehen lassen, welcher Art auch die geringsten Diener Ew. Majestät sind, und daß der Krieg uns nicht arm gemacht hat." Eine Aeußerung, die so ganz der diplomatischen Aufgeblasenheit seines Jahrhunderts angehört.

Diese Aufgeblasenheit bewährte sich, als es, wenig Tage darauf, die Einholung des päbstlichen Nuncius galt. Nur den kaiserlichen Bothschaftern räumte der Graf d'Avaux den Vorrang ein; und diesen vor den spanischen zu behaupten, war er fest entschlossen, den Platz unmittelbar nach der kaiserlichen Kutsche durch zwölf Reiter zu behaupten, die, wenn derselbe streitig gemacht würde, den Auftrag hatten, die Stränge an der spanischen Kutsche zu zerschneiden. Glücklicher Weise wurde die spanische Gesandtschaft hiervon zeitig durch den venetianischen Vermittler unterrichtet. Sie hatte Kaltblütigkeit genug, um einem Wettstreite dieser Art zu entsagen; und gänzlich daheim bleibend, entschuldigte sie sich hinterher bei dem Nuncius mit ihrer Unkenntniß seiner Nähe. Ihr zu Gefallen hielt auch der Gesandte Venedigs seine Kutsche zurück.

Also, nur von der kaiserlichen und von der französischen Kutsche begleitet, zog der päbstliche Bothschafter in Münster ein. Sein Name war Fabio Chigi. Von seinem Charakter wird weiter unten die Rede seyn; doch kön-

nen wir in diesem Zusammenhang nicht unbemerkt lassen, daß sein Einzug höchst unscheinbar und einfach war. Nichts an demselben verkündete den Bothschafter des Nachfolgers europäischer Universal-Monarchen; und die eitelen Franzosen unterließen nicht darüber zu spötteln, daß auf einem Korbe des Gepäcks ein Barfüßermönch saß, der ihnen wie ein schwarzer Hahn auf dem Gepäcke eines Marketenders erschien.

Mit desto größerem Glanze erschien der zweite französische Gesandte, Graf Servien, in Münster. In einem eigenen Wagen fuhr seine Gemahlin voraus. Dann folgte der Wagen des Grafen d'Avaux, worin er neben dem ankommenden Gefährten saß, um auch auf diese Weise den Rang vor den Spaniern zu behaupten. Nicht weniger als zwölf Pagen und zwei und dreißig Edelleute waren in seinem Gefolge: ein Umstand, der einigen Bothschaftern höchst zuwider war, weil sie von dem allzu starken Geleite der Franzosen für ihre Sicherheit fürchteten.

Jahr und Tag war demnach verflossen, ehe das Geschäft der Friedensstiftung anheben konnte. Wie man nun auch über diese Erscheinung urtheilen möge: immer geht daraus hervor, daß die Regierungen dieser Zeit ganz anderen Interessen folgten, als diejenigen sind, die sich in neuerer Zeit bewährt haben. Wenig berührt von dem Schicksal der Völker, ließen sie sich nur auf das ein, was ihrer Bequemlichkeit und den Privat-Rücksichten entsprach, die sie zu nehmen für gut befanden. Und da es auf diese Weise kein allgemeines Interesse gab: so darf man sich auch nicht darüber wundern, daß die

Unterhändler, unbekümmert um das, was der vorhandene Civilisations-Grad in Ansehung der europäischen Gesetzgebung forderte, nur bei dem stehen blieben, was die Convenienz der Partheien mit sich brachte. Glücklicher Weise war das, was sie am meisten übersahen, von einer solchen Beschaffenheit, daß es sich selbst Bahn brach; und die natürliche Folge davon war, daß es sich mit den schwachen Begünstigungen, die ihm, eigentlich aus bloßer Noth, zu Theil wurden, begnügen konnte.

Ehe wir aber die eigentliche Geschichte der Verhandlungen zu Münster und Osnabrück beginnen, wird es nöthig seyn, die Charaktere der Hauptpersonen, die bei diesen Verhandlungen eine Rolle spielten, zu beleuchten; denn nur aus dem Verhältniß der Schauspieler zu dem Stück, das von ihnen aufgeführt wird, kann die Wirkung beurtheilt werden, welche dies Spiel zurückläßt.

Wesentlich handelte es sich um die Frage, ob man den, von dem römisch-katholischen Kirchenthume abweichenden Kirchenthümern ein gesetzliches Daseyn gestatten dürfe, oder nicht; so lautete wenigstens die Frage in Beziehung auf die europäische Welt. Mit welchen Mitteln aber waren diejenigen ausgerüstet, die diese Frage zu beantworten hatten? Was trug jeder Einzelne in sich, um ihn zur Theilnahme an einer so wichtigen Entscheidung zu berechtigen?

Wir wollen sehen!

Der Graf Zappada, bestimmt, auf dem Friedens-Congresse die Figur zu machen, war in spanischer Granbezza und römisch-katholischem Kirchenthume so verfun-

ken, daß er sich gar keinen Begriff von dem eigentlichen Gegenstande der Verhandlung machen konnte. Man charakterisirt diesen Bevollmächtigten, wenn man den Brief anführt, den er an den Reichshofrath Crane in dem Augenblicke schrieb, wo dieser nach Osnabrück abgehen mußte. „Wie schmerzt mich — so drückte er sich darin aus — das Loos Deiner Excellenz und der vortrefflichen Gemahlin, die ihr mit höchster Frömmigkeit und Religion unsere Tempel zu besuchen und zu verehren gewohnt seid, daß ihr hinfort unter Ketzern und den ergrimmtesten Feinden der katholischen Wahrheit das Leben hinbringen werdet!“ Dieser Stereotype des Inquisitionsgerichts endigte nicht lange darauf; und an seine Stelle trat der Graf Penneranda, ungefähr von gleichen Eigenschaften.

Minder befangen in alten Vorurtheilen war Saavedra Fajardo; ja man darf sagen, daß er unter den Bevollmächtigten dieses Friedens-Congresses die meiste wissenschaftliche Bildung besaß. Den vollständigsten Beweis davon liefern noch jetzt seine Werke, unter welchen die Idee eines christlich politischen Fürsten bedeutende Ahnungen in sich schließt, seine Gelehrten Republik (republica literaria) eben so viel Gelehrsamkeit, als Beurtheilung und Phantasie, enthält, und seine Narrheiten Europa's — ein Werk, das zu Münster sein Daseyn erhielt — zum wenigsten beweisen, daß er die Krisis seiner Zeit mit nicht gemeinem Verstande bearbeitete. Indeß ging Saavedra Fajardo in den Banden seiner Zeit, und es ist keine Spur vorhanden, daß er das Wesen eines durch die Inquisition

eingeschüchterten spanischen Bevollmächtigten verläugnet hätte. An Kenntniß der Menschen übertrafen ihn sehr Wenige; besonders aber verstand er sich darauf, die Franzosen zu würdigen.

Don Antonio de Brun hatte sich als Staatsmann und Soldat ausgezeichnet, als er nach Münster gesendet wurde. Seine Bestimmung war, den feinen Anschlägen, die man von den Franzosen erwartete, nachzugehen, wozu es ihm nicht an Spürkraft fehlte. Um seine Zwecke desto besser zu erreichen, machte er sich so unscheinbar, als möglich. Kaum war der spanische Gesandte in seinen zerrissenen Kleidern, in seiner durchlöcherten Kutsche und in seinen schmutzigen Dienern zu erkennen. Dafür kannte er nur desto besser die Antipathien der Höfe: das Einzige, was ihn in den Weltbegebenheiten beschäftigte; das Einzige zugleich, was er in den Verhandlungen zu Münster nie aus dem Auge verlor.

Der Achtungswertheste von allen, die zu Münster und Osnabrück erschienen, war, über allen Widerspruch hinaus, der päbstliche Nuncius Fabio Chigi. In früherer Jugend durch Ruhmliebe zur Befreundung mit Wissenschaft und Kunst getrieben, hatte er sich in der Philosophie, in der Rechtskunde und in der sogenannten Gottesgelahrtheit hervor gethan; und der hohen Meinung, die man von seinen Fähigkeiten hatte, verdankte er die kirchlichen Aemter, die ihm zu Theil geworden waren. Doch in dem Manne selbst lebte etwas, das ihn über Aemter und Würden erhob. Frei von Eitelkeit, eben so frei von Eigennutz, gehörte er zu den Wenigen, von denen sich sagen läßt, daß sie zu dem

inneren Frieden gelangt sind, der in wahrhaft religiösen Gemüthern wohnt. Was Fabio Chigi's Wahl zum Repräsentanten des päbstlichen Stuhls auf dem Friedens-Congresse bewirkt hatte, ist unbekannt geblieben; doch würde es unstreitig schwer gewesen seyn, einen Besseren zu finden, wenn es sich um Schlichtung streitender Interessen handelte. Fühlte der römische Hof, daß er durch seinen Repräsentanten zu Münster in dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen müsse? Dies ist nicht unwahrscheinlich. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: Fabio Chigi drang, im stärksten Gegensatze mit der jesuitischen Parthei, immer nur auf den Frieden, ohne jemals zu ermüden, ohne irgend eine von den vielen Leidenschaften, von welchen die übrigen Bevollmächtigten bestimmt wurden, zu theilen. Wir müssen hinzufügen, daß dieser außerordentliche Mann denselben Charakter, den er auf dem Friedens-Congresse zu Münster an den Tag legte, den ganzen Ueberrest seines Lebens behauptete. Im Jahr 1655 zum Pabst erwählt, nahm er durchaus keine Geschenke; und als Alexander der Siebente nur thätig für Pflicht und Recht, lebte er, frei von aller Scheinheiligkeit, nur mit dem Bilde des Todes: denn auf seiner Tafel stand, mitten unter der Nahrung und den Würzen des Lebens, ein Todtenkopf, und ein Sarg von Cypressenholz wich nicht aus der Nähe seines Lagers.

Der Graf Claudius d'Avaux war durch wichtige Sendungen nach allen Theilen der europäischen Welt in den Ruf gekommen, daß kein politisches Geschäft zu groß für seine Fähigkeit sei; und seine eigene Eitelkeit hatte

hatte ihn zu der Ueberredung gebracht, daß man sei=
nes Gleichen unter den Diplomaten nie wiedersehen
werde. Rechnet man ab, was ein Gesandter Demjeni=
gen verdankt, den er im Auslande darstellet, so war
d'Avaux schwerlich noch etwas mehr, als ein vorneh=
mer Pedant, der sich einbildete, Redensarten seien
Gedanken, und durch rhetorische Künste lasse die Welt
sich aus ihren Angeln heben. Was ihn am meisten in
dieser Einbildung bestärkte, war die Fertigkeit, sich in
lateinischer Sprache zierlich und den Regeln des guten
Stils gemäß auszudrücken. Mit wiederholter Sorgfalt
überarbeitete er, was er nicht ohne Mühe und Anstren=
gung entworfen hatte; war er aber endlich fertig, so
fand er hohen Genuß in dem Gedanken, daß kein An=
derer ähnlicher Redensarten und gleicher Kunst der Zu=
sammenstellung fähig sei. Dies ging so weit, daß die
ganze Welt ihm darüber aus den Augen verschwand,
und daß sein College, der Graf Servien, nicht mit Un=
recht von ihm sagte: „er wolle, gleich jenem Bischofe,
lieber das Bisthum verlieren, als den Roman unter=
drücken, lieber den Vortheil des Herrn fahren lassen,
als eine lateinische Redensart, deren Auffindung ihm
Mühe verursacht, aufgeben.“ Die Folge wird zeigen,
wie sehr es diesem eingebildeten Diplomaten an prak=
tischem Verstand fehlte.

Graf Servien hatte unter Richelieu als Staats=
sekretär mit Ruhm gedient, und war, als Vertrauter
des Cardinals Mazarin, unstreitig besser in die Gesin=
nungen und Absichten der Regierung eingeweiht, als
d'Avaux; allein auch ihm fehlte der Ueberblick, durch

welchen man allein zu großen Ansichten und zu einer veredelten Denkart gelangt. Eifersüchtig auf seinen Collegen, dessen Rang und Familienverbindungen seinen Neid erregten, war er, bei aller Fülle und Schnelligkeit der Gedanken, doch allzu sehr Franzose, um das, was seit dem ersten Anfange der Reformation in Europa vorgegangen war, mit irgend einem philosophischen Geiste aufzufassen und, als Staatsmann, durch eine gute Gesetzgebung weiter zu führen. Die Zwitterartigkeit der gallikanischen Kirche erschien ihm sogar als ein Vorzug derselben; und indem er sich einbildete, daß man, auch ohne Compaß, ein guter Steuermann seyn könnte, war er nicht abgeneigt, das, was in Osnabrück verhandelt wurde, nur in dem Lichte der Ketzerei, d. h. als etwas zu betrachten, das man sich wohl gefallen könne, wenn man für die bloße Gefälligkeit, die Augen dagegen zu verschließen, so schöne Länder erwerbe, wie das Elsaß und Lothringen. Ueberhaupt war bei den französischen Bevollmächtigten nichts so auffallend, als ihre Gleichgültigkeit gegen das, was man den ideellen oder moralischen Theil der Verhandlungen nennen möchte. Dafür waren sie desto mehr auf Ländererwerb versessen; und gerade hier offenbarte sich, daß der Geist der Feudalität noch immer nicht von Frankreich gewichen war.

Graf Oxenstierna verdankte seine Sendung dem Ansehn, worin sein Vater, als vertrauter Freund Gustav Adolphs und als Kenner der staatlichen Verhältnisse Deutschlands, in Schweden stand. Auf Reisen durch Belgien, England und Frankreich, hatte er sich einige Weltkenntniß erworben; diese erstreckte sich aber

nur über die Sitten der Höfe: denn von noch mehr war für die Ausbildung angehender Staatsmänner im siebzehnten Jahrhundert nicht die Rede. Als Oberster des rothen Reiterregiments unter seinem nahen Verwandten, Gustav Horn, hatte er Deutschland in allen Richtungen durchzogen; und die Härtung, welche der Kriegsdienst zu geben pflegt, war ihm in einem hohen Maaße zu Theil geworden. Jene wissenschaftliche Bildung, wodurch man allein zur Theilnahme an der Gesetzgebung berechtigt wird, ersetzte er durch ein eifersüchtiges Halten auf die Ehre und den Rang, welche in seiner Ansicht der schwedischen Krone zukamen; und indem diese Befangenheit ihn unbehülflich machte, fehlte ihm die erste Eigenschaft eines tüchtigen Diplomaten — die Gewandtheit, wodurch man Andere nöthigt, fremde Gedanken für eigene zu halten.

In dieser abgeschlossenen Eigenthümlichkeit wurde der Graf Oxenstierna einigermaßen durch den zweiten Gesandten Schwedens, Adler Salvius ergänzt. Wenn jener sich bei den wichtigsten Verhandlungen mit seinem schlechten Gedächtnisse zu entschuldigen pflegte: so befand sich dieser nicht in demselben Falle; denn, was seine scharfe Beobachtung eingesammelt hatte, das hielt sein Erinnerungsvermögen unverlierbar fest. Alles verdankte Oxenstierna seiner Geburt, nichts verdankte ihr Adler Salvius. Von armen Eltern geboren und früh verwaiset, hatte er in seiner scheinbaren Demuth die Mittel gefunden, nicht nur zur Beendigung seiner Studien zu Upsala, sondern auch zu einer Reise im Auslande, vorzüglich in Deutschland. Viel gewendet, war er nach

Schweden zurückgekommen, wo er durch seine Verbindung mit einer bejahrten Wittwe, deren großer Reichthum ihre gemeinen Eigenschaften überwog, den Grund zu seiner bürgerlichen Bedeutsamkeit gelegt hatte. Gustav Adolph, der Köpfe aller Art zu gebrauchen verstand, hatte leicht die Entdeckung gemacht, daß Adler Salvius, dem es weder an Arbeitsamkeit noch an Klugheit fehlte, sich am vortheilhaftesten in der diplomatischen Laufbahn bewegen würde, und ihn daher, nach einer geheimen Sendung an den Kurfürsten von Sachsen, in den Adelstand erhoben. Seitdem zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, hatte sich Salvius immer Beifall erworben, vorzüglich dadurch, daß er, Eifer mit Selbstbeherrschung vereinend, nie mehr that, als was ihm aufgetragen war, doch dies vollkommen. Nichts kam ihm mehr zu Statten, als seine Kenntniß der lateinischen Sprache, die er so zu gebrauchen verstand, daß hinter einer scheinbaren Klarheit lauter Zweideutigkeiten steckten. Als Wirkung seiner niedrigen Geburt und seiner früheren Erziehung konnte gelten, daß er für den Ruhm und Vortheil der schwedischen Krone nur aus Gewinnsucht stritt; denn seine Vaterlandsliebe wankte beim Anblick des Goldes, das ihn verführen sollte. Wie schrankenlos auch der Ehrgeiz war, der sich hinter seiner Demuth, den Machthabern Schwedens gegenüber, verbarg: so gestattete ihm doch sein Eigennutz nicht, sich durch Wohlthaten anhängige Untergebene zuzuziehen und auf eine öffentliche Verehrung Anspruch zu machen. In seinem eigenen Hause pflegte er sich für die Ausfälle zu entschädigen, die in dieser Hinsicht nicht ausbleiben

konnten; denn hochfahrend, wetterwendisch und mürrisch gegen die Seinigen, that er diesen jede Art von Zwang an, die keinen Stolz befriedigen konnte, und durch gemeine Wollust erleichterte er die Bande einer drückenden Ehe.

So verhielt es sich mit den Hauptpersonen, durch welche der Friede Deutschlands, der zugleich ein europäischer Friede war, zu Stande gebracht werden sollte. Noch fehlte die vornehmste Person in dem Bothschafter des Kaisers. Von dieser wird weiter unten die Rede seyn. Wir folgen zunächst dem Gange der Verhandlungen, die mit einem Zwist begannen, welchen der französische Hochmuth herbeigeführt hatte.

Die Vollmachten der zu Münster versammelten Friedensboten waren in die vermittelnden Hände des päbstlichen Nuncius und des venetianischen Bothschafters niedergelegt worden und beide hatten sie wechselseitig ausgetheilt, als sogleich die Fehde über Form und Gestalt der Vollmachten losbrach. Diese Fehde wurde nicht wenig verstärkt, als die Schweden erklärten, daß sie, wegen ihres Krieges mit Dänemark, den einzigen noch anwesenden Gesandten nicht als Mittler betrachten könnten. Gleichzeitig verweigerten die kaiserlichen Bothschafter die Auswechslung der Vollmachten, wenn es an einem Mittler fehle. Es trat demnach ein Stillstand in demselben Augenblicke ein, wo die Verhandlungen anheben sollten; und dieser Stillstand ward noch vollkommner durch die Erklärung der Franzosen, daß sie keinen Schritt vorwärts thun würden, weil in den Präliminarien ausdrücklich festgesetzt sei, daß die Ver-

Handlungen an beiden Orten der Friedensversammlung zu gleicher Zeit beginnen und fortgesetzt werden sollten.

Diese Erstarrung wich nicht eher, als bis ein Schreiben des französischen ersten Bothschafters an die Reichsstände bekannt wurde, worin die verzögerte Friedensstiftung dem kaiserlichen Hofe zur Last gelegt war. Wie hätte der Graf d'Avaux die Gelegenheit, die sich ihm darbot, dem gesammten Deutschland eine Probe seiner Rhetorik und seines lateinischen Stils zu geben, unbenutzt lassen können! Er bezeichnete Oesterreich als den Urheber des langen Krieges, wodurch das christliche Volk so anhaltend betrübt worden. Als Beweggrund zu demselben nannte er den lange verfolgten Plan, die Reichsstände zu vernichten, und auf den Trümmern derselben die unumschränkte Monarchie zu befestigen: einen Plan, den Frankreich, dessen Sicherheit mit auf der Macht der deutschen Reichsstände beruhe, nie billigen werde. „Doch — so fuhr der französische Bothschafter in seinem Sendschreiben fort — wo sind Diejenigen, um derentwillen der Krieg begonnen und so glücklich fortgeführt wurde? wo die Stimmen Derer, die Amnestie forderten, und die Gelegenheit zur Wiederherstellung des Reichs so sehnlich wünschten? Noch ist kein Abgesandter, weder von den Ständen insgesammt, noch von einzelnen Fürsten und Städten an der Stäte der Verhandlungen erschienen. Was ist die Ursach ihres Zauderns? Schon längst wird umgetragen, daß Oesterreich nach Alleinherrschaft in Europa strebt, und die Grundlage derselben in der Herrschaft über Deutschland, den Mittelpunkt Europa's, bereitet.

Wofern Ihr, mit denen der Kaiser das Reich theilet, nicht früh genug werdet dazu gethan haben: so ist es geschehen um die deutsche Freiheit, und gelegt ist der Grund zu einer allherrschenden Monarchie. Deshalb sendet alsbald Eure Abgeordneten hieher, damit sie, in gemeinschaftlicher Anstrengung mit uns, eine Bürgschaft, erworben durch die Waffen, durch einen Friedensvertrag befestigen. Solltet ihr nicht hören auf den freundschaftlichen König, der euch zur Theilnahme an seinen Siegen ruft: so werdet ihr umsonst goldene Bulle, kaiserliche Constitutionen, passauer Vertrag, umsonst Wahl-Capitulationen und Eidschwüre der Kaiser, oder pragmatische Sanctionen (veraltete Namen!) ansprechen."

Gegen eine solche Beschuldigung konnte der österreichische Hof nicht gleichgültig bleiben — am wenigsten zu einer Zeit, wo er des Friedens bedurfte, und wo es sich bloß um die Mittel handelte, ihn nicht allzu theuren Kaufs zu erwerben. Er nannte daher den Aufruf des französischen Gesandten eine Lästerschrift, eine Feindseligkeit, verübt auf deutschem Grund und Boden, um Verwirrung anzurichten und die Aussicht auf den Frieden zu entfernen. Mit deutscher Treuherzigkeit stellte ein Schreiben des Kaisers an sämmtliche Reichsstände seine Liebe zum Frieden dar, nicht ohne zu bemerken: „die Fürsten wüßten schon, was unter den süßen Worten des lieblichen Schutzes feindseliger Kronen begriffen sei, und wie alte und neue Historien bezeugten, daß von einem solchen Schutze nichts weiter zu erwarten stehe, als die bitterste Sklaverei." Zugleich wurde den

österreichischen Gesandten befohlen, sich aller Besuche und höflichen Sitten gegen die Franzosen bis weiteres zu enthalten, und bei den Mittlern eine ausdrückliche Beschwerde über jenes französische Schreiben einzubringen.

In dieser Lage verharrte die Friedensangelegenheit, bis Torstenson, aus Jütland hervorbrechend, die dem König von Dänemark zu Hülfe gesendeten österreichischen Generale Gallas und Hatzfeld mehr als einmal geschlagen hatte und so weit in Mähren vorgedrungen war, daß er die Hauptstadt Oesterreichs bedrohete. Wie hätte ein so großes Ereigniß ohne Einfluß auf das Friedensgeschäft bleiben können! Ferdinand der Dritte eilte nun, den Kurfürsten von Trier (diesen Anhänger der Franzosen) in Freiheit zu setzen; und als die Reichsstände sahen, daß der Kaiser zum Nachgeben durch das Schicksal selbst genöthigt sei, scheuten sie sich weniger, Bevollmächtigte nach Osnabrück und Münster zu senden. Nur erhoben sich sogleich andere Zwiste. Der venetianische Bothschafter drohete, sein Mittleramt aufzugeben, wofern die Republik Venedig nicht den Rang vor den Kurfürsten erhielte; und mit gleicher Anmaßung verlangten die kurfürstlichen Gesandten von den fürstlichen, daß sie ihnen den Titel Excellenz geben sollten, während diese erklärten, „ihre Herrn wären von eben so gutem Geschlechte, wie der Kurfürst von Baiern und die übrigen Kurfürsten, und wollte man in die unstatthafte Forderung willigen, so würde daraus nichts weiter hervorgehen, als größere Anmaßung von Seiten der Bevorrechteten, mit unabtreiblicher Verminderung der bloß

fürstlichen Würde.“ Man bezeichnet nur den Geist der Zeit, wenn man solche Züge anführt. So standhaft weigerten sich die fürstlichen Gesandten, den kurfürstlichen das geforderte Prädikat zu geben, daß selbst die Autorität des Kaisers in diesem Punkte nichts über sie vermochte. Am Tage lag, daß ihr größter Vortheil darauf beruhete, in Eintracht mit den Kurfürsten zu handeln; allein sie wollten der Gleichheit nicht entsagen, und hierüber alles Uebrige aus der Acht lassend, brachten sie es dahin, daß der kurbrandenburgische Gesandte sagen durfte: „Wir könnten wohl was Gutes mit einander ausrichten, wenn nur die gottlose Excellenz nicht wäre.“

Noch hatte das Blutvergießen zwischen den Schweden und Oesterreichern nicht aufgehört, als, am Pfingstfeste des Jahres 1645, der französische Bevollmächtigte d'Avaux und der österreichische Bevollmächtigte Volmar sich in der Kirche begegneten. Volmar hatte bei den Capuzinern gebeichtet und kniete am Altar, als d'Avaux erschien und auf der anderen Seite kniete. Jener grüßte, und dieser erwiederte den Gruß, nicht ohne, in französischer Sprache, ein fröhliches Pfingstfest zu wünschen. Hierauf erwiederte Volmar in lateinischer Sprache: „weil wir an diesem, dem Geiste des Friedens geweiheten Tage, uns hier getroffen haben; so müssen wir desto mehr auf Rathschläge des Friedens sinnen.“ Sogleich zeigte d'Avaux auf die Monstranz, und rief in lateinischer Sprache aus; „ich bezeuge bei Gott, daß ich nichts theurer achte, als daß der Friede angegangen werde; und gewiß werdet ihr in dieser Woche unsere Vorschläge

haben!" — „Das ist ein großes Wort!" rief Volmar; „es sei Friede zwischen uns; Gott wird Zeuge seyn!" — Unter freundlichen Aeußerungen schieden die beiden Gesandten aus einander.

Wirklich überreichten, nicht lange darauf (11 Jul.) die französischen Bothschafter zu Münster den Mittlern, der schwedische Legations-Sekretär und zwei Edelleute den kaiserlichen Gesandten zu Osnabrück, einen Friedensvorschlag, dessen wir ausführlicher gedenken müssen.

Beide Kronen forderten eine allgemeine Amnestie in Beziehung auf Alles, was während der kriegerischen Bewegung geschehen war; allen mittel- und unmittelbaren Unterthanen des Reichs sollte der Zustand gewährt seyn, welcher vor dem Jahre 1618 (d. h. vor dem Ausbruch der böhmischen Unruhen) Statt gefunden. Beide Kronen verlangten ferner, daß die alte Reichsverfassung wiederhergestellt werden, die Grundsätze derselben heilig bleiben und alle Reichsstände an ihren Rechten ewig unversehrt bleiben sollten. Für ihre Anstrengungen bedungen sich Schweden und Frankreich eine hinreichende Genugthuung mit dem Zusatze aus, daß diese Genugthuung die Sicherheit der genannten Kronen und ihrer Bundesgenossen und Anhänger bezwecke. Für die Landgräfin von Hessenkassel, so wie für Diejenigen Verbündeten, die, noch gegenwärtig, den Krieg im Verein mit den beiden Kronen fortsetzten, endlich auch für die Heere Schwedens und Frankreichs, wurde eine Genugthuung in baarem Gelde verlangt. Die schwedische Urkunde unterschied sich darin von der französischen „daß, nach ihr, alle geistliche und po-

litische Beschwerden, wodurch bisher das Mißtrauen unter den Reichsständen unterhalten worden, von Grund aus getilgt, und alles, was zwischen den Evangelischen und Katholischen, des Religions-Friedens und der geistlichen Güter wegen, streitig gewesen, ohne Aufschub durch beider Theile Rathschläge lauter gemacht werden sollte." Die französische Urkunde stellte die Bedingung, „daß, nach geschlossenem Frieden, der Kaiser sich in keine Streitigkeiten mischen wollte, welche etwa zwischen Frankreich und Spanien entstehen könnten; sie fügte sogar hinzu, daß die Feinde der beiden Kronen nie von dem Hause Oesterreich Hülfe erhalten dürften, in welchen Verträgen dieselbe auch bedungen seyn möchte" *).

Um auf diese Vorschläge antworten zu können, mußte die kaiserliche Gesandtschaft die Meinung ihres Hofes erwarten. Mehrere Monate verstrichen darüber, und in der Zwischenzeit waren die Zänkereien über die Excellenz nur allzu lebhaft. Endlich um die Mitte des Septembers erfolgte die kaiserliche Antwort.

Sie war zwiefach; denn sie bezog sich auf die

*) Wenn irgend etwas, so beweiset diese Forderung, daß die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht, so wie diese im achtzehnten Jahrhunderte wirksam war, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Köpfe der Staatsmänner noch gar nicht beschäftigte Wir bemerken dies aber nur, um aufmerksam zu machen auf die Thorheit Derer, welche die Erscheinungen der sittlichen Welt durch Formeln zu beherrschen wähnen. Kein Jahrhundert greift dem andern vor: wie wäre dies auch möglich, wenn das spätere in dem früheren gegründet seyn soll? Die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht konnte nicht früher entstehen, als bis das theokratische Interesse geschwächt war.

schwedische und auf die französische Urkunde. Unumwunden erklärte der Kaiser in derjenigen, welche den Reichsständen zu Osnabrück übergeben wurde, „daß alle Gesetze der Reichsverfassung in ihrer vollen Kraft seyn und die Stände ungekränkt bleiben und von ihm geschützt werden sollten. Die Grundgesetze des Reichs, vorzüglich die goldene Bulle, wären in jedermanns Händen; welches Recht er habe, könne daraus erkannt werden. Jede Erörterung dieses Gegenstandes, jede Veränderung, die mit dem Innern Deutschlands vorgenommen werden solle, bleibe indeß eine Angelegenheit des Kaisers und des Reichs, über welche keiner fremden Macht eine Stimme gebühre. Daß man hinzugefügt habe, es solle kein römischer König bei Lebzeiten des Kaisers gewählt werden, sei der goldenen Bulle und den Vorrechten der Kurfürsten mehr zuwider, als entsprechend. In eine allgemeine Amnestie zu willigen, gereiche ihm zum Vergnügen; aber der Anfang des nun beizulegenden Krieges müsse auf das Jahr 1630 gesetzt werden. Eine Genugthuung sei die kaiserliche Majestät den Kronen nicht schuldig; sie behielte sich sogar vor, eine vom Gegentheil zu verlangen, da er mit Feuer und Schwert die Königreiche und Erbländer des kaiserlichen Hauses zerstört habe."

Die zu Münster übergebene Antwort war nur in sofern abweichend, als sich der Kaiser darin über den Artikel erklärte, wodurch er von aller Einmischung in die künftigen Fehden Frankreichs und Spaniens ausgeschlossen werden sollte. Dieser Artikel meinte er, setze den wiederhergestellten Frieden voraus, und werde er

bei der Verhandlung über die Mittel zur Befestigung des Friedens mit aufgeführt, so würden die kaiserlichen Gesandten auch auf ihn eingehen, nämlich in dem Geiste, daß Oesterreich sich weder in den Streit zwischen Spanien und Frankreich mengen, noch überhaupt den Feinden der schwedischen und französischen Kronen Beistand leisten wolle, wenn wechselseitig sich der König von Frankreich verpflichte, sich künftig nicht in Fehden zwischen der kaiserlichen Majestät und dem heiligen römischen Reiche und der Krone Schweden zu mischen, und überhaupt den Feinden des Kaisers und Reichs und des katholischen Königs nicht Beistand zu leisten.

In einem besonderen Artikel verlangte der Kaiser, daß seinen Bundesgenossen und namentlich dem Herzog Karl von Lothringen und seinem ganzen Hause alles wiederhergestellt werde, was Frankreich ihnen genommen.

Man sieht, daß, wenn auch die Friedensliebe auf beiden Seiten gleich aufrichtig war, bei diesem Zustande der Forderungen und Gegenforderungen an keinen Friedensschluß gedacht werden konnte. Torstenson's Ausscheiden gab dem kaiserlichen Hofe von neuem die Aussicht auf vortheilhafte Friedensbedingungen; und so geschah es denn, daß das Friedenswerk von seiner Seite nicht mit Eifer betrieben wurde.

Nichts hielt die gegenseitigen Bevollmächtigten weiter aus einander, als der Punkt der Genugthuung. Kaum hatten die Franzosen ein Wort über das Elsaß fallen lassen, so äußerten die Kaiserlichen das äußerste Befremden über die Forderung; und wie sehr man in

diesen Zeiten das Familien-Interesse noch über jedes andere setzte, zeigte sich besonders darin, daß sie geltend machten, jene Provinz gehöre ja den unmündigen Prinzen des Erzherzogs Leopold, die mit dem Kriege nichts zu schaffen gehabt hätten. Gleichen Widerstand fanden die Schweden, als sie äußerten, daß Pommern ihnen besonders wohl anstünde. „Nimmer, erwiederten die kurbrandenburgischen Gesandten, werde ihr Kurfürst Pommern hergeben, es möchte gehen wie es wollte." Salvius meinte dagegen: „wer das Spiel bezahlen müsse, das zeige sich am Ende." So kam man für den Augenblick aus einander. Doch war nichts natürlicher, als daß man, bei jeder neuen Annäherung, auf diesen wichtigen Punkt zurückkam; denn in der menschlichen Gesellschaft entscheiden die Wirklichkeiten, nicht die Chimären. Als Salvius im Spätherbst nach Münster kam und die kaiserlichen Bevollmächtigten fragten, wer denn wohl Kurbrandenburg für Pommern entschädigen sollte, da war seine schlaue Antwort: „man muß ein ledig Gut suchen, etwa ein Bisthum, das keinen Erbherrn hat." Auf diese Weise wurde das Säkularisations-Prinzip zuerst ausgesprochen, zum größten Schrecken der kaiserlichen Bevollmächtigten, welche noch keinen Begriff davon hatten, daß der Staat auf Kosten der Kirche gegründet werden könne, und welche das kaiserliche Ansehn in Deutschland verloren gaben, wenn es seine stärkste Stütze, die Bischofsstühle, einbüßen müßte: ein Gedanke, den sie verabscheuten.

Das Friedensgeschäft hatte noch nicht aufgehört, ein Chaos zu seyn, als die Nachricht anlangte, daß der

Kaiser noch einen Gesandten zu den Unterhandlungen abgeordnet habe, und daß dies der Graf Maximilian von Trautmannsdorf sei. Die Erwartung wurde hierdurch aufs Neue gespannt; denn die Welt kannte diesen Grafen als einen Staatsmann, der das Vertrauen des Kaisers im höchsten Grade besaß. Alt war sein Geschlecht, und in der österreichischen Monarchie hatte es die Rolle der Fabier gespielt; denn vierzehn von ihnen waren auf dem Schlachtfelde geblieben, wo Rudolph von Habsburg über Ottokar von Böhmen siegte, und achtzehn fielen bis auf zwei in der Schlacht bei Mühldorf, ohne ihren Anführer, Friedrich den Schönen von Oesterreich, vor der Gefangenschaft bewahren zu können, die durch den edlen Wettstreit dieses Fürsten mit Ludwig von Baiern so berühmt geblieben ist. Maximilian von Trautmannsdorf aber war kein Entarteter. In früherer Jugend voll Fleiß für die Wissenschaft, hatte er, nachdem er die Summe seiner Anschauungen auf Reisen zugleich vermehrt und berichtigt hatte, die ersten männlichen Jahre dem Kriegsdienste geweiht, weil ohne diesen die Thatkraft nicht vollendet werden kann. Unter den Kaisern Rudolph und Matthias unbeachtet, weil er weder für den einen noch für den andern paßte, trat er endlich unter Ferdinand dem Zweiten in die politische Laufbahn, für die er, vermöge seiner Besonnenheit im Handeln, vermöge der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, vor allem aber vermöge seiner treuen Denkart wie geschaffen war. Eigenschaften dieser Art brechen sich Bahn durch alle Hindernisse; vorzüglich in den Zeiten der Krisis. Mochten also immerhin die Jesuiten auf

den Grafen von Trautmannsdorf, weil er zur römisch-katholischen Kirche erst in einem späteren Alter übergetreten war, mit Mißtrauen hinblicken: so gab es doch in der ganzen österreichischen Monarchie Keinen, auf dessen Urtheil sich der abergläubige Ferdinand der Zweite noch mehr verließ. In dem Frieden zu Prag hatte Trautmannsdorf den kaiserlichen Hof mit Kursachsen vereinigt, und den Jesuiten und eifrigen Katholiken jenen Artikel abgerungen, nach welchem die Protestanten, zum wenigsten auf vierzig Jahre, im Besitz der geistlichen Güter bleiben konnten. Dies war allgemein bekannt, als, zehn Jahre später, sich die Nachricht verbreitete, daß er auf dem Friedens-Congreß erscheinen werde. Man vertrauete also zum Voraus seiner Unterhandlungsgabe, weil man von ihm wußte, daß er in seiner Seelenruhe immer Mittel und Auswege da fände, wo andere verzweifelten. Im Alter war er bereits so weit vorgerückt, daß er mehr als sechzig Jahre zählte. Sein hoher, nicht ganz regelmäßiger Wuchs, seine tief liegende Augen, seine aufgezogene Nase und sein von einer abscheulichen Perücke beschattetes Gesicht, erregten bei Denen, die nur auf das Aeußere sehen, zwar die Empfindung des Lächerlichen; und diese trat um so leichter hervor, je stärker der Abstich war, worin seine körperlichen Eigenschaften zu seiner Bestimmung standen. Doch sie wich über den Anblick seines Ernstes und des prachtvollen Geleits von Deutschen Freiherrn und Rittern, die ihn umgaben; und wenn er seinen Mund zum Reden öffnete, entstand über die Anmuth, womit er sprach, eine Verwunderung, die leicht in Erstaunen überging,

ob

ob der klaren Entwickelung der streitigsten Sachen, und ob dem tiefen Verstand in seinem Urtheil. Dazu kam seine Ausdauer bei dem einmal begonnenen Geschäft, seine Gleichgültigkeit gegen ein Ceremoniel, um das die Uebrigen sich zankten, seine Offenheit und Redlichkeit, wo Andere durch List obzusiegen glaubten, und endlich seine Klugheit, nicht mehr hervorzutreten, als gerade nöthig war.

So verhielt es sich mit dem neuen kaiserlichen Bothschafter, durch dessen Bemühungen das Friedensgeschäft zu Münster und Osnabrück vollendet werden sollte. Wie gut es aber auch um die sittlichen Eigenschaften des Grafen von Trautmannsdorf stehen mochte: als Bothschafter hatte er die Pflicht übernommen, seinen Herrn und Gebieter vor Schaden zu bewahren, so weit es ihm immer möglich seyn würde. Dies nun wohl beherzigend, machte er, bald nach seiner Ankunft zu Münster, einen Versuch, die Schweden zu dem Kaiser herüber zu ziehen. Hätte ihm dies gelingen können, so würde der Kurfürst von Brandenburg der Einzige geblieben seyn, auf dessen Kosten der Friede zu Stande gekommen wäre; ja, es würde sich sogar eine Wendung haben auffinden lassen, nach welcher die Abtretung Pommerns nicht einmal in dem Lichte eines Opfers erschienen wäre. Doch, während auf der einen Seite die Schweden allzu gewitzigt waren, um sich von ihren Bundesgenossen in dem Augenblick zu trennen, wo es die Größe und den Umfang ihrer Entschädigung galt, war, auf der andern, die Natur der Dinge allzu wirksam, als daß irgend ein Friede zum Vor-

theil derjenigen Macht, die den Krieg verschuldet hatte, zu Stande gebracht werden konnte. Das Jahr 1645 verstrich, ohne daß weder von Seiten der Franzosen, noch von Seiten der Schweden eine Erwiederung auf die Antwort des Kaisers erfolgte.

Endlich den 7. Januar 1646 Nachmittags erschienen die schwedischen Bothschafter Oxenstierna und Salvius zu Osnabrück bei der kaiserlichen Gesandtschaft, und äußerten, nach vorausgesendetem Glückwunsch zum neuen Jahre, daß sie bereit wären, ihre Erwiederungen wegen der Friedensvorschläge mündlich darzulegen, weil die französischen Gesandten Ursache hätten, warum sie nicht schriftlich erwiedern wollten. Demnach war ihre erste Forderung, daß die Gränze der Amnestie und der Wiederherstellung des alten Zustandes keine nähere seyn dürfe, als das Jahr 1618: „denn, sagten sie, sonst bleibt vielfache Beschwerde zurück, und es könnte ein größeres und gefährlicheres Feuer entzündet werden, als bisher gewüthet hat.“ Herausgefordert, sich über die Genugthuung zu erklären, welche Schweden verlange, sagten dieselben Bothschafter: „die schwedische Majestät sei zwar erbötig, alle in Mähren und Oestreich eroberte Plätze zu räumen, werde aber dagegen, theils zu ihrer Entschädigung, theils der Sicherheit wegen, Schlesien, Pommern mit dem Stift Camin, Wißmar, sammt Poel, dem Walfisch und Warnemünde, und die Stifter Bremen und Verden behalten und vom Reiche zu Lehn tragen.“ Gleichzeitig überreichten sie eine Schrift, die Genugthuung der Landgräfin Amalia betreffend, und fügten endlich hinzu, wie sie verhofften

die kaiserliche Majestät werde sich auch über die Befriedigung der Miliz erklären. Scheidend wünschten sie, daß die Kaiserlichen über alles dieses gute Träume haben und ihnen willfährige Antworten bringen möchten.

An dem eben genannten Tage hatten auch die Franzosen den Vermittlern ihre Gegenerklärung mündlich mitgetheilt. Schon hieraus ging hervor, daß sie im Einverständniß mit den Schweden gehandelt hatten; doch noch weit mehr ward dies klar aus den einzelnen Punkten ihrer Gegenerklärung. Wie die Schweden forderten sie Amnestie, Wiederherstellung der Dinge nach der Norm von 1618, und Sicherung der Reichsverfassung. Die Wahl eines römischen Königs bei Lebzeiten des Kaisers wollten sie zwar nicht unbedingt verwerfen; doch drangen sie darauf, daß, um die Erblichkeit des Reichs zu verhindern, der König nie aus dem regierenden Hause genommen werden sollte *). Die Theilnahme des Herzogs Karl von Lothringen an der Friedensunterhandlung wurde von ihnen schlechterdings verworfen; auch sollte der Kaiser versprechen, daß er die Franzosen nie im Besitz der Staaten dieses Herzogs beunruhigen

*) Man sieht aus dieser Forderung, daß es in Frankreich Leute gab, die über den wahren Grund der politischen Schwäche Deutschlands hinlänglich belehrt waren. In Wahrheit, diese Schwäche zu verewigen, gab es kein besseres Mittel, als die Kaiserkrone einer Rotation zu unterwerfen. Das Einzige, was dabei nicht in Anschlag gebracht wurde, war die unermeßliche Schwierigkeit einer centralisirten allgemeinen Regierung in einem großen Lande, das keine bestimmte Gränzen hat. Es ließe sich also wohl die Frage aufwerfen, welchen Antheil der mehr oder minder aufgeklärte Wille der Deutschen an Deutschlands Verfassung habe.

wollte. Zur schuldigen Genugthuung, wie zur künftigen Sicherheit der Kronen und der mit ihnen verbündeten Reichsfürsten, verlangten die Bothschafter, außer den dargebotenen drei Bisthümern Metz, Toul und Verdun, Ober- und Unter-Elsas, den Sundgau, Breisach und Breisgau, so wie auch die vier Waldstädte, mit allen Rechten und Sachen, welche, vor dem gegenwärtigen Krieg, von den Fürsten des östreichischen Hauses besessen worden. Auch Philippsburg mit seinem Gebiete sollte Frankreich verbleiben, das nicht verschmähen wollte, wie andere Reichsstände, Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu haben.

Um Forderungen dieser Art natürlich und der Sache angemessen zu finden, hätten die deutschen Staatsmänner des siebzehnten Jahrhunderts einsichtsvoller und aufgeklärter seyn müssen, als sie wirklich waren. Ihr Hauptirrthum beruhete auf der Meinung, die sie von dem Werthe der deutschen Verfassung unterhielten. Nicht begreifend, daß diese die eigentliche Quelle des Elends war, das der dreißigjährige Krieg über das geliebte Vaterland gebracht hatte, wollten sie dieselbe noch in dem Augenblick vertheidigen, wo sie sich nicht länger in ihrer bisherigen Eigenthümlichkeit behaupten konnte, und das Verhältniß der Fürsten und Städte zu dem Kaiser einer nothwendigen Abänderung entgegen ging. Noch verwirrter war die Vorstellung, die sie von der Reformation durch den Protestantismus hatten.

Diese große Erscheinung gar nicht von der politischen Seite auffassend, und Kirchenthum und Religion anhal-

tend verwechselnd, wußten sie nicht zu beurtheilen, wie-
fern die Forderungen Frankreichs und Schwedens zum
wirklichen Vortheil der evangelischen Kirche waren und
wiefern durch die Sicherstellung und Befestigung der
letzteren dem menschlichen Geiste ganz neue Bahnen er-
öffnet wurden.

Fehlt es an leitenden Ideen, dann haben die Lei-
denschaften nur desto freieren Spielraum. Es beleidigte
den Stolz der Unterhändler, daß Ausheimische Bestand-
theile des Reichs in Anspruch nahmen. „Und woher —
so fragten sie — diese plötzliche Veränderung, daß
diejenigen, welche, ihrer Versicherung nach, bei ihren
Bemühungen zur Wiederherstellung der deutschen Frei-
heit, nur Ehre und Ruhm gesucht hätten, jetzt, wie
auf einem andern Schauplatze, Landschaften und Städte,
gleich wie Spolien des überwundenen Deutschlands,
unter sich theilen wollten? Weder vor Zeitgenossen, noch
vor der Nachwelt, werde sich die Verschenkung fremden
Guts vertheidigen lassen. Was denn die Fürsten Tyrols,
der Kurfürst von Brandenburg und die Herzoge Meck-
lenburgs vor den übrigen gesündigt hätten, daß mit ih-
ren Erbgütern der Ehrgeiz und die Habsucht der Aus-
länder gestillet werden müßten? Nach rhodischem Ge-
setz sei, wenn für das gemeinschaftliche Heil, ein Wurf
über Bord nothwendig geworden, der Verlust Allen ge-
mein. Die gottloseste aller Neuerungen sei, daß die
Schweden die Bisthümer Bremen und Verden — diese
von wahrhaft christlichen Vorfahren dem Himmel gewei-
heten Stiftungen — sich als weltliches Gut zusprächen,
und daß die Landgräfin von Hessen, übermüthig durch

die Genossenschaft großer Namen, und deshalb nicht zufrieden mit dem, was sie unter dem Scheine des Rechts und der Billigkeit von Darmstadt zurückfordere, das ganze Stift Paderborn und ansehnliche Stücke von den Erzstiftern Mainz und Cöln, von den Stiftern Münster und Minden und der Abtei Fulda als ewiges Besitzthum dem Hause Hessen-Kassel zuwenden wolle — sie die den Nachbarn so vielen Schaden gebracht und durch Tribute so ungemeine Schätze gehäuft habe. Durch solchen Frieden würden die unvorsichtigen Deutschen nur neue Werkzeuge zu ihrer Sklaverei darbieten. Denn wer sei so blödsinnig, zu glauben, daß die Schweden, in dem Besitze Pommerns und der Schlüssel des baltischen Meeres, ruhig bleiben würden? oder zu hoffen, daß die Gallier, nachdem sie so viele Städte und Burgen weggenommen, so vielen Strömen Fesseln angelegt und die Uebergänge besetzt hätten, sich mit Elsaß und Lothringen begnügen würden?"

So äußerten sich die Botschafter der deutschen Fürsten dem Grafen Trautmannsdorf gegenüber, nicht ohne einen wehmüthigen Blick auf Deutschlands Vielherrschaft zu werfen, und einzugestehen, daß die Stärke der Schweden und Franzosen ihren Grund nur in der Zerrissenheit habe, welche durch die Vertheilung der Deutschen unter so viele Fürsten entstanden sei.

Von welcher Art die allgemeine Stimmung Derjenigen war, die das Schicksal des gemeinschaftlichen Vaterlandes beherzigten, dies geht am Besten aus der schwermüthigen Klage eines gleichzeitigen Schriftstellers hervor, dessen Töne seitdem nicht verhallet sind. „Gerade in

den Gegenden, sagt Waffenberg in seiner Lobrede auf Ferdinand den Dritten, wo einst die stolzen Römer unter Varus die schrecklichste der Niederlagen erfuhren, bieten jetzt unbewaffnete Fremdlinge, von keinen Legionen unterstützt, den Germanen Hohn, und triumphiren über ganz Deutschland. Sie rufen, und wir erscheinen; sie reden, und wir glauben Orakel zu vernehmen; sie machen uns Hoffnungen, und wir vertrauen ihnen, als wären sie Götter; sie drohen, und wir zittern wie Sklaven. Wenn hier etwas von Paris, dort etwas von Stockholm, nicht etwa von einem Jupiter, sondern nur von launenhaften Junonen, (den Königinnen Anna und Christina) Zorniges oder Günstiges in einem Schreiben anlangt: so werden wir — pfui der Blindheit! — entweder furchtsam oder froh. Was bleibt uns übrig, als der Tod! Vor unsern Augen walten sie in Deutschland über Deutschland, und gerade als ob Germaniens Testament gemacht werden müsse, berathschlagten sie darüber, was sie uns nehmen, was sie uns lassen, welche Federn sie dem deutschen Adler ausrupfen wollen, und was davon dem gallischen Hahn, oder dem skandischen Löwen zu Theil werden soll. Wir wissen nicht einmal, und müssen noch abwarten, was sie wollen oder nicht wollen, und müssen uns gefallen lassen, daß sie morgen mit Ekel und Verachtung verwerfen, was ihnen heute beliebt hat. Und gerade als ob wir in den letzten Zügen lägen und noch immer unter uns entzweit wären, opfern wir diesen fremden Götzen Geist und Leben, wie Freiheit und Ehre auf!" Doch Reden dieser Art können nur von Denen herrühren, welche nicht wissen, was die Zeit

fordert; und wie sehr solche Reden auch dem Herzen zur Ehre gereichen mögen, so bringen sie doch nicht die mindeste Veränderung in der Lage der Sachen hervor, aus keinem anderen Grunde, als weil diese mit Gefühlen und Bildern nichts zu schaffen hat.

Die Forderungen Frankreichs und Schwedens waren, oder schienen, allzu übertrieben, als daß sie auf der Stelle hätten bewilligt werden können; und da einmal die Unterhandlung eingeleitet war, so wollte man sie benutzen, den unvermeidlichen Abbruch, so viel als immer möglich, zu vermindern. Die deutschen Bevollmächtigten gingen hierbei von dem Grundsatze aus: daß viel gefordert sei, um etwas zu erhalten. Auch zeigte sich bald, daß die beiden Kronen nicht ganz unbillig waren. Nur in Beziehung auf Pommern wollte Schweden lange nichts fahren lassen.

Der Streit, der sich um dieses Herzogthum erhob, wurde durch die Hartnäckigkeit, welche der Kurfürst Friedrich Wilhelm in demselben bewies, selbst für spätere Zeiten anziehend. Er ließ dem Grafen von Trautmannsdorf 100,000 Thaler anbieten, wenn er ihm dies Küstenland erhalten wolle; und als er damit nichts ausrichtete, führte er auf dem Friedens-Congresse die rührendsten Klagen: in der That, Klagen, deren tiefer Sinn nur allzu lange verkannt worden ist. „Ob er nicht," fragte er, „der Unglückseligste unter den Ständen seyn würde, wenn er nun, nachdem sein ganzes Kurfürstenthum, länger als zwanzig Jahre, ohne Unterbrechung, ohne genossene, ohne zu hoffende Erquickung, von Grund aus verderbt worden, auch nicht zum Besitz des ihm von

Gott und Rechtswegen angeerbten Herzogthums Pommern gelangen könne, und, wider alles Verhoffen, auch dessen noch ganz und gar verlustig gehen sollte? Durch die Abtretung Pommerns würde er die Vormauer seines Kurfürstenthums und die ganze Verbindungslinie mit seinem Staat in Preußen verlieren; und da die göttliche Vorsehung seine Gränzen bis an die See ausgebreitet habe: so würde es sehr undankbar seyn, wenn er einen so stattlichen Segen gleichsam von sich weisen wollte. Welche Potentaten es wüßten, wie großer Gewinn sei, in Zeiten des Krieges und des Friedens, schiffbare Ströme frei und an der Hand zu haben, die würden, auf den unvermeidlichen Nothfall, lieber etwas Größeres aufopfern, als sich von den Strömen absondern lassen. Man sollte ihm den Oderstrom nicht schließen, ihn von der See trennen; denn durch den Handel hoffe er seinen unglücklichen Staat wieder empor zu bringen, und auch ganz Schlesien und auch einen großen Theil von Polen mit demjenigen zu versorgen, was sie aus der See bedürften. Dagegen geriethen auch andere Stände des Reichs in Gefahr eines unaufhörlichen Brandes, wenn er, zur sonderlichen Beschimpfung und Verkleinerung seines Hauses, das Herzogthum Pommern an die Schweden fahren ließe. Bekanntlich gränze mit demselben die Krone Polen, und der König von Dänemark sei über die Ostsee sein nächster Nachbar. Geriethen diese beiden Potentaten, oder einer von ihnen, in offene Fehde mit Schweden, welches so leicht durch die Fälle der Welt herbeigeführt werden möchte: so würde die feindliche Macht sich stracks

auf die pommerschen Lande, wenn sie schwedische Besitzung wären, werfen, und dann schlage das Feuer nicht nur über die brandenburgischen, sondern auch über die angränzenden deutschen Staaten.“ Doch der große Kurfürst sprach vergeblich: Schwedens Forderung war nicht zurückzuweisen, und sollte es nicht zugleich in den Besitz Schlesiens gelangen, so konnte ihm Pommern nicht versagt werden, was auch daraus für Deutschland und für Pommern selbst hervorgehen mochte *).

Das ganze Friedensgeschäft würde Einmal über das andere ins Stocken gerathen seyn, wenn die Vernunft allein es hätte zu Stande bringen sollen; denn wo Niemand verlieren will, während Einige gewinnen wollen, da ist der Streit, seiner Natur nach, unendlich. Glücklicher Weise ging der Krieg der Unterhandlung zur Seite; und indem die mannigfaltigsten Leidenschaften angeregt wurden, konnte es nicht fehlen, daß man zum Schluß zu kommen wünschte.

Frankreich erreichte seinen Zweck zuerst. Als Marschall Türenne mit einem Heere im Anzug war, und Maximilian von Baiern fürchten mußte, daß, trotz seiner geheimen Verbindung mit Frankreich, sein Land den heftigsten Zerstörungen entgegen gehe, wofern er nicht als Feind des Kaisers aufträte, erklärten seine Gesandten, daß Baiern einen besonderen Frieden mit der französischen Krone schließen werde, wenn die kaiserlichen Both-

*) Es läßt sich nicht leugnen, daß Pommern als eine schwedische Provinz, in der Cultur zurückbleiben mußte. Nur allzu viel ist noch jetzt in dieser so vortrefflich gelegenen Provinz nachzuholen.

schafter noch länger anstånden, das anzubieten, was einzuräumen der kaiserliche Befehl gebote. Hierdurch außer Fassung gebracht, sendete der Graf von Trautmannsdorf den Grafen von Nassau und den Doctor Volmar zu den Vermittlern, um kund zu thun, daß der Kaiser Unter- und Ober-Elsaß, so wie auch den Sundgau an Frankreich abtreten wolle. Es handelte sich von jetzt an um die Waldstädte und um Breisach und Philippsburg. Jene ließen die Franzosen, willig fahren. Aber um so hartnäckiger drangen sie auf die Abtretung von diesen; und sie erhielten, was sie gewünscht hatten: erst Breisach, und dann das Recht einer ewigen Besatzung in der Feste Philippsburg.

Von jetzt an (31. August 1646) schien ein neuer Geist in die Friedensversammlung gekommen zu seyn. Die Franzosen nun nicht mehr Feinde des Kaisers, nahmen die Miene an, als sei es ihnen anheim gestellt, ihre bisherigen Bundesgenossen gleichfalls zu einem friedlichen Verein mit dem Kaiser zu vermögen. Als S c h i e d s r i c h t e r erschienen sie in Osnabrück. Doch von den Schweden nicht bloß mit Kälte empfangen, sondern wegen des einseitig abgeschlossenen Friedens sogar mit Vorwürfen überschüttet, veränderten sie leicht den Ton. Auch überzeugten sie sich bald, daß die Befriedigung ihrer Bundesgenossen eine schwierige Sache sei. Die Vorschläge welche sie thaten, stießen auf die Weigerung des Kaisers, von Schlesien auch nur einen Fußbreit wegzugeben, auf den Abscheu des Kurfürsten Friedrich Wilhelm vor einer Austauschung Pommerns, und auf die Mißbilligung des påbstlichen Ge-

sandten, welcher nicht zugeben wollte, daß Schweden und Protestanten sich auf Kosten der Kirche vergrößerten. Dieser dreifache Knoten mußte, gleich dem gordischen, zerschnitten werden, und er wurde es im Laufe des Jahres 1646 durch die glücklichen Operationen des Generals Wrangel, welche die Folge hatten, daß Trautmannsdorf dem Kurfürsten von Brandenburg am Schlusse des Jahres sagen ließ, er müsse sich zum Ziele legen und auf Vorpommern mit Stettin Verzicht leisten. Unmittelbar darauf erfolgte, für denselben Kurfürsten von Seiten der Reichsstände die Drohung, daß, wenn er seine Einwilligung nicht in Monatsfrist gebe, den Schweden ganz Pommern von Seiten des Reichs und des Kaisers werde zugesprochen werden. Den 28. Jan. 1647 wurde die schwedische Genugthuung beschlossen, wie sie war gefordert worden.

Vor dem Beginn der eigentlichen Unterhandlung hatte man darüber gestritten, womit der Anfang gemacht werden müsse. Fürchtend, daß ihre Sache, wenn sie nicht die erste wäre, ganz aufgegeben werden möchte, hatten die Reichsstände darauf gedrungen, daß Schweden und Frankreich ihnen zunächst zu ihren Rechten verhelfen sollten. Doch die beiden Kronen, dasselbe fürchtend, hatten standhaft ihre Sache vorangestellt; und indem sie damit durchgedrungen waren, hatten sie bewirkt, daß sich, von nun an, alles um so leichter machte. In Wahrheit, die Vernunft hatte, von jetzt an, das reinere Element gewonnen, worin sie sich freier bewegen konnte.

Sollten Schwedens Anstrengungen durch den Erwerb Vorpommerns, der Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, der Bisthümer Bremen und Verden und einer nicht unbeträchtlichen Geldsumme belohnt werden: so mußte es Entschädigungen für den Kurfürsten von Brandenburg geben. Wie aber diese finden, wenn man den Begriff der Säkularisation, den die französischen Gesandten in Gang gebracht hatten, nur für Schweden hätte gelten lassen wollen? Friedrich Wilhelm erhielt also, außer Hinterpommern, das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin, als weltliche Fürstenthümer. Auf gleiche Weise wurde Mecklenburg für das verlorne Wismar durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg, so wie durch zwei Johanniter-Commenden entschädigt; und damit auch Braunschweig Lüneburg und Hessenkassel nicht leer ausgehen möchten, so erhielt jenes einige Klöster, dieses eine Abtei in Westphalen und 600,000 Thaler baar. Jetzt blieb nur noch ein Einziger übrig, der sich beschwereren konnte: der älteste Sohn des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz. Er erhielt die Unterpfalz zurück; und da er für die verlorne Kurwürde entschädigt werden mußte, die auf Baiern übergegangen war: so wurde die achte Kurwürde errichtet: eine Maßregel, wodurch das alte Wahl-System wesentlich aufgehoben war. Die Bergstraße kaufte der Kurfürst von Mainz.

Nicht auf Deutschland allein beschränkte sich das Friedenswerk. Zwei andere Staaten, deren Unabhängigkeit bisher nicht anerkannt worden war, erwarben

dieselbe, als etwas, das nicht länger versagt werden konnte. Zunächst die Schweiz. Sie wurde für frei, unabhängig und suverän erklärt, d. h. von allen den Banden befreiet, die sie bis dahin, zwar nicht der That nach, wohl aber nach den veralteten Grundsätzen des deutschen Staatsrechts, mit dem Reiche vereinigten. Es handelte sich also nur um die Thatsache; und diese Anerkennung konnte um so weniger versagt werden, weil Frankreich sich der dreizehn Cantone annahm, die es als ein Bollwerk wider Oesterreich betrachtete. Der zweite Staat war die Republik der vereinigten Niederlande. Nicht weniger als achtzig Jahre hatte ihr Kampf mit Spanien gedauert, dessen Hartnäckigkeit sich mit gänzlicher Erschöpfung zu endigen drohete. Es war zuletzt Spaniens größter Vortheil geworden, eine Provinz fahren zu lassen, die sich jährlich auf seine Kosten vergrößerte und bereicherte. So erfolgte die Unabhängigkeits-Erklärung. Der neuen Republik blieben brabantisch Holland und die Plätze, welche Flandern und Geldern deckten. Sie blieb zugleich in dem Besitz von Mastricht, dessen Wichtigkeit darauf beruhete, daß es den Lauf der Maas sicherte. Spanien mußte gestatten, daß Antwerpens Hafen geschlossen wurde; und so erhob sich Amsterdam über seinen Nebenbuhler mit einer Schnelligkeit, die Bewunderung verdiente.

Spaniens Friede mit Frankreich kam nicht zu Stande, indem jenes auf die Glücksfälle rechnete, welche Ludwigs des Vierzehnten Minderjährigkeit leicht herbei führen zu können schien, dieses, unter einem Mazarin, dem Vortheile nicht entsagen wollte, den ein

auswärtiger Krieg in Zeiten des Mißvergnügens und der Unruhe gewährte.

So verhielt es sich mit den Ergebnissen der Friedensunterhandlung zu Münster und Osnabrück.

In welchem Lichte die Friedensstifter auch ihr Verfahren betrachten mochten: immer war es das einzig richtige, wenn der großen Umwälzung, welche durch die Kirchenverbesserung über die europäische Welt gebracht war, ihr Recht wiederfahren sollte. Denn soll ein veraltetes Regierungs-System, wie das theologische des früheren Mittelalters, einem neuen, den Bedürfnissen der Gesellschaft besser entsprechenden Regierungs-Systeme weichen: so bleibt nichts anderes übrig, als die Autorität-Mittel, welche das erstere besitzt, dem letzten zuzuwenden; so lange dies nicht geschieht, kann dem Streite zwischen beiden nicht ein Ende gemacht werden, weil im gesellschaftlichen Leben nur das Vorwiegende den Ausschlag giebt.

Man darf daher behaupten, daß die kirchlichen Angelegenheiten, welche einen so wesentlichen Theil der Friedensunterhandlungen ausmachten, gar nicht hätten zu Ende geführt werden können, wenn die Säkularisation ihnen nicht vorangegangen wäre, oder sie zum wenigsten begleitet hätte. Weil Kirchenthum und Religion in diesen Zeiten noch für eins und dasselbe galten, so war man geneigt, den Streit bis aufs Höchste zu treiben. Diese Wuth legte sich nicht eher, als bis man zu der Erkenntniß gelangt war, daß er nicht die Mühe belohne, die Religions-Freiheit noch länger vorzuenthalten. Nachdem man also länger als sechs Monate gekämpft

hatte, vereinigte man sich dahin, daß der Passauer Vertrag bestätigt, die Reformirten darein aufgenommen werden und die Protestanten alle die Güter und Kirchen behalten sollten, die sie im Jahre 1624 besessen hätten. Dies hieß freilich nicht, die kirchliche Duldung nach einem umfassenden Prinzip in die Gesellschaft einführen; allein es war unstreitig alles, was im siebzehnten Jahrhundert ausführbar war. Die kirchlichen Partheien mit einander zu versöhnen, wurde die Einrichtung getroffen, daß im Reichskammergerichte die Zahl der Räthe und Beisitzer von beiden Religions-Partheien gleich seyn sollte; und dies geschah auf den Vorschlag der Franzosen, welche bemerkt haben wollten, daß eine solche Zusammensetzung in ihrem Vaterlande wesentliche Dienste geleistet habe. Den Landesherrn wurde zum Gesetz gemacht, die Confessionen, die nicht die ihrigen wären, wenigstens nicht zu verfolgen oder zu bedrücken. Und o! wie konnte unbemerkt bleiben, daß, als alle Schwierigkeiten, welche dem Duldungs-System entgegengestellt wurden, endlich überwunden waren, die Gesandten der Reichsstände, von einem bewundernswürdigen Instinkt getrieben, sich umarmten und helle Freudenthränen vergossen? *) Ahneten sie Deutschlands bessere Zukunft? Kaum läßt sich daran zweifeln.

Auch

*) Dies ist unstreitig der anziehendste Moment in den Friedensverhandlung zu Münster und Osnabrück. Wer denkt dabei nicht zurück an jenen Auftritt, den Luther in der Reichsversammlung zu Worms veranlaßte, als er ausrief: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir!" Damals begann die Umwälzung, die durch den westphälischen Frieden beendigt wurde.

Auch in dieser Friedensunterhandlung gab Eins das Andere, ohne daß dabei irgend eine Absicht obgewaltet hätte. Wie aus der Niederlassung der Franzosen und Schweden im deutschen Reich die Säkularisation vieler geistlichen Güter, und aus dieser die Duldung, folgte: eben so folgten aus dem Duldungsgesetze ganz neue Verhältnisse der Kurfürsten und Fürsten zu dem Kaiser. Sollten nämlich die Kurfürsten und Fürsten eine Bürgschaft für ihr neues Besitzthum und für die daraus entspringenden Rechte haben: so blieb nichts Anderes übrig, als ihnen Vorrechte zuzuwenden, die sie bis dahin nicht gekannt hatten. Dahin gehörte das Vorrecht, theils unter einander, theils mit auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen; ferner das Vorrecht, auf den Reichsversammlungen eine freie und entscheidende Stimme zu haben. Wenn es also in dem bisherigen Verhältnisse des Kaisers zu den Kurfürsten und Fürsten noch immer den Anschein gehabt hatte, als sei es wesentlich auf Vasallenschaft oder Lehnrecht gegründet: so mußte dieser Anschein gänzlich verschwinden; denn jeder Fürst machte nun aus seinem Staate einen abgeschlossenen Wirkungskreis, worin er dem Kaiser eben so fremd wurde, als jedem ausländischen Könige. Die natürliche Folge hiervon war doppelter Art: einmal nämlich wurden die einzelnen Provinzen des deutschen Reichs (schlechtweg Länder genannt) zu wirklichen Staaten ausgebildet (und in dieser Hinsicht erfolgte das baare Gegentheil von dem, was beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges von Seiten der Jesuiten und des Kaisers war beabsichtigt worden); zweitens

verlor das Ganze Deutschlands durch den Mangel der Centralisation ganz und gar die Haltung, die es bis dahin, den übrigen Reichen Europa's gegenüber, gehabt hatte. Kurz: mit der Befreiung von der päbstlichen Autorität, welche die unmittelbare Folge eines gesetzlich gewordenen Protestantismus war, trat auch das allmählige Verschwinden der kaiserlichen ein. Was von der alten Verfassung beibehalten werden mußte, wenn man nicht über die nöthigen Gränzen hinaus gehen wollte, hatte kaum einen Sinn, viel weniger aber irgend eine Kraft; vorbereitet aber waren alle nachfolgenden Erscheinungen bis auf den heutigen Tag: Erscheinungen, die wir hier bloß deshalb nicht aufzählen, weil wir Gelegenheit finden werden, darüber an einem anderen Orte ausführlicher zu reden. Die Streitigkeit mit den venetianischen Gesandten, dem man früher den Titel Excellenz gegeben hatte, reizte die Kurfürsten denselben Titel auch für ihre Gesandten zu fordern; und indem sie dies durchsetzten, traten sie auf Eine Linie mit der Republik Venedig, was damals noch ein Gegenstand des Ehrgeizes seyn konnte.

Vergleicht man nun den Ausgang des dreißigjährigen Krieges mit dem Anfange desselben: so macht man die tröstliche Entdeckung, daß Unternehmungen, welche gegen den in der Zeit erreichten Civilisations-Grad gerichtet sind, damit endigen, daß sie sich demselben unterordnen müssen. Was wollten die Jesuiten, als sie den böhmischen Bürgerkrieg nach Deutschland spielten? Zurückführung der theokratischen Universal-Monarchie, welche durch die Kirchenverbesserung in engere Gränzen eingeschlossen war.

Was erreichten sie? Nichts, ja noch weniger als nichts; denn, indem der Protestantismus ein gesetzliches Daseyn erhielt, stand es um die Universal-Monarchie, deren Zurückführung sie auf sich genommen hatten, weit schlimmer, als vorher. Die Schicksale des Hauses Oesterreich entsprachen genau diesem unerwarteten Ausgange der Dinge. Eigentlich war dies Haus unter Ferdinand dem Zweiten nur Werkzeug in den Händen des Priesterthums. Um diesem Kaiser die nöthige Bereitwilligkeit zu geben, spiegelte man ihm die Souveränetät Deutschlands als etwas vor, das, unter den einmal vorhandenen Umständen, leicht zu erringen sei. Er ging darauf ein; aber wie wenig fehlte daran, daß er in Waldsteins Treulosigkeit seinen Untergang gefunden hätte! und wie wenig erreichte er seinen Zweck, nach dem Tode dieses ausgezeichneten Heerführers! Der Verlust des Elsasses, des Sundgau's und der festen Plätze, welche seine diesseits des Rheines gelegenen Provinzen beschützten, war in der That das Geringste, was Oesterreich darüber einbüßte. Von weit größerer Erheblichkeit war die gefährliche Stellung die es seit dem westphälischen Frieden gegen Deutschlands Fürsten erhielt: eine Stellung, die, nach mancherlei höchst unangenehmen Erfahrungen, ihm im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, keine andere Wahl ließ, als der römisch- dentschen Kaiserwürde gänzlich zu entsagen. Inzwischen wirkte die Befreiung von den Banden der kirchlichen Herrschaft im protestantischen Deutschland zur Hervorbringung eines höheren Grades von Cultur und Civilisation. Je ungehinderter die Wissenschaft vorschreiten konnte, desto schneller kam die Ge-

sellschaft zu einem klaren Bewußtseyn ihrer selbst: zu einem Bewußtseyn, wonach sie sich selbst sagte, daß die Freiheit eben so im Gehorsam gegen die Gesetze enthalten sei, wie das Recht in der Pflicht.

Deutschland war durch den westphälischen Frieden in eine neue Entwickelungs-Bahn geworfen, die es nur zu seinem Vortheil durchlaufen konnte. Dieser Friede beschränkte seine Wirkung nicht auf Deutschland, und wir müssen nun sehen, wie der Protestantismus in anderen Ländern wirkte. Vorher aber wird es nöthig seyn, einen Blick auf die Fortschritte zu werfen, welche die physischen Wissenschaften in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts machten.

(Fortsetzung folgt.)

Grundlinien einer nicht-metaphysischen Staatswissenschaft.

(Aus dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

Da die bisher angestellten Betrachtungen den Geist der positiven Staatswissenschaft hinreichend angedeutet haben: so kann ihre Vergleichung mit der theologischen und metaphysischen Staatswissenschaft nur an Bestimmtheit gewinnen.

Vergleicht man sie zuvörderst aus dem wichtigsten Gesichtspunkte, d. h. in Beziehung auf die wirklichen Bedürfnisse der Gesellschaft: so erklärt man sich leicht die Ueberlegenheit der positiven Staatswissenschaft. Diese Ueberlegenheit geht daraus hervor, daß sie **entdeckt**, was jene **erfinden**. Die theologischen und die metaphysischen Staatswissenschaften **erfinden** das System, welches sich für den gegenwärtigen Zustand der Civilisation schickt, nach der absoluten Bedingung, daß es das möglich beste sei. Die positive Staatswissenschaft hingegen **bestimmt** es nach der **Beobachtung**, und bezweckt nichts weiter, als dasjenige System, das der Civilisations-Gang hervorzubringen strebt. Vermöge dieses ganz verschiedenen Verfahrens ist es ebenso unmöglich, daß die auf Einbildung beruhende Staatswissenschaft die Reorganisation der Gesellschaft **finde**, als daß die auf Beobachtung beruhende sie **nicht finde**. Die eine macht die größten Anstrengungen, um das

Heilmittel zu erfinden, ohne die Krankheit in Betracht zu ziehen; die andere, überzeugt, daß die Lebenskraft des Kranken die Hauptursache seiner Genesung sei, beschränkt sich darauf, den natürlichen Ausgang der Krisis durch Beobachtung vorherzusehen, um ihn durch die Entfernung der Hindernisse zu erleichtern, welche der Empirismus gehäuft hat.

Zweitens kann nur die wissenschaftliche Politik den Leuten eine Theorie darbieten, über welche man sich verständigen kann; was gewissermaßen die allerwichtigste Bedingung ist.

Die theologische und metaphysische Staatswissenschaften verwickeln gerade dadurch, daß sie die möglich beste Regierung suchen, in Erörterungen, die nicht zu beendigen sind; denn diese Frage ist nicht zu beantworten, am wenigsten auf eine befriedigende Weise. Die Regierungsform steht nothwendig in Verhältniß mit dem Zustande der Civilisation; die beste für jeden Zeitraum, ist die, die sich diesem Zustande am meisten anschließet. Es kann also keine Regierungsform geben, welche den nothwendigen Vorzug vor den übrigen hätte; es giebt nur Civilisations-Zustände, welche einen höhern Grad von Vervollkommnung in sich schließen. Gesellschaftliche Einrichtungen, die in einem gegebenen Zeitraume gut waren, können in einem anderen Zeitraume schlecht seyn, und sind es öfters wirklich. So auch umgekehrt. So war z. B. die Sklaverei, welche heut zu Tage zu den Abscheulichkeiten gerechnet wird, bei ihrer Entstehung gewiß eine sehr gute Einrichtung, weil sie keinen andern Endzweck hatte, als die Vernichtung

des Schwachen durch den Starken zu verhindern; sie war, wie wir unten zeigen werden, in der allgemeinen Entwickelung der Civilisation eine unvermeidliche Zwischenstufe. Auf gleiche Weise, wenn gleich umgekehrt, ist die Freiheit, die in dem gehörigen Verhältnisse jedem Einzelnen und jedem Volke, welche einen gewissen Grad von Belehrung erreicht, und einige Fertigkeit in der Vorhersehung erworben haben, so nützlich ist, weil sie die Entwickelung ihrer Fähigkeiten gestattet — eben diese Freiheit, sage ich, ist höchst schädlich für diejenigen, welche diese Bedingungen noch nicht erfüllt haben, und zu ihrem, wie zu Anderer Besten, unter Vormundschaft gehalten werden müssen. Es ist demnach klar, daß man sich über die unbedingte Frage der möglich besten Regierungsform nicht einverständigen kann. Um die Eintracht wieder herzustellen, würde es kein besseres Mittel geben, als die Untersuchung über den einverstandenen Plan gänzlich zu verbieten. Dies hat die theologische Staatswissenschaft gethan; hierin consequenter, als die metaphysische. Sie stützte sich auf den Grundsatz, daß, da sie so lange vorgehalten, sie die Bedingungen ihrer Dauer erfüllt haben müsse. Die metaphysische Staatswissenschaft hingegen, gab der Einbildungskraft in dieser Laufbahn freien Spielraum, und man weiß, daß sie dahin gelangte, die Nützlichkeit des gesellschaftlichen Zustandes für das Wohlseyn des Menschen zweifelhaft zu finden, oder wohl gar zu leugnen. Ein schlagender Beweis von der Unmöglichkeit, sich über dergleichen Fragen zu verständigen! In der wissenschaftlichen Politik hingegen, ist die Frage ganz positiv und lediglich

nach der Wahrnehmung zu entscheiden; denn der praktische Zweck ist kein anderer, als das System zu bestimmen, das der Civilisations-Gang, so wie die Vergangenheit ihn zeigt, grade jetzt hervorzubringen strebt. Hierbei kann und muß die freieste Untersuchung gestattet werden, ohne daß man Ursache hat, die Verirrungen zu fürchten. Nach Verlauf einiger Zeit werden alle besseren Köpfe, und, diesen zu Gefallen, die ganze Schaar der übrigen, sich über die natürlichen Gesetze des Civilisations-Ganges und über das daraus hervorgehende politische System eben so einverständigen, wie man sich zuletzt über die Gesetze des Sonnensystems, und über die der menschlichen Organisation u. s. w. trotz aller ursprünglichen Verschiedenheit speculativer Meinungen, verständigt hat.

Endlich ist die positive Staatswissenschaft der einzige Weg, auf welchem das menschliche Geschlecht der Willkühr entrinnen kann, der es unterworfen bleiben wird, so lange die theologische und metaphysische Staatswissenschaft ihre Herrschaft fortsetzen werden.

Das Unbedingte in der Theorie führt nothwendig zu dem Willkührlichen in der Praxis. So lange das menschliche Geschlecht als etwas betrachtet wird, das keinen eigenen Antrieb hat, und diesen nur von dem Gesetzgeber empfangen kann, giebt es nothwendig eine Willkühr, und zwar im höchsten Grade, und in der allerwesentlichsten Beziehung, die Beredsamkeit möge dagegen einwenden, was sie wolle. Die Natur der Dinge selbst bringt dies mit sich. Ist das menschliche Geschlecht der Discretion eines Gesetzgebers überlassen, der für

dasselbe die möglich beste Regierung bestimmt: so kann die Willkühr in einzelnen Dingen beschränkt seyn, aber aus dem Ganzen kann man sie unmöglich verbannen. Der oberste Gesetzgeber sei, der Person nach, einig oder vielfältig, erblich oder wählbar, nichts ist in dieser Hinsicht verändert; selbst wenn die ganze Gesellschaft an die Stelle des Gesetzgebers träte, so würde dem noch immer eben so seyn, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn die Willkühr von der ganzen Gesellschaft an sich selbst ausgeübt würde, die Nachtheile um so größer ausfallen würden.

Die wissenschaftliche Politik hingegen schließt die Willkühr gänzlich aus, weil sie das Unbedingte und Unbestimmte, was jene erzeugt hat, und aufrecht erhält, zum Weichen bringt. In dieser Politik wird das menschliche Geschlecht betrachtet als unterworfen einem natürlichen Entwickelungsgesetze, das sich durch die Beobachtung bestimmen läßt, und für jeden Zeitraum, auf die allerunzweideutigste Weise, die politische Einwirkung vorschreibt, die da ausgeübt werden kann. Das Willkührliche hört also nothwendig auf. Die Herrschaft der Dinge vertritt die Herrschaft der Menschen. Dann erst giebt es Gesetze in dem wirklichen und philosophischen Sinne, den der berühmte Montesquieu mit diesem Ausdrucke verbindet. Welches immer die Regierungsform seyn möge: das Willkührliche kann nicht wieder emporkommen, wenigstens nicht im Wesentlichen. Alles im Staate ist nach einem wahrhaft suveränen Gesetze geordnet, dessen Ueberlegenheit allgemein anerkannt wird, weil es, in letzter Auflösung, aus der Natur unserer Organisation herstammt, über welche

man nichts auszurichten vermag. Kurz, dies Gesetz schließt ebenso sehr die theologische Willkühr, oder das göttliche Recht der Könige, als die metaphysische Willkühr, oder die Souveränetät des Volks, von der richtigen Behandlung der Gesellschaft aus.

Könnten einige Köpfe in der obersten Herrschaft eines solchen Gesetzes eine bloße Umgestaltung der bestehenden Willkühr wahrnehmen: so müßte man sie auffordern, sich auch über den unbeugsamen Despotismus, der über die ganze Natur durch das Gravitations-Gesetz ausgeübt wird, und über den nicht minder reellen, aber noch ähnlicheren Despotismus zu beklagen, den die Gesetze der menschlichen Organisation ausüben: Gesetze, von welchen das Civilisations-Gesetz nur ein Ergebniß ist.

Das bisher bemerkte führt ganz natürlich zu einer genaueren Bestimmung der Gebiete, welche der Beobachtung und der Einbildung im Felde der Staatswissenschaft eigen sind. Und diese Abmarkung wird den Abriß des allgemeinen Geistes der neuen Staatswissenschaft vollenden.

Man muß, zu diesem Endzweck, zwei Ordnungen von Arbeiten unterscheiden: die einen welche die Staatswissenschaft ausmachen, beziehen sich auf die Bildung des Systems, das dem gegenwärtigen Zeitraum entspricht; die anderen beziehen sich auf die Fortpflanzung desselben.

In den erstern muß die Einbildungskraft durchaus eine untergeordnete Rolle spielen, immer unter den Befehlen der Beobachtung, wie in den anderen Wissenschaften. Was das Studium der Vergangenheit betrifft,

so kann und muß es gebraucht werden, zur Verbindung der Thatsachen provisorische Mittel zu erfinden, bis die endlichen Verbindungen unmittelbar aus den Thatsachen selbst hervorgehen, was man immer vor Augen haben muß. Diese Anwendung der Einbildungskraft darf sich sogar immer nur auf die abgeleiteten Thatsachen beziehen; denn sonst würde sie offenbar fehlerhaft seyn. Zweitens muß die Bestimmung des Systems, nach welchem die Gesellschaft heut zu Tage sich reorganisiren soll, beinahe gänzlich aus der Beobachtung der Vergangenheit gefolgert werden. Dies Studium wird nicht bloß das Ganze dieses Systems, sondern auch die wichtigsten Theile desselben, mit einer Genauigkeit bestimmen, über welche die Gelehrten wahrscheinlich erstaunen werden, sobald sie Hand ans Werk legen. Nichts desto weniger ist es ausgemacht, daß die, auf diesem Wege erreichte Genauigkeit, nicht soweit getrieben werden kann, daß das System selbst den Industriellen überliefert werden könnte, um es durch ihre praktische Combinationen in Anwendung zu bringen. In dieser zweiten Beziehung muß daher die Einbildungskraft in der wissenschaftlichen Politik noch eine untergeordnete Verrichtung vollbringen: eine Verrichtung, welche darin bestehen wird, daß sie dem Abriß des neuen Systems, dessen allgemeinen Plan und Charakterzüge die Beobachtung bestimmt hat, den nothwendigen Grad von Bestimmtheit giebt.

Doch es giebt noch eine andere Art von Arbeiten, die für den endlichen Erfolg des großen Reorganisations-Unternehmens gleich nothwendig sind, ob

sie sich gleich den früheren unterordnen, und in denen die Einbildungskraft ihre volle Anwendung wiederfindet.

Bei der Feststellung des neuen Systems muß von allen Vortheilen und Nachtheilen desselben abgesehen werden. Die Hauptfrage, die einzige Frage sogar, ist und muß seyn: welches ist, nach der Beobachtung der Vergangenheit, das gesellschaftliche System, das sich, heut zu Tage, vermöge des Civilisations-Ganges, feststellen soll? Alles würde man verwirren, und sogar den Zweck verfehlen, wenn man sich auf eine ernsthafte Weise mit der Güte dieses Systems beschäftigen wollte. Man wird sich bei dem Gedanken beruhigen müssen, daß, indem die positive Idee von Güte, und die von Angemessenheit an den Zustand der Civilisation, sich in ihrem Ursprunge vermengen, man gewiß seyn könne, das beste anwendbare System zu finden, wenn man erforscht, welches System dem Zustande der Civilisation am besten entspreche. Da die Idee von Güte nicht durch sich selbst positiv ist, und es nur durch ihre Beziehung mit der zweiten wird: so ist es diese, an welcher man sich halten muß, als an den directen Zwecke der Untersuchungen; denn sonst würde die Staatswissenschaft nicht positiv werden. Die Andeutung der Vorzüge des neuen Systems, und seiner Ueberlegenheit über frühere in dieser Hinsicht, muß etwas durchaus Abgeleitetes seyn, und ohne allen Einfluß auf die Richtung der Arbeiten bleiben.

Es ist unbestreitbar, daß man durch diese Art des Verfahrens dahin gelangen kann, eine wahrhaft positive Staatswissenschaft — eine Wissenschaft, welche mit den

großen Bedürfnissen der Gesellschaft in Harmonie steht — zu gründen. Allein, wenn das neue System in diesem Geiste bestimmt werden muß, so ist zugleich klar, daß es der Gesellschaft nicht unter einer solchen Gestalt dargeboten werden darf, um seine endliche Annahme zu erzwingen; denn diese Gestalt ist weit davon entfernt, die angemessenste zu seyn, wenn es darauf ankömmt, Annahme zu bewirken.

Wenn ein neues gesellschaftliches System sich feststellen soll, so ist es nicht genug, daß es richtig gedacht sei; auch die Masse der Gesellschaft muß leidenschaftlich für die Einführung desselben gestimmt seyn. Diese Bedingung ist nicht bloß nothwendig, um die mehr oder minder starken Widerstände zu überwinden, welche dies System in denen Klassen antrifft, die in Verfall gerathen sind; sie ist hauptsächlich nothwendig zur Befriedigung jenes sittlichen Bedürfnisses der Erhebung, das dem Menschen beiwohnt, wenn er in eine neue Laufbahn tritt. Ohne diese Erhebung würde er weder seine natürliche Schwerkraft besiegen, noch das lastende Joch alter Gewohnheiten abschütteln können, was gleichwohl nothwendig ist, um allen seinen Fähigkeiten in ihrer neuen Anwendung eine freie und volle Entwickelung zu gestatten. Da eine solche Nothwendigkeit sich immer in minder verwickelten Fällen zeigt, so würde es einen Widerspruch in sich schließen, wenn sie bei den größten und wichtigsten Veränderungen d. h. bei denen, welche das menschliche Daseyn auf das Vollständigste berühren, nicht einträte. Auch spricht der Inhalt der ganzen Geschichte für diese Wahrheit.

Dies vorausgesetzt, liegt es am Tage, daß die Art und Weise, wie das neue System von der wissenschaftlichen Politik aufgefaßt und dargestellt werden kann und muß, auf keine Weise geeignet ist, diese unumgängliche Bedingung auf dem geraden Wege zu erfüllen.

Nie wird man den großen Haufen für irgend ein System dadurch einnehmen, daß man ihm beweiset, es sei dasjenige, dessen Feststellung der Civilisations-Gang von seinem ersten Ursprunge an vorbereitet habe, und das gegenwärtig die Gesellschaft zu leiten von ihm berufen sei. Eine solche Wahrheit wird von allzu wenig Geistern gefaßt, und erfordert selbst von denen, die sich ihrer bemächtigen können, eine allzu lange Reihe geistiger Verrichtungen, um jemals eine Leidenschaft anzuregen. Nur in den Gebildeten wird sie jene tiefe und hartnäckige Ueberzeugung bewirken, die das nothwendige Ergebniß positiver Beweise ist: — eine Ueberzeugung, die zwar sehr viel Widerstand in sich schließt, aber eben deswegen auch jene Thätigkeit, die von den durch Ideen angeregten Leidenschaften herrührt, gar nicht kennt.

Das einzige Mittel, eine lebendige und fortreißende Ueberzeugung in den Leuten anzuregen, besteht darin, daß man ihnen ein belebtes Gemälde von den Verbesserungen vorhält, die das neue System, aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, ohne weitere Rücksicht auf seine Nothwendigkeit und Zeitgemäßheit in der menschlichen Lage hervorbringen wird. Diese Aussicht allein kann die Leute bestimmen, jene sittliche Umwälzung in sich selbst zu vollbringen, welche für die Feststel-

lung des neuen Systems nothwendig ist. Sie allein kann den Egoismus verdrängen, der durch die Auflösung des alten Systems vorherrschend geworden ist, und, wenn die Köpfe durch die wissenschaftlichen Arbeiten aufgeklärt seyn werden, das einzige große Hinderniß für Triumph des neuen bilden wird. Sie allein kann endlich die Gesellschaft der Gleichgültigkeit entreißen, und ihr jene allgemeinere Thätigkeit einimpfen, welche bleibend werden muß in einem gesellschaftlichen Zustande, der alle Fähigkeiten des Menschen in anhaltende Wirksamkeit bringen wird.

Hier wäre also eine Ordnung von Arbeiten, worin die Einbildungskraft eine vorwiegende Rolle spielen muß. Ihre Wirksamkeit würde ohne allen Nachtheil seyn; denn sie würde sich in der von den wissenschaftlichen Arbeiten festgestellten Richtung bewegen; ihr Ziel würde nicht die Erfindung des einzuführenden Systems, sondern nur die Empfehlung desjenigen seyn, das die positive Staatswissenschaft festgestellt hat. In dieser Bahn muß die Einbildungskraft sich ganz selbst überlassen werden; denn je offener und freier ihr Gang ist, desto vollständiger und heilsamer wird die unumgängliche Wirkung seyn, die sie hervorzubringen bestimmt ist.

So verhält es sich mit dem besonderen Theile, der bei dem allgemeinen Unternehmen der gesellschaftlichen Reorganisation den schönen Künsten aufbewahrt ist. Alle positiven Kräfte werden also bei diesem großen Unternehmen zusammenwirken: die der Gelehrten, um den Plan des neuen Systems zu bestimmen; die der Künstler, um die allgemeine Annahme dieses Planes zu

fördern; die der Betriebsamen endlich, um das System in unmittelbare Anwendung zu bringen, durch Einführung der nothwendigen praktischen Institutionen. Diese drei großen Kräfte werden sich alsdann unter einander verbinden, um das neue System zu constituiren, so wie sie sich auch, wenn es gebildet seyn wird, für seine tägliche Anwendung vereinbaren werden.

Die positive Staatswissenschaft bekleidet demnach die Beobachtung mit dem Supremat, welches die Conjectural-Politik der Einbildung zugestanden hat, bei der Feststellung des gesellschaftlichen Systems, das sich für den gegenwärtigen Zeitraum paßt. Zu gleicher Zeit aber vertraut sie der Einbildung eine Rolle, welche, heut zu Tage, weit bedeutender ist, als diejenige, die sie in der theologischen und metaphysischen Staatswissenschaft spielt, wo sie, obgleich suverän, in einem Kreis von abgenutzten Ideen und eintönigen Gemählden schmachtet, seitdem das menschliche Geschlecht sich dem positiven Zustande genähert hat.

Nachdem wir den allgemeinen Geist der positiven Staatswissenschaft in einem Abriß dargestellt haben, wird es nicht überflüssig scheinen, einen Blick auf die Hauptversuche zu werfen, die bis jetzt gemacht worden sind, um die Politik zum Range der Beobachtungs-Wissenschaften zu erheben. Es wird daraus der doppelte Gewinn hervorgehen: 1) die Reife eines solchen Unternehmens durch die Thatsache selbst zu bestätigen; 2) den Geist der neuen Staatswissenschaft noch mehr ins Licht zu stellen dadurch, daß wir ihn unter Gesichtspunkte bringen, welche von den vorhin angezeigten verschieden sind.

Auf

Auf Montesquieu muß der erste directe Versuch die Politik als eine Wissenschaft von Thatsachen, nicht von Dogmen, zu behandeln, bezogen werden. Dies ist offenbar der wahre Zweck des Geistes der Gesetze in den Augen eines Jeden, der dies Werk begriffen hat. Der bewundernswürdige Anfang, wo die allgemeine Idee von Gesetz zum ersten Male auf eine wahrhaft philosophische Weise dargestellt wird, würde hinreichend seyn, um eine solche Absicht zu bestätigen. Es ist klar, daß Montesquieu sich wesentlich vorgesetzt hatte, so viel als möglich, unter einer gewissen Anzahl von Hauptstücken alle politischen Thatsachen zu sammeln, von denen er Kenntnisse hatte, und die Gesetze ihrer Verkettung ins Licht zu stellen.

Käme es hier darauf an, das Verdienst einer solchen Arbeit zu würdigen, so müßte man es nach der Zeit, worin sie durchgeführt wurde, beurtheilen. Man würde alsdann sehen, daß sie Montesquieu's philosophische Ueberlegenheit über alle seine Zeitgenossen auf das Förmlichste bestätigt. Die entscheidendsten Beweise dieser Ueberlegenheit beruhen darauf, daß er sich von dem kritischen Geiste zu einer Zeit befreiete, wo dieser die willkührlichste Herrschaft über die stärksten Geister ausübte; daß er die Leerheit der metaphysischen und absoluten Staatswissenschaft empfand, und das Bedürfniß fühlte, sich von ihr loszumachen in einem Augenblicke, wo sie unter Rousseau's Händen ihre letzte Gestalt gewann.

Doch ungeachtet der großen Fähigkeit, die Montesquieu bewies, und die je mehr und mehr anerkannt werden wird, ist es unverkennbar, daß seine Arbeiten

weit davon entfernt geblieben sind, die Politik zum Range positiver Wissenschaften erhoben zu haben. Keine von den Fundamental-Bedingungen, die, wenn dieser Zweck erreicht werden soll, ganz unumgänglich sind, ist von ihm erfüllt worden.

Montesquieu hat keine Anschauung von der großen allgemeinen Thatsache gehabt, welche alle politische Erscheinungen beherrscht; ich meine die natürliche Entwickelung der Civilisation. Daraus ist hervorgegangen, daß seine Untersuchungen, bei der Bildung der positiven Staatswissenschaft, nicht anders gebraucht werden können, denn als Materialien, als eine Sammlung von Beobachtungen und Ansichten. Denn die allgemeinen Ideen, die er zur Verbindung der Thatsachen gebraucht hat, sind nicht positiv.

Bei allen Bemühungen, sich von der Metaphysik losmachen, hat Montesquieu nicht zum Zweck kommen können; und von ihr hatte er, über allen Widerspruch hinaus, seinen Hauptgedanken abgeleitet. Dieser Gedanke hat den doppelten Fehler: 1) daß er dogmatisch ist, anstatt historisch zu seyn, d. h., daß darin keine Rücksicht genommen wird auf die nothwendige Folge verschiedener politischer Zustände; 2) daß er einer abgeleiteten Thatsache, ich meine die Regierungsform, eine übertriebene Wichtigkeit beilegt. Auch ist die überwiegende Rolle, welche Montesquieu diese Idee spielen läßt, ein bloßes Werk der Einbildung, und in Widerspruch mit dem Ganzen der allerbekanntesten Beobachtungen. Kurz die politischen Thatsachen sind von Montesquieu nicht wahrhaft verbunden, wie sie es in jeder posi-

tiven Wissenschaft seyn sollten. Sie sind nur an ein-ander gereihet nach hypothetischen Ansichten, die in den meisten Fällen ihren wirklichen Beziehungen entgegen sind.

Der einzige wichtige Theil von Montesquieu's theoretischen Arbeiten, der eine wahrhaft positive Richtung hat, ist derjenige, der sich vorsetzt, den politischen Einfluß physisch-örtlicher Umstände zu bestimmen, die auf eine anhaltende Weise einwirken, und deren Ganzes mit dem Namen „Klima" bezeichnet werden kann. Allein es ist nicht schwer, einzusehen, daß, selbst in dieser Beziehung, die von Montesquieu erzeugten Ideen nicht eher benutzt werden können, als bis sie gänzlich umgeschmolzen sind, in Folge des allgemeinen Fehlers, der seine Art zu verfahren charakterisirt.

Es ist heut zu Tage von allen Beobachtern anerkannt, daß Montesquieu den Einfluß der Klimate in vieler Beziehung sehr übertrieben hat. Dies ist unvermeidlich. Ohne Zweifel wirkt das Klima auf die politischen Erscheinungen auf eine reelle und wissenswerthe Weise ein. Allein diese Einwirkung ist nur indirect und abgeleitet. Sie beschränkt sich darauf, den natürlichen Gang der Civilisation bis zu einem gewissen Punkte zu beschleunigen, oder zu verzögern; denn ihn aufzuheben, vermag sie auf keine Weise. Wirklich, dieser Gang ist in allen Klimaten im Grunde derselbe, bis auf die größere oder geringere Geschwindigkeit; und der Grund davon ist kein anderer, als daß jener mit allgemeineren Gesetzen in Verbindung steht, nämlich mit denen der menschlichen Organisation, welche in den verschiedenen Oertlichkeiten wesentlich dieselben sind.

Weil nun der Einfluß des Klima's auf die politischen Erscheinungen nur modificirend ist in Hinsicht des natürlichen Ganges der Civilisation, welche ihren Charakter als höheres Gesetz behauptet: so ist klar, daß dieser Einfluß nicht eher mit Erfolg erforscht und gehörig gewürdigt werden kann, als bis jenes Gesetz festgestellt ist. Wollte man die indirecte und untergeordnete Ursache vor der directen und Hauptursache in Betrachtung ziehen: so würde eine solche Verletzung der Natur des menschlichen Geistes keine andere Folge haben, als — eine durchaus falsche Vorstellung von dem Einflusse der ersteren, indem man sie mit dem Einflusse der letzteren sich vermengen ließe. Und grade dies ist dem Verfasser des Geistes der Gesetze begegnet.

Die so eben gemachte Bemerkung über den Einfluß des Klima, läßt sich offenbar anwenden auf den Einfluß aller übrigen Ursachen, welche den Gang der Civilisation in seiner Geschwindigkeit modificiren können, ohne ihn wesentlich abzuändern. Genau wird dieser Einfluß sich niemals eher bestimmen lassen, als bis die natürlichen Gesetze der Civilisation, mit vorläufiger Beseitigung aller dieser Modificationen, festgestellt sind. Die Astronomen haben damit angefangen, daß sie die Gesetze der planetarischen Bewegungen, ohne weitere Berücksichtigung der Störungen, studirt haben. Sobald diese Gesetze entdeckt waren, konnten die Modificationen bestimmt und selbst auf das Prinzip zurückgeführt werden, das Anfangs nur in Beziehung auf die Hauptbewegungen festgestellt war. Hätte man, von Hause aus, diese Unregelmäßigkeiten berücksichtigen wollen: so ist

klar, daß niemals eine genaue Theorie hätte zum Vorschein kommen können. Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich in dem vorliegenden Falle.

Das Unzureichende der Montesquieu'schen Staatswissenschaft bewährt sich klar in ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse der Gesellschaft.

Die Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Reorganisation in den civilisirtesten Ländern war zu Montesquieu's Zeiten eben so wirklich, als sie es heut zu Tage ist. Denn das feudale und theologische System war bereits in seinen tiefsten Grundlagen zerstört. Alle Begebenheiten, die sich seitdem entwickelten, haben diese Nothwendigkeit nur fühlbarer und dringender gemacht. Die Zerstörung des alten Systems mußte demnach vollendet werden. Gleichwohl hat Montesquieu die Entwerfung eines neuen gesellschaftlichen Systems nicht zum praktischen Zwecke seiner Arbeiten gemacht. Da er die politischen Thatsachen nicht nach einer Theorie verbunden hatte, welche geeignet war, das Bedürfniß eines neuen Systems in dem von der Gesellschaft erreichten Zustande ins Licht zu stellen, und zugleich den allgemeinen Charakter dieses Systems zu bestimmen: so hat er sich, in Hinsicht der Praxis, darauf beschränken müssen, und sich wirklich darauf beschränkt, Verbesserungen im Einzelnen anzudeuten, die zwar der Erfahrung gemäß, in sich selbst aber nur mehr oder minder wichtige Abänderungen des theologischen und Feudal-Systems waren.

Ohne Zweifel hat Montesquieu eine weise Zurückhaltung an den Tag gelegt, als er seine praktische Ideen

in diejenigen Gränzen einschloß, die, bei seiner unvollkommenen Weise, die Thatsachen zu studiren, diese ihm vorschrieben, während es ihm, im Gegentheil so leicht geworden seyn würde, neue Utopien zu erfinden. Allein er hat zu gleicher Zeit, auf eine entscheidende Weise, das Unzureichende einer Theorie bewährt, welche nicht fähig war, den wesentlichsten Bedürfnissen der Praxis zu entsprechen.

Um alles zusammen zu fassen: Montesquieu hat zwar die Nothwendigkeit empfunden, daß die Politik gleich den Beobachtungswissenschaften behandelt werden müsse; allein er hat sich keinen Begriff machen können von der allgemeinen Arbeit, die ihr diesen Charakter geben muß. Seine Untersuchungen sind indeß deshalb nicht weniger von der größten Wichtigkeit geblieben. Sie haben dem menschlichen Geiste die Mittel, politische Ideen zu verbinden, dadurch erleichtert, daß sie ihm eine große Masse von Thatsachen darboten: Thatsachen zusammengestellt nach einer Theorie, die zwar von dem positiven Zustande noch weit entfernt war, diesem aber um vieles näher kam, als alle frühere Theorieen.

Die erste allgemeine Anschauung von der Arbeit, wodurch die Politik zum Range der Beobachtungswissenschaften erhoben werden kann, hat Condorcet gehabt. Er hat zuerst deutlich eingesehen, daß die Civilisation einem allmähligen Gange unterworfen ist, dessen sämmtliche Schritte streng mit einander verkettet sind, in Folge natürlicher Gesetze, welche die philosophische Beobachtung der Vergangenheit entschleiern kann, und welche, für jeden Zeitraum, auf eine durchaus positive Weise

die Vervollkommnung bestimmen, die der gesellschaftliche Zustand, sowohl in seinen Theilen als in seinem Ganzen, zu erfahren berufen ist. Hierdurch hat Condorcet nicht bloß das Mittel entdeckt, der Politik eine wahre positive Theorie zu geben; sondern er hat auch versucht, diese Theorie in einem Werke festzustellen, das den Titel führt: Abriß eines historischen Gemähldes von den Fortschritten des menschlichen Geistes. Der bloße Titel und die Einleitung würden hinreichen, diesem Autor die Ehre zu sichern, der Schöpfer dieser großen philosophischen Idee gewesen zu seyn.

Wenn diese Hauptentdeckung bisher unbenutzt geblieben ist, wenn sie bis jetzt beinahe gar keine Sensation gemacht hat, wenn Niemand in die von Condorcet bezeichnete Bahn getreten, kurz, wenn die Staatswissenschaft nicht positiv geworden ist: so muß man dies großentheils dem Umstande zuschreiben, daß der von Condorcet bezeichnete Abriß in einem Geiste vollzogen ist, der dem Zwecke dieser Arbeit durchaus entgegenwirkt. Er hat die wesentlichsten Bedingungen derselben in einem so hohen Grade verkannt, daß sein Werk gänzlich umgeschmolzen werden muß. Dies bedarf einer weiteren Auseinandersetzung.

Zuvörderst ist, bei einer Arbeit dieser Art, die Vertheilung der Epochen der allerwichtigste Theil des Planes, oder, um dies noch besser auszudrücken, sie allein constituirt den Plan selbst, wenn man diesen in seiner größten Allgemeinheit betrachtet; denn sie bestimmt die vornehmste Art und Weise, beobachtete Thatsachen an einander zu reihen. Nun aber ist die von Condorcet

beliebte Vertheilung unbedingt fehlerhaft dadurch, daß sie nicht einmal die fühlbarste aller Bedingungen erfüllt, d. h. die einer gleichartigen Reihe. Man siehet, daß Condorcet die Wichtigkeit einer philosophischen Anordnung der Civilisations-Epochen auf keine Weise empfunden hat. Er hat nicht eingesehen, daß diese Anordnung, an und für sich, der Gegenstand einer ersten allgemeinen Arbeit werden muß, und daß diese die schwierigste von allen ist, welche die Bildung einer positiven Staatswissenschaft veranlassen kann. Er hat sich eingebildet, daß er die Thatsachen gehörig zusammenstellte, wenn er, gewissermaßen auf gut Glück, eine merkwürdige Begebenheit, sie mochte industrieller, oder wissenschaftlicher, oder politischer Art seyn, für den Ursprung jeder Epoche nähme. Bei diesem Verfahren trat er nicht aus dem Kreise der litterarischen Geschichtschreiber. Es war ihm unmöglich, eine wahre Theorie zu bilden, d. h. unter den Thatsachen eine wirkliche Verkettung zu Stande zu bringen; denn diejenigen, welche zur Verbindung der übrigen dienen sollen, waren bereits unter sich vereinzelt.

Da die Naturforscher von allen Gelehrten diejenigen sind, welche die umfassendsten und schwierigsten Classificationen zu machen haben: so hat sich die allgemeine Methode der Classificationen unter ihren Händen am vollständigsten ausbilden müssen. Das Fundamental-Prinzip dieser Methode stehet fest, seitdem es in der Botanik und Zoologie philosophische Classificationen giebt, d. h. solche, die auf wirklichen Verhältnissen, nicht auf willkührlicher Macht und Zusammenstellung, beruhen.

Es bestehet darin, daß die Ordnung der verschiedenen Grade der Abtheilung, so viel als möglich, der Ordnung der Beziehungen entspricht, die unter den zu ordnenden Erscheinungen wahr genommen werden. Auf diese Weise ist die Hierarchie der Familien, der Geschlechter u. s. w. nichts anderes, als die Darlegung einer coordinirten Reihe von allgemeinen Thatsachen, getheilt in verschiedene Folgeordnungen, die immer mehr den Charakter der Besonderheit annehmen. Mit einem Worte: die Classification ist alsdann nur der philosophische Ausdruck der Wissenschaft, deren Fortschritten sie folgt. Kennt man die Classification, so kennt man die Wissenschaft; zum Wenigsten in ihrem wichtigsten Theile.

Dies Prinzip ist anwendbar auf jede Wissenschaft. Da nun die Staatswissenschaft sich zu einer Zeit constituirt, wo es entdeckt, angewendet und gehörig berichtigt ist: so muß sie diese von anderen Wissenschaften erfundene philosophische Idee dazu benutzen, daß sie dieselbe zu ihrer Führerin bei der Vertheilung der verschiedenen Zeitalter der Civilisation annimmt. Die Beweggründe, die uns bestimmen müssen, in der allgemeinen Geschichte des menschlichen Geschlechts die verschiedenen Civilisations-Epochen nach ihren natürlichen Beziehungen zu ordnen, sind vollkommen dieselben, welche die Naturforscher bestimmt haben, die thierischen und vegetalen Organisationen nach demselben Gesetze zu stellen. Der Unterschied besteht blos darin, daß jene eine noch größere Kraft in sich schließen.

Denn, wenn eine gute Coordination der Thatsachen in jeder anderen Wissenschaft von großer Wichtigkeit ist,

so ist sie alles in der Staatswissenschaft, welche ohne diese Bedingung ihren praktischen Zweck gänzlich verfehlen würde. Dieser Zweck ist, wie wir wissen, durch die Beobachtung der Vergangenheit das gesellschaftliche System zu bestimmen, das der Civilisations-Gang heut zu Tage hervorzubringen strebt. Nun kann aber diese Bestimmung nur hervorgehen aus einer guten Zusammenstellung der früheren Civilisations-Zustände, welche das Gesetz dieses Ganges hervorhebt. Demnach ist klar, daß die politischen Thatsachen, wie wichtig sie auch seyn mögen, ihren reellen praktischen Werth nur durch ihre Zusammenstellung haben, während, in den übrigen Wissenschaften, die Kenntniß der Thatsachen öfters durch sich selbst eine Nützlichkeit mit sich führt, welche von der Art ihrer Verkettung ganz unabhängig ist.

Anstatt, also, nach mehr oder weniger wichtigen Ereignissen, ordnungslos vertheilt zu werden, wie Condorcet es beliebt hat, müssen die verschiedenen Civilisations-Epochen nach dem philosophischen Prinzip geordnet werden, das von allen Gelehrten dafür anerkannt ist, daß es bei allen Classificationen den Vorrang haben müsse. Die Hauptabtheilung der Epochen muß den allgemeinsten Ueberblick von der Geschichte der Civilisation geben. Die weiteren Abtheilungen, wie weit man sie zu treiben auch für gut befinden möge, müssen, nach und nach, immer bestimmtere Anschauungen von dem Inhalte derselben Geschichte gewähren. Mit einem Worte: die Tafel der Epochen muß so geordnet seyn, daß sie durch sich selbst den abgekürzesten Ausdruck der ganzen Arbeit darbietet. Geschähe dies nicht, so würde

man eine nur vorläufige Arbeit zu Stande bringen, die, mit welcher Vollkommenheit sie auch vollbracht wäre, nur den Werth einer Materialien-Sammlung haben könnte.

Dies ist hinreichend, um anzudeuten, daß eine solche Abtheilung nicht erfunden werden, und daß sie selbst in dem höchsten Grade der Allgemeinheit, nur hervorgehen kann aus einem ersten Entwurf des Gemähldes, aus einem ersten Ueberblick der allgemeinen Geschichte der Civilisation. Wie wichtig, ja wie unumgänglich diese Art des Verfahrens aber auch seyn möge, um eine positive Staatswissenschaft zu Stande zu bringen: so würde sie doch unausführbar seyn, und man müßte sich damit begnügen, eine bloß vorläufige Arbeit zu Stande zu bringen, wenn diese Arbeit nicht bereits hinlänglich vorbereitet wäre. Allein die bisher verfaßten Geschichten, vorzüglich diejenigen, die seit ungefähr einem halben Jahrhundert hervorgebracht worden sind, wie weit sie auch davon entfernt seyn mögen, in dem passenden Geiste gedacht zu seyn, gewähren ungefähr einen Ersatz für die vorläufige Materialien-Sammlung. Man kann sich also ohne Umstände mit einer definitiven Zusammenstellung befassen.

Kommt es auf eine vollständige Geschichte der Civilisation an: so glauben wir, daß sie in drei große Epochen oder Civilisations-Zustände zerfallen müsse, deren Charakter, im Weltlichen wie im Geistlichen, durchaus verschieden ist. Sie umfassen die Civilisation zugleich in ihren Elementen und in ihrem Ganzen, was, nach den oben angeführten Ansichten, offenbar unumgängliche Bedingung ist.

Die erste Epoche ist die theologische und kriegerische. In diesem Zustande der Gesellschaft sind alle theoretische Ideen, sie mögen allgemeine oder besondere seyn, von einer durchaus übernatürlichen Ordnung. Offen und vollständig herrscht die Einbildung über die Beobachtung, und dieser ist jedes Recht der Erforschung untersagt. Auf gleiche Weise sind alle gesellschaftliche Beziehungen, sie mögen besondere oder allgemeine seyn, offen und vollständig kriegerisch. Einziger und bleibender Thätigkeitszweck der Gesellschaft ist die Eroberung. Keine andere Betriebsamkeit, als die, welche unumgänglich nothwendig ist, damit das menschliche Geschlecht fortdauere! Hauptinstitution ist die reine und einfache Sclaverei der Producenten.

So verhält es sich mit dem ersten großen Gesellschafts-System, das von dem natürlichen Gange der Civilisation hervorgebracht wird. Seinen Elementen nach hat es seit der ersten Bildung regelmäßiger und bleibender Gesellschaften Daseyn gehabt. In seinem Ganzen hatte es sich erst nach einer langen Reihe von Geschlechtern vollkommen befestigt.

Die zweite Epoche ist die metaphysische und legistische. Ihr allgemeiner Charakter bestehet darin, daß sie wenig Bestimmtheit in sich schließt. Sie bildet eine Mittelstufe, und bewirkt einen Uebergang.

In geistlicher Beziehung ist sie bereits geschildert worden. Die Beobachtung wird zwar noch immer von der Einbildung beherscht; allein es ist ihr gestattet, diese innerhalb gewisser Gränzen zu modificiren. Diese Gränzen werden hierauf allmählig immer weiter ausgedehnt,

bis die Beobachtung endlich das Recht der Erforschung auf allen Punkten erobert. Sie gewinnt es zunächst über alle besonderen theoretischen Ideen, und durch den Gebrauch, den sie davon macht, gelangt sie zuletzt dahin, es auch über die allgemeinen theoretischen Ideen zu erwerben. Hier ist das natürliche Ziel des Ueberganges. Dieser Zeitraum ist der der Kritik und der Argumentation.

In weltlicher Beziehung hat die Betriebsamkeit größere Ausdehnung gewonnen, ohne schon vorherrschend zu seyn. Die Gesellschaft ist folglich nicht mehr offen kriegerisch und noch nicht offen betriebsam, weder in ihren Elementen, noch in ihrem Ganzen. Die besonderen gesellschaftlichen Beziehungen sind modificirt. Die persönliche Sclaverei ist nicht mehr direct; der Producent, obgleich noch Sclave, beginnt einige Rechte von Seiten des Kriegers zu erhalten. Die Betriebsamkeit macht neue Fortschritte, und diese zwecken auf eine gänzliche Abschaffung der Sclaverei ab, welche nicht ausbleibt. Nach dieser Befreiung bleiben die Producenten zwar nach der collectiven Willkühr unterworfen; indeß auch die allgemeinen gesellschaftlichen Beziehungen beginnen sich zu modificiren. Die beiden Thätigkeitszwecke, die Eroberung und die Produktion, werden mit einander verbunden. Anfangs wird die Betriebsamkeit als Mittel zum Kriege verschont und beschützt. Später vermehrt sich ihre Wichtigkeit, und der Krieg endigt damit, daß er systematisch als Mittel zur Begünstigung der Industrie gedacht und aufgefaßt wird. Dies ist der letzte Zustand dieser Zwischenregierung.

Die dritte Epoche endlich ist die wissenschaftliche und industrielle. Alle besonderen theoretischen Ideen sind positiv geworden, und die allgemeinen streben dahin, es zu werden. In Hinsicht der ersteren hat die Beobachtung die Einbildung unterjocht, und in Hinsicht der letzteren hat sie dieselbe entthront, ohne jetzt schon ihre Stelle eingenommen zu haben.

Im Weltlichen ist die Betriebsamkeit vorherrschend geworden. Alle besonderen Beziehungen haben sich nach und nach auf den Grundlagen der Betriebsamkeit befestigt. Collectiv genommen, möchte die Gesellschaft sich auf dieselbe Weise organisiren, und die Production zu ihrem einzigen und bleibenden Thätigkeitszweck erheben.

Mit einem Worte: diese letzte Epoche ist, was die Elemente betrifft, bereits verflossen, und was das Ganze anlangt, so stehet sie im Begriff, anzuheben. Ihr Ausgangspunkt schreibt sich von der Einführung der positiven Wissenschaften in Europa durch die Araber, und von der Befreiung der Gemeinen, d. h. von dem elften Jahrhundert her.

Um, bei der Anwendung dieser allgemeinen Uebersicht, jede Dunkelheit zu vermeiden, muß man nie aus dem Auge verlieren, daß die Civilisation hinsichtlich der geistlichen und weltlichen Elemente des gesellschaftlichen Zustandes vorrücken mußte, ehe sie in Hinsicht des Ganzen vorrücken konnte. Die drei auf einander folgenden großen Epochen haben demnach nothwendig früher in den Elementen, als in dem Ganzen, begonnen: und es könnte einige Verwirrung entstehen, wenn man sich

nicht, vor allen Dingen, Rechenschaft über diesen unvermeidlichen Unterschied ablegte.

So verhält es sich mit den vornehmsten Kennzeichen der drei großen Epochen, in welche man die ganze Geschichte der Civilisation seit der Zeit, wo die Gesellschaft eine bleibende Form annahm, bis auf unsere Zeiten, eintheilen kan. Wir wagen es, den Gelehrten die erste Eintheilung der Vergangenheit vorzulegen; sie scheint uns die großen Bedingungen einer guten Classification des Ganzen der politischen Thatsachen zu erfüllen.

Wird sie angenommen, so muß man zum Wenigsten eine Unterabtheilung finden, damit es möglich sei, einen ersten Abriß des großen historischen Gemähldes auf eine angemessene Weise zu Stande zu bringen. Die Hauptabtheilung wird die Entdeckung aller derjenigen erleichtern, die darauf folgen müssen; besonders dadurch, daß sie die Mittel gewährt, die Erscheinungen auf eine allgemeine und positive Weise zugleich zu betrachten. Klar ist auch, daß diese verschiedenen Unterabtheilungen, nach dem Fundamental-Prinzip der Classificationen, gänzlich in demselben Geiste, wie die Hauptabtheilung, vollbracht werden müssen, und nur eine einfache Entwickelung derselben geben dürfen.

Nachdem wir Condorcets Arbeit in Hinsicht der Epochen-Vertheilung untersucht haben, müssen wir sie noch in Beziehung auf den Geist, der bei der Abfassung vorwaltete, ins Auge fassen.

Condorcet hat nicht eingesehen, daß die erste directe Wirkung einer Arbeit, die eine positive Staatswissen-

schaft bezweckt, durchaus nothwendig darin bestehen müsse, die kritische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts unwiderruflich zu verbannen, um alle Denkkraft der Reorganisation der Gesellschaft zuzuwenden; denn dies war der praktische Zweck einer solchen Arbeit. Er hat folglich nicht gefühlt, daß die vorläufige Bedingung, welche von demjenigen, der sich auf eine so wichtige Unternehmung einließ, unumgänglich erfüllt werden mußte, keine andere war, als sich, soviel als möglich, von allen den Vorurtheilen zu befreien, welche durch diese Philosophie den Köpfen eingeimpft waren. Statt dessen hat er sich blindlings von diesen Vorurtheilen beherrschen lassen. Anstatt die Vergangenheit zu beobachten, hat er sie verdammt; und dem zu Folge ist sein Werk zu einer langen und ermüdenden Declamation geworden, aus welcher keine positive Belehrung hervorgeht.

Mit gleicher Strenge müssen aus jeder positiven Wissenschaft die Bewunderung und die Mißbilligung der Erscheinungen verbannt werden; denn jede Eingenommenheit dieser Art verhindert ganz unvermeidlich die Erforschung, oder sie verdirbt dieselbe. Astronomen, Physiker, Chemiker und Physiologen bewundern ihre einschlägigen Erscheinungen eben so wenig, als sie dieselben tadeln; sie beobachten sie, obgleich diese Erscheinungen reichlichen Stoff zu Betrachtungen der einen oder der andern Art geben können, wie wir davon Beispiele in Menge haben. Wissenschaftliche Köpfe überlassen dergleichen Wirkungen mit Recht den Künstlern, in deren Domän sie wirklich fallen.

Mit der Staatswissenschaft darf es sich in dieser

Be-

Beziehung nicht anders verhalten, als mit den übrigen Wissenschaften. In ihr ist diese Zurückhaltung sogar noch viel nothwendiger, gerade weil sie weit schwieriger ist, und weil sie die Erforschung weit stärker bestimmt, indem in dieser Wissenschaft die Erscheinungen den Leidenschaften viel näher liegen, als in jeder anderen. Der kritische Geist also, von welchem sich Condorcet fortreißen ließ, ist demjenigen, der in der Staatswissenschaft herrschen soll, schon aus diesem Grunde durchaus entgegen, sollten auch alle die Vorwürfe, die er der Vergangenheit macht, vollkommen gegründet seyn. Doch hierbei ist mehr zu erwägen.

Ohne Zweifel sind, nach einer bereits gemachten Bemerkung, die praktischen Combinationen der Staatsmänner nicht immer die richtigsten gewesen, und oft haben sie wohl gar der Civilisation entgegen gewirkt. Will man dies noch strenger auffassen, so beschränkt sich die Bemerkung für alle Fälle darauf, daß Staatsmänner Lehren und Institutionen, die nicht mehr in Harmonie mit dem Civilisations-Stande waren, über ihre natürliche Gränze hinaus zu verlängern bemühet waren; und wahrlich ein solcher Irrthum ist sehr zu entschuldigen, wenn man erwägt, daß es bisher kein positives Mittel gab, das zur Erkennung desselben führen konnte. Wenn man aber ganzen Systemen von gesellschaftlichen Einrichtungen und Ideen beimißt, was sich nur auf abgeleitete Thatsachen bezieht; wenn man z. B. zeigt, daß es für die Civilisation kein anderes Hinderniß gegeben hat, als das feudale und theologische System, dessen Einführung im Gegentheil der größte vorläufige Fortschritt

der Gesellschaft gewesen ist, und unter dessen glücklichen Einfluß sie so viele definitive Eroberungen gemacht hat; wenn man, eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, Klassen, welche an der Spitze der allgemeinen Bewegung standen, als solche darstellt, die sich mit einer bleibenden Verschwörung gegen das menschliche Geschlecht beschäftigt haben: so ist ein solcher Geist, seinem Prinzip nach, eben so absurd, als er, seinen Folgerungen nach, widerlich ist; und faßt man ihn, als das Resultat der Philosophie des letzten Jahrhunderts auf, so möchte man bedauern, daß ein Mann, wie Condorcet, sich ihrer Herrschaft nicht entziehen konnte.

Diese Abgeschmacktheit, welche aus der Unfähigkeit, die natürliche Verkettung der Fortschritte in der Civilisation nach ihren Haupttheilen zu überschauen, entspringt, macht die Erklärung derselben durchaus unmöglich. Auch bietet die Arbeit Condorcets einen allgemeinen und anhaltenden Widerspruch dar.

Auf der einen Seite verkündigt er laut, daß der Civilisations-Zustand im achtzehnten Jahrhundert demjenigen, welcher früher dagewesen, in sehr vielen Beziehungen unendlich überlegen sey. Allein dieser Total-Fortschritt — wie könnte er etwas Anderes seyn, als die Summe der partiellen Fortschritte, welche die Civilisation in allen vorhergegangenen Zwischenzuständen gemacht hat? Gleichwohl stellt Condorcet, indem er diese verschiedenen Zustände nach einander untersucht, dieselben auf der andern Seite, beinahe immer als solche dar, die, unter den allerwesentlichsten Gesichtspunkten,

Zeiten der Rückschritte gewesen seien. Hier gilt es also Wunder über Wunder, und der vorschreitende Gang der Civilisation wird zu einer Wirkung ohne Ursache!

In der wahren positiven Staatswissenschaft muß ein durchaus entgegengesetzter Geist herrschen.

Institutionen und Doctrinen müssen betrachtet werden als etwas, das in allen Zeitabschnitten so vollkommen gewesen ist, als der gegenwärtige Civilisations-Zustand es erlaubte. Wie könnte man anders darüber urtheilen, da sie, nach Verlauf einer gewissen Zeit, nothwendig von ihm bestimmt wurden? Noch mehr: in der Periode ihrer Vollkraft haben sie immer den Charakter des Fortschreitens, und, in keinem Falle, den des Rückschreitens gehabt; denn, wie hätten sie sonst gegen den Gang der Civilisation aushalten wollen, von welchem sie alle ihre Kräfte entlehnten? Nur in den Zeiten des Verfalls haben sie gewöhnlich den Charakter des Stillstands angenommen: eine Erscheinung, die sich durch sich selbst erklärt, theils aus dem Widerwillen gegen Vernichtung, der politischen Systemen und Individuen gleich natürlich ist, theils aus dem Zustande der Kindheit, worin sich die Staatswissenschaft bisher befunden hat.

Auf dieselbe Weise muß man die Leidenschaften betrachten, welche von den leitenden Klassen in verschiedenen Zeitabschnitten entwickelt worden sind. In den Zeiten der männlichen Kraft sind die vorwiegenden gesellschaftlichen Mächte nothwendig großmüthig; denn sie haben nichts mehr zu erwerben, und sie fürchten noch nicht, zu verlieren. Erst wenn die Zeit ihres Verfalls

eintritt, werden sie selbstsüchtig, weil alle ihre Bemühungen darauf abzwecken, eine Gewalt beizubehalten, deren Grundlagen zerstört sind.

Diese verschiedenen Ansichten sind offenbar den Gesetzen der menschlichen Natur gemäß; und sie allein gestatten, daß man politische Systeme auf eine befriedigende Weise erklären kann. Kurz also: anstatt in der Vergangenheit ein Gewebe von Abscheulichkeiten zu sehen, muß man geneigt werden, die Gesellschaft als etwas zu betrachten, das, in den meisten Fällen, so gut geleitet worden ist, als die Natur der Dinge es in jeder Hinsicht gestattete.

Wenn einige besondere Thatsachen dieser allgemeinen Thatsache zu widersprechen scheinen, so ist es weit philosophischer, den Zusammenhang zwischen beiden aufzusuchen, als sich davon lossagen, indem man, auf den ersten Anblick, die Wirklichkeit dieses Gegensatzes zugiebt. Denn, man würde sich gänzlich von aller richtig verstandenen wissenschaftlichen Unterordnung entfernen, wenn man ein abgeleitetes und minder häufiges Factum über das wichtigste und am meisten berichtigte setzen wollte.

Ausgemacht ist übrigens, daß man sich beim Gebrauch dieser allgemeinen Idee, wie beim Gebrauch jeder anderen, so viel als möglich, vor jeder Uebertreibung bewahren muß.

Ohne Zweifel wird man einige Aehnlichkeit finden zwischen dem Geiste der positiven Staatswissenschaft, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, und der berüchtigten theologischen und metaphysischen Lehre vom Op-

timismus. Die Aehnlichkeit ist da; dies läßt sich nicht leugnen: allein der Unterschied zwischen einer aus der Beobachtung geschöpften allgemeinen Thatsache, und einer von der Einbildung herstammenden hypothetischen Idee, ist unermeßlich. In den Folgerungen wird die Entfernung noch fühlbarer.

Die theologische und metaphysische Lehre, die, auf eine unbedingte Weise, feststellt, daß Alles so gut sey, als es jemals werden könne, strebt, das menschliche Geschlecht stationär zu machen, indem sie demselben jede Aussicht auf wirkliche Verbesserung raubt. Die positive Idee, daß die gesellschaftliche Organisation, für eine gewisse Zeit, so vollkommen sei, als es der Zustand der Civilisation in jedem Zeitraume gestattet, weit entfernt, den Wunsch nach Verbesserung zu hemmen, giebt vielmehr einen wirksamen Antrieb, indem sie Bemühungen, die, wenn sie unmittelbar auf die gesellschaftliche Organisation gerichtet worden wären, ohne allen Erfolg geblieben seyn würden, dem wahren Ziele, der Vervollkommnung der Civilisation, zuwendet.

Da überdies in einer solchen Idee nichts Mystisches und Unbedingtes ist, so nöthigt sie den Menschen, die Harmonie zwischen dem politischen Regiment und dem Zustande der Civilisation in dem vorhergesehenen Falle wieder herzustellen, wo diese nothwendige Beziehung augenblicklich gestört ist. Nur klärt sie diese Operation auf, indem sie warnt, in einer solchen Verbindung die Wirkung nicht für die Ursache zu nehmen.

Es ist vielleicht nicht am unrechten Orte, auf Ver-

anlassung dieser Aehnlichkeit zu bemerken, daß dies nicht der einzige Fall ist, wo die positive Philosophie sich, vermöge einer schicklichen Umwandlung, eine allgemeine Idee aneignet, welche ursprünglich von der theologischen und metaphysischen Philosophie in Gang gesetzt ist. Die echten allgemeinen Ideen verlieren niemals ihren Werth, als Mittel des Räsonnements, wie fehlerhaft auch ihre Umgebung seyn möge. Der gewöhnliche Gang des menschlichen Geistes bringt es mit sich, daß er sie, mit Umbildung ihres Charakters, seinen verschiedenen Zuständen aneignet. Dies läßt sich in allen den Umwälzungen bewahrheiten, welche die verschiedenen Zweige unserer Erkenntniß zu dem positiven Zustande hingeleitet haben.

So ist z. B. die mystische Lehre von dem Einflusse der Zahlen, welche bekanntlich in der pythagoräischen Schule entsprang, von den Geometern auf die einfache und positive Idee zurückgeführt worden: „daß minder verwickelte Erscheinungen sich auf mathematische Gesetze zurückbringen lassen.“ Auf gleiche Weise haben die Physiologen die Lehre von den Endursachen in das Prinzip der Daseynsbedingungen verwandelt. Beide positive Ideen unterscheiden sich ohne Zweifel gar sehr von den beiden theologischen und metaphysischen Ideen; allein diese sind deshalb nicht weniger der unverkennbare Keim der ersteren. Eine gut geleitete philosophische Operation ist hinreichend gewesen, jenen hypothetischen Anschauungen, welche das menschliche Genie in der Kindheit der menschlichen Vernunft erzeugt hat, den Charakter des Positiven zu geben. Diese Umwandlung hat

übrigens ihrem Werth als Räsonnements-Mittel nicht nur nicht geschadet, sie hat ihn sogar vermehrt.

Dieselben Betrachtungen lassen sich ganz genau auf die beiden allgemeinen politischen Ideen anwenden, welche oben verglichen worden sind, und von denen die eine positiv, die andere fictiv war.

Ehe wir die Prüfung der Condorcet'schen Arbeit aufgeben, müssen wir daraus noch einen dritten Gesichtspunkt herleiten, aus welchem der Geist der positiven Staatswissenschaft dargestellt werden kann.

Man hat Condorcet einen Vorwurf daraus gemacht, daß er sein Werk durch ein Gemählde der Zukunft zu schließen wagte. Dieser kühne Gedanke ist vielmehr der einzige philosophische Blick von hoher Wichtigkeit, den Condorcet in die Ausführung seiner Arbeit einmischte, und er muß sorgfältig beibehalten werden in der neuen Geschichte der Civilisation, deren natürlicher Schluß ganz offenbar ein solches Gemählde ist.

Das Einzige, was man Condorcet mit Recht zum Vorwurf machen konnte, war, nicht daß er die Zukunft hatte bestimmen wollen, sondern daß er sie schlecht bestimmt hatte. Dies lag an seinem Studium der Vergangenheit, welches durchaus fehlerhaft war. Da er die Vergangenheit schlecht zusammengestellt hatte, so konnte die Zukunft nicht daraus hervorgehen. Diese Unvollkommenheit der Beobachtung brachte ihn dahin, die Zukunft wesentlich nach seiner Einbildungskraft zu schildern; und, vermöge einer nothwendigen Folge, hatte er sie schlecht aufgefaßt. Allein dieser Nichterfolg, dessen Ursache mit

Händen zu greifen ist, beweiset nicht, daß man, mit Hülfe einer gut zusammengestellten Vergangenheit, nicht den allgemeinen Anblick der gesellschaftlichen Zukunft mit Sicherheit bestimmen könne.

Ein solcher Gedanke erscheint nur deshalb seltsam, weil man sich noch nicht gewöhnt hat, die Politik in dem Lichte einer echten Wissenschaft zu betrachten. Denn, wenn man sie so anschauete, so würde die Bestimmung der Zukunft durch eine philosophische Beobachtung der Vergangenheit vielmehr als ein sehr natürlicher Gedanke erscheinen, mit welchem die Leute für andere Classen von Erscheinungen vertraut sind.

Jede Wissenschaft hat die Vorhersehung zum Zweck. Denn der allgemeine Gebrauch von Gesetzen, die auf Beobachtung von Erscheinungen festgestellt sind, ist, die Folge der letzteren vorherzusehen. Wirklich machen alle Menschen, wie wenig vorgerückt in der Erkenntniß sie auch scheinen mögen, wahre Vorhersagungen, welche immer auf dasselbe Prinzip gegründet sind, nämlich auf die Kenntniß der Zukunft, durch die Kenntniß der Vergangenheit. Alle sagen z. B. die allgemeinen Wirkungen der Schwere der Erdkörper, und eine Menge anderer Phänomene vorher, die einfach und häufig genug sind, daß ihre Folgeordnung dem unfähigsten, unaufmerksamsten Zuschauer fühlbar werden kann. In jedem Einzelnen stützt sich die Fähigkeit seiner Vorhersehung auf das Maß seiner Wissenschaft. Die Vorhersehung des Astronomen, der, mit der vollkommensten Genauigkeit, den Zustand des Sonnensystems auf sehr viele Jahre vorhersagt, ist, ihrem Wesen nach, durchaus nicht verschieden

von der des Wilden, der den nächsten Aufgang der Sonne vorherverkündigt. Der einzige Unterschied zwischen beiden beruhet auf dem Umfange ihrer Kenntnisse.

Es ist demnach der Natur des menschlichen Geistes vollkommen gemäß, daß die Beobachtung der Vergangenheit die Zukunft in der Staatswissenschaft eben so entschleiere, wie in der Astronomie, Physik, Chemie und Physiologie.

Eine solche Bestimmung muß sogar, als der unmittelbare Zweck der Staatswissenschaft betrachtet werden, zum Wenigsten nach dem Beispiele der übrigen positiven Wissenschaften. Und klar ist, daß die Feststellung des gesellschaftlichen Systems, zu welcher der Civilisations-Gang gegenwärtig die Blüthe des menschlichen Geschlechts beruft — eine Feststellung, welche den wahren praktischen Gegenstand der positiven Staatswissenschaft ausmacht — nichts mehr und nichts weniger ist, als eine allgemeine Bestimmung der nächsten gesellschaftlichen Zukunft, so wie sie aus der Vergangenheit hervorgehet.

Um alles zusammen zu fassen: Condorcet hat zuerst die wahre Natur der allgemeinen Arbeit erkannt, wodurch die Staatswissenschaft zum Range der positiven oder Beobachtungswissenschaften erhoben werden muß. Allein er hat diese Arbeit in einem durchaus fehlerhaften Geiste vollbracht. Der Zweck ist gänzlich verfehlt worden: zunächst in Ansehung der Theorie; alsdann in Hinsicht der Praxis. Diese Arbeit muß demnach in ihrer Gesammtheit nach wahr-

haft philosophischen Ansichten von neuem angefangen werden, wobei Condorcets Versuch für nichts weiter gelten kann, als für ein Werk, das den reellen Zweck der wissenschaftlichen Politik bezeichnet.

(Beschluß folgt.)

Ueber Nutzen und Schaden der Maschinen; ein Auszug aus der, im Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes von dem Herrn Geh. Ober-Regierungsrath Kunth gehaltenen Vorlesung über diesen Gegenstand.

Vorwort des Herausgebers.

Die Vorurtheile und Wahnbegriffe der Zeitgenossen berichtigen, um das Gebiet richtiger Anschauung und wahrer Erkenntniß zu erweitern und die gesellschaftliche Harmonie zu vermehren, ist unstreitig eins der größten Verdienste, die man sich erwerben kann. Weil es keinen gesellschaftlichen Zustand giebt, worin nicht alle früheren gesellschaftlichen Zustände enthalten wären: so bringt die Mannichfaltigkeit der Bestrebungen, die sich an jeden einzelnen knüpfen, nichts so sicher mit sich, als daß diese sich unter einander bekämpfen. Hierin nun liegt für Geister, welche Zeiten von Zeiten zu unterscheiden vermögen, die Aufforderung, ja die Verpflichtung, ihre Mitbürger über das zu belehren, was den eigentlichen Gegenstand ihrer natürlichen Zwietracht ausmacht; und die wahre Absicht dieser Belehrung kann keine andere seyn, als, wo möglich, zu verhindern, daß sie sich nicht anhaltend über ihren wahren Vortheil ver-

blendet, irre geleitet durch Vorstellungen, denen alle Wesenheit abgeht.

Ohne allen Zweifel sind, seit etwa drei Jahrhunderten, die wissenschaftlichen und industriellen Bestrebungen die vorwiegenden geworden; ja sie sind es in diesem Augenblick in einem so hohen Grade, daß sich schlechterdings kein Zeitraum angeben läßt, wo sie eine größere Herrschaft ausgeübt hätten. Die physischen Wissenschaften haben, wahrscheinlich für immer, den Ausschlag über die metaphysischen gegeben; und gerade hierauf beruhen alle die Fortschritte, welche die Civilisation in neuerer Zeit gemacht hat. Wenn es nun gleichwohl Köpfe giebt, welche, wie Rosseau, die Gesellschaft in die Wälder zurückführen möchten, aus denen sie hervorgegangen ist; wenn diese Köpfe jeden Fortschritt, den die Gesellschaft in der Ausbildung ihres Innern macht, verdächtig finden; wenn sie nicht aufhören, den Reichthum an neuen Entdeckungen und Erfindungen, der sich in dem modernen Maschinen-Wesen darstellt, nicht blos als die Ursache einer vermeintlichen Armuth, sondern auch als den wesentlichen Grund eines bevorstehenden Unterganges der ganzen Gesellschaft darzustellen: so muß eine solche Verkehrtheit, die, wie alles Thörichte, ihren Grund nur in der Unwissenheit haben kann, aus allen Kräften bekämpft werden. Das Verdienstliche eines solchen Verfahrens ist über jeden Lobspruch, über jede Anpreisung erhaben.

Wir geben in dem Nachfolgenden nur einen Auszug; allein wir schätzen uns glücklich, über einen der allerwichtigsten Gegenstände die Hauptgedanken eines Man-

nes mittheilen zu können, der demselben, wie der Leser sich leicht überzeugen wird, lange und tief nachgedacht hat.

„Maschinen — so beginnt der Verfasser — sind zusammengesetzte Werkzeuge, wodurch die Arbeit der Menschen erleichtert, das Produkt derselben verbessert und vermehrt werden soll. Wird diese Erklärung angenommen, so wäre die Untersuchung über den Nutzen und Schaden der Maschinen überhaupt, und der Fabrikmaschinen insbesondere, in der That schon geschlossen. Denn Niemand wird ja wollen, daß irgend eine Sache unsers Bedürfnisses oder Vergnügens mit schwerer Arbeit minder gut hervorgebracht werde: oder man müßte zugleich wollen, daß kein Weg gebaut, kein Fluß schiffbar gemacht oder erhalten würde, da offenbar bei schlechten Wegen und seichten Flußbahnen mehr Menschenkräfte nöthig sind, die Gegenstände des Verkehrs, freilich weit langsamer und mit größerer Gefahr, fortzuschaffen; man müßte es nicht für erlaubt halten, sich der Kräfte der Thiere zu bedienen, oder an irgend eine Last einen Hebebaum anzulegen, so lange noch Menschen an den Straßenecken müßig stehen, oder die Armenpflege noch Beschäftigungsmittel sucht; man müßte die Vertheilung der Arbeit, dieses größte Beförderungsmittel aller Gewerbsamkeit, das sich auf den niederen Stufen seiner Entwickelung zuerst durch, auf den höheren gegen das Zunftwesen, auch in Deutschland von jeher geltend gemacht hat, man müßte das Sammeln von

Capitalien, den Besitz großer Ackerstücke, endlich sogar den Gebrauch höherer Einsicht, verboten sehen wollen, indem, was von den Maschinen gefürchtet wird, mehr oder minder von dem Uebergewichte gelten muß, welches der Eine, durch fortgesetzte Beschäftigung mit wenigen Gegenständen, über den Mindergeübten, der Reiche der Kluge, über den Armen und Unverständigen gewinnt. Man müßte alle Wissenschaft und Kunst verbannt, die Menschen auf die ersten Anfänge der Civilisation zurück," Alle in der Anwendung ihrer Kräfte unter die Vormundschaft Aller gesetzt sehen wollen.

„In der Jugendzeit der bürgerlichen Gesellschaften glaubte die Dankbarkeit die Erfindung solcher Werkzeuge, wodurch die menschlichen Arbeiten erleichtert, die Erzeugnisse derselben verbessert und vermehrt wurden, auch der einfachsten, nur einem höhern Wesen zuschreiben dürfen. So in Aegypten den Pflug dem Osiris und der Isis; bei den Griechen die Getreidemühle der Ceres; die Spindel, den Webstuhl der Göttin des ernsten Denkens selbst, der Minerva. Zwar schauen wir die Wohlthätigkeit arbeitsparender Erfindung nicht mehr mit theologischen Augen an; wenn aber jemand vorschlüge, die Egge, die Häcksellade, die Flachsbreche, den Lastwagen, den Krahn, die Wasserpumpe, die Bandmühle, den Strumpfstuhl, das Hammerwerk, die Walze, die Drathmühle, die Töpferscheibe, die Drechselbank, die Uhren, wohl auch die Bratenwender, die Buchdruckerei und tausend ähnliche mechanische Hülfsmittel der Arbeit und Bequemlichkeit abzuschaffen, um,

was durch sie verrichtet wird, wieder an die frühesten einfachen Werkzeuge, oder auch an die bloße Hand des Menschen, zu verweisen — würden nicht alle Stimmen einen solchen Vorschlag für thöricht erklären, und würde ein Versuch zur Ausführung, wenn er denkbar wäre, nicht überall größere Unruhen veranlassen, als über den ersten Gebrauch des einen oder des andern jemals entstanden sind? Die Erfahrung hat uns belehrt, wieviel die menschliche Gesellschaft durch eben diese Mittel im Ganzen und Einzelnen an Kraft, Reichthum und Genuß gewonnen hat."

„Wenn hingegen von neuen Erfindungen derselben oder auch verwandter Art die Rede ist, so regen sich sogleich Besorgnisse, freilich oft nur der Trägheit, des Eigennutzes und Neides, doch auch oft des reinen Wohlwollens. Was wird, fragt man, das Schicksal der armen Menschen seyn, welche diese oder jene Arbeit bisher mit ihrer Hand verrichteten und sie künftig an die todte Maschine übergehen sehen sollen? Das Alte, das Gewohnte, wollen wir festhalten; das Neue, wie bald es auch wieder alt seyn wird, möchten wir nicht aufkommen lassen. Die Häckselade, die Flachsbreche, das Trittspinnrad, sogar schon die Baumwoll-Spinnmaschine, sind uns unentbehrlich geworden, von der Mäh- und Dreschmaschine, von Flachsspinn-, Wollspinn-, Tuch-, Rauch-, und Scheermaschinen sehen wir die schlimmsten Folgen voraus. Auf der andern Seite mögen die Gewerbe in ihrem chemischen Verfahren ungestört, oft bewundert, fortschreiten; je mehr sie dadurch an Haupt- und Neben-Materialien aus allen

Naturreichen, an Raum, Gefäßen, Zeit ersparen lernen, desto nützlicher für die Gesellschaft werden sie geachtet."

„Woher diese Widersprüche?"

„Genau genommen ist der Gegenstand der Frage bereits erschöpft. Dennoch scheint eine abermalige Prüfung nicht außer der Zeit zu seyn. Ein geistreicher Schriftsteller (Sismondi) hat alle frühere Bedenken wieder rege gemacht, indem er zugleich, insonderheit England und sein Armen-Taxensystem berücksichtigend, die Nachtheile zu starker Bevölkerung, und daher eines unverhältnißmäßig wachsenden Fabrikwesens, gegen die Vertheidiger der unbeschränkten Concurrenz scharfsinnig und beredt entwickelt hat; und wo jene Nachtheile, wenn auch nur periodisch, sich zu zeigen anfangen, wie z. B. in einigen Gegenden der Schweiz, da hat der fromme Eifer, wohlmeinend unbedachtsam, selbst schon zu gewaltsamen Maßregeln, zu Handelssperren, zur Vernichtung der Maschinen aufgefordert. An Gegenständen der National-Wirthschaft äußert sich überall eine lebhaftere Theilnahme. Auch der vorliegende, so vielseitig er ist, beschäftigt die verschiedenartigsten Zirkel. Zu den Ländern früherer Cultur hat der Kunstfleiß einen höheren und rascheren Schwung genommen; mehr oder weniger hat ihr Beispiel andere angeregt; die Wissenschaften, die mathematischen und physischen zunächst, haben den Gewerben die Hand geboten; überall sehen wir sie in eigenen Entdeckungen und Verbesserungen, oder zur Benutzung fremder Erfahrung, schneller, als je vorhin, fortschreiten; man könnte sagen, das jetzige menschliche Geschlecht wolle das Alterthum, das

schon

schon so vieles zur Erleichterung und Verschönerung des Lebens vorbereitet hatte, wolle selbst das erfindungsreiche 16te und 17te Jahrhundert, für so langsames Nachfolgen bei so viel größeren Mitteln versöhnen*).

„Hiernach wird ein Versuch, die Folgen des Maschinen-Wesens, wie sie sich in der Wirklichkeit darstellen, aufzuklären, einiger Aufmerksamkeit nicht unwürdig scheinen.

„Da die Untersuchung einen praktischen Gegenstand betrifft, so ist vor allem die Geschichte über die Frage zu Rathe zu ziehen: ob sich zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande Beispiele finden, welche den Vorwurf rechtfertigen, daß durch die Einführung der Maschinen die Erwerbmittel, der Wohlstand, die Bevölkerung gelitten haben? Fänden sich solche Beispiele nicht, bewiese sich vielmehr überall das Gegentheil; so möchten sich die Meisten wohl hierbei schon beruhigen, da Jedem wenigstens so viel einleuchten muß, daß, als der Pflug an die Stelle der Hacke oder des Spatens trat, das Mahlen des Korns von dem Mörser, der Stampfe, der Handmühle, das Trennen des Hol-

*) Es sei dem Herausgeber erlaubt, hierzu eine Bemerkung zu machen. Es ist folgende: Kein Zeitalter will dergleichen. Alle Entdeckungen und Erfindungen gehen rücksichtslos aus sich selbst hervor, und kennen kein anderes Gesetz, als dasjenige, was der Entwickelung im Allgemeinen zum Grunde liegt. Das Einzige, was demnach bei Erfindungen und Entdeckungen zu beachten ist, dürfte nichts anderes seyn, als die Folge, worin sie nach einander auftreten: eine Folge, welche es mit sich bringt, daß die spätere in der früheren gegründet ist und ohne die letztere nie gemacht seyn würde; mit Einem Worte: der Umstand, daß in Erfindungen und Entdeckungen keine Sprünge gemacht werden.

zes von dem Keil in die großen Mühlen überging, der Wagen die Fortschaffung der Lasten erleichterte u. s. w., eine verhältnißmäßige Menge menschlicher Kräfte bei diesen Arbeiten, an sich und unmittelbar überflüssig, also, wenn durch die Maschinen die Beschäftigung der Menschen im Ganzen wirklich, es sei viel oder wenig, vermindert wird, durch eben diese weit greifenden Maschinenwerke Arbeitlosigkeit, Mangel, Abnahme der Bevölkerung um so größer und bemerkbarer werden mußten *).

„Freilich ist es schwer, Ereignisse, welche die innern Wirthschaftsverhältnisse der alten Staaten betreffen, noch jetzt, nach Jahrtausenden, gründlich zu erforschen; indeß würde, wenn ihnen das Maschinen-Wesen verhaßt gewesen wäre, schwerlich ein Dichter die Erfindung der Wassermahlmühlen gepriesen und den römischen Mädchen dazu Glück gewünscht haben, daß Ceres den Najaden befohlen, ihre Arbeit zu verrichten.

Im 10ten oder 11ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden die Windmühlen. Nun sagen zwar die Chronikenschreiber nichts von den nachtheiligen Folgen dieser Maschine; indeß wissen wir, daß die Päbste dieser Erfindung ihren Schutz zuwendeten; und da die Päbste in diesem Zeitalter die höchste Autorität bildeten:

*) Noch Eine Bemerkung! In der sogenannten alten Welt war Sklaverei die Grundlage der Gesellschaft. Dies mußte unter andern immer die Wirkung hervorbringen, daß jede Erfindung und Entdeckung, wodurch die Arbeit abgekürzt und ihr Produkt verbessert wurde, höchst willkommen war, ihre übrigen Wirkungen mochten seyn, wie sie wollten.

so scheint aus ihrer Beschützung der Windmühlen her- vorzugehen, daß diese nicht gleich Anfangs für eine wohlthätige Erfindung gehalten wurden.

„In Hinsicht des Alterthums und des Mittelalters muß man sich um so mehr mit dem Stillschweigen der Schriftsteller begnügen, weil in jenem, wie in diesem, die Erfindungskraft nur in einem sehr geringen Grade thätig seyn konnte.

„Desto deutlicher beweiset die neuere Geschichte und die Beobachtung unserer eigenen Zeit, daß er, wie die Maschinen selbst nur Kinder der steigenden Cultur und des Wohlstandes sind und seyn können, so auch mit je- nen und diesen Erwerb und Bevölkerung überall Hand in Hand fortgeschritten sind.

Doch gerade die lebendige Gegenwart ist der ge- wöhnliche Kampfplatz der Gegner des Maschinen-We- sens; und ihr erstes Exempel ist das jetzige England, von woher die Zeitungsschreiber von Zeit zu Zeit mel- den, daß die Fabrik-Arbeiter Noth leiden und auswan- dern. Weil nun das Maschinen-Wesen in England am meisten ausgebildet und ausgebreitet ist: so glaubt man die Ursache jener Erscheinungen in den Maschinen zu finden, ohne sich weiter darüber Sorge zu machen, ob bloße Zeitungsnachrichten ein hinreichendes Fundament sind, die verwickelten Verhältnisse eines Staats, wie der englische, eines Fabrikwesens von solchem Umfange, einer Zeit, wie die der letzten 30 bis 50 Jahre, zu beurtheilen. Wie, wenn in England, die periodische Arbeitlosigkeit und die Auswanderun- gen vorläufig zugegeben, eben diese Maschinen den

Erwerb und mit ihm die Bevölkerung ungewöhnlich vermehrt, gewisse Fabrikate eine Zeitlang ungewöhnlichen Absatz gefunden, dadurch die Arbeiter in noch größerer Zahl an sich gezogen, andere Nationen sich dieselbe Fabrikation zugeeignet, durch dieses alles aber, auch abgesehen von äußeren Störungen des Handels, die Erzeugnisse über die Möglichkeit des Verbrauchs zugenommen hätten? Dann lehrte die Erscheinung nichts mehr, als was ohnehin niemand bezweifelt, weil wir es täglich bei dem Wechsel jeder ausgebreiteten Mode erfahren: daß, von Zeit zu Zeit, Umstände eintreten, unter welchen gewisse Waaren, gewisse Arbeiten oder Dienste häufiger angeboten, als gesucht werden, und daß daraus Ungemächlichkeiten entstehen, die so lange dauern, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist, am schnellsten aber da vorübergehen, wo eben die Größe des ganzen Gewerbwesens solche Schwankungen nothwendig häufiger hervorbringt, wo sich jedoch zugleich in der Mannichfaltigkeit der Produktion leichter die Gegenmittel finden, indem die Verfassung den Uebergang von einer Arbeit zur andern unbeschränkt läßt.

„So nun ist es wirklich. Um bei einem einzelnen Gewerbe stehen zu bleiben, so waren es in England insonderheit die Baumwollfabriken, bei welchen sich in den ersten Jahren nach dem Frieden der Arbeitsmangel am fühlbarsten zeigte. Bis das Spinnen mit den großen Apparaten durch Arkwright im Jahre 1779 entstand, mögen in England und Schottland jährlich etwa 5 Millionen Pfund Baumwolle verarbeitet worden seyn; und man rechnet, daß die ganze damalige Baumwollfabrika-

tion etwa 50,000 Arbeiter in Thätigkeit gesetzt habe. Kaum 9 Jahre nachher (1788) wurde die Zahl der Arbeiter in den Spinnereien allein über 300,000, und dreißig Jahre später (1810) die verarbeitete Baumwolle auf 90 Millionen Pfund angegeben. Eine halbe Million Menschen ist die geringste Zahl, die nach dem Kriege in den englischen und schottischen Baumwollfabriken, beschäftigt wurde. Also hatte sich, in etwa 35 Jahren nach Entstehung der großen Spinnereien, die Zahl der Arbeiter um das Zehnfache, das Produkt der Arbeit um das Achtzehnfache, vermehrt.

„Warlich, nur nach denselben und durch sie. Denn erst durch die Maschinen, durch das vollkommene, gleichartige, im Maße bestimmte Gespinnst, welches sie lieferten, war es möglich, den Baumwollfabrikaten diese Güte und Schönheit bei beziehungsweise niedrigem Preise zu verschaffen, wodurch sie die ostindischen entbehrlich machten und sich für den Gebrauch in allen Ländern und für alle Stände empfahlen. Bald drang der Ueberschuß des englischen Garns in den Handel; aber auch die Maschinerie blieb nicht lange ausschließliches Eigenthum Englands. Mit ihr breiteten sich die Baumwollweberei und Druckerei in Frankreich, in der Schweiz, in den Niederlanden, in mehreren deutschen Staaten immer mehr und ungewöhnlich schnell aus, indeß zugleich der Zufluß des englischen Garnes fortdauernd stärker wurde. Aeußere Umstände kamen hinzu: der Krieg, das Continental-System, die zweijährige Korntheuerung nach dem Frieden. Der Weltmarkt war überfüllt, die Stockung mit ihren Folgen unabwendbar.

Dies Beispiel also, das folgereichste von allen, die bekannt sind, was beweiset es? Nichts weiter, als daß die Baumwoll-Maschinenspinnerei das Baumwollengewerbe in ganz Europa zu einer vorher nie gekannten Höhe gebracht und demselben eine große Anzahl von Menschen zugewendet hat, die ohne sie gar kein Daseyn gehabt hätten. Zwar hat das Gewerbe im Ganzen das Maß des Verbrauchs periodisch überschritten; aber anstatt nachtheilig auf die Bevölkerung zu wirken, hat es gerade das Gegentheil geleistet.

„In andern englischen Fabriken hatte der vieljährige Krieg eine ungewöhnliche, nur auf das Bedürfniß des Krieges gerichtete Thätigkeit erzeugt; der Friede verminderte sie, oder hob sie völlig und plötzlich auf, und setzte folglich eine sehr große Zahl von Arbeitern außer Beschäftigung. Was aber haben hiermit die Maschinen gemein? Oder warum fragt man nicht: ob England, ohne seine Maschinen, die Bedürfnisse des Krieges, für sich und seine Verbündeten, so gut, so schnell, so wohlfeil hätte herbeischaffen können? und wenn dieses, ob dann nicht so viel mehr Arbeiter, als früher durch die Maschinen, wie man glaubt, entbehrlich geworden, hätten aufgestellt, folglich durch den Frieden auch wieder eine um so viel größere Zahl derselben erwerblos werden müssen?

„Ueberhaupt, warum fassen, bei Handlungsstockungen, so Viele nur das verarbeitende Gewerbe auf, ohne zu beachten, daß das in den meisten Ländern überwiegend größere, der Ackerbau, nicht weniger leidet, die Grundbesitzer zu Entbehrungen genöthigt, ihre Arbeiter,

(Gesinde und Tagelöhner) oft in großer Anzahl in ihrem Erwerb bedrängt werden, wenn die landwirthschaftlichen Erzeugnisse keinen befriedigenden Absatz finden, d. h. wenn davon mehr hervorgebracht wird, als unter den jeweiligen Verhältnissen verzehrt werden kann, und daß dieser Zustand um so drückender ist, und um so länger dauert, wo Jeder oder die Meisten immerfort nur in dem gewohnten Gange bleiben, ohne durch Vermannichfaltigung der Erzeugnisse zur Wiederherstellung des Gleichgewichts, Jeder an seinem Theile, beizutragen? Wenigstens wird hier niemand das neuere Maschinenwesen anklagen wollen, wovon das landwirthschaftliche Gewerbe im Ganzen und überall bis jetzt noch wenig oder nichts aufgenommen hat.

„Es sind verschiedentlich Berechnungen über die Wirkungen der Maschinen in England angestellt worden. Eine derselben ergiebt, daß, um das Bedürfniß des gesammten englischen Fabrikwesens ohne Maschinen zu befriedigen, wenigstens 400 Millionen Arbeiter (die doppelte Bevölkerung von Europa) nöthig seyn würden. Die Rechnung kann dahin gestellt bleiben. Das Resultat wird in jedem kultivirten Lande zum Erstaunen groß seyn, wenn man von dem Pflug und der Häckselade anfängt; je richtiger sie aber ist, desto bewundernswürdiger erscheint die Kraft, die England in seinen Maschinen besitzt.

„Mit der Entstehung und Entwickelung des großen Maschinen-Wesens in England, das ist, seit nicht sehr langer Zeit, höchstens seit jenem siebenjährigen Kriege von 1756, haben seine bewunderten öffentlichen

Werke und industriellen Privat-Anstalten bis auf den heutigen Tag fortdauernd gleichen Schritt gehalten. Vor der Regierung der Königin Elisabeth (1558) findet sich in England z. B. keine Spur von Hochöfen. Um das Jahr 1730 besaß es deren 50, die in Allem nur 17,350 Tonnen (zu 1000 Pf.) Roheisen lieferten. Jetzt erzeugt es eine halbe Million Tonnen (1000 Millionen Pfund) Roheisen, und verbraucht dazu 5 Millionen Tonnen Steinkohlen. Dies ist die Wirkung der Dampfmaschinen.

„In gleichem Verhältnisse ist die Bevölkerung gestiegen: eine so unfehlbare Folge des vermehrten Erwerbes, daß man, in längeren Zeiträumen, unbedingt von jener auf diesen, und von diesem auf jene schließen kann. Im Jahre 1700 zählte England mit Schottland 6,500,000 Einwohner; im Jahre 1750 nur erst 7,870,000. Nach allen, seitdem fast ununterbrochen geführten Kriegen, war im Jahr 1811 die Zahl über 11,300,000 und im Jahre 1816 beinahe 12,000,000. Die bei weitem größte Zunahme fällt hiernach gerade in die Zeit der größten Ausbreitung der Maschinen. In England allein beträgt die Bevölkerung im Durchschnitte 4000 auf der Quadratmeile; sie ist also noch etwas stärker, als in einem unser bevölkertsten Bezirke, im schlesischen Gebirge.

„Noch um das Jahr 1700 irrten in Schottland 200,000 Bettler ungebunden umher; dies bezeugt ein Zeitgenosse, Fletcher of Saltoun. Sie verschwanden ohne Armentaxen durch den Einfluß der Schulen und des Gewerbfleißes. Schon im Jahre 1811 beschäftig-

ten einige Maschinenspinnereien in Schottland bis zu 2000 Arbeiter, größtentheils Kinder. In Englands Manufaktur-Städten, d. h. in den eigentlichen Sitzen der Maschinen, ist die Bevölkerung von 1801 bis 1820 unglaublich gestiegen: in Manchester von 81,000 auf beinahe 134,000, in Birmingham von 73,000 auf 107,000, in Leeds von 53,000 auf 84,000, in Sheffield von 31,000 auf mehr als 61,000, und so verhältnißmäßig in vielen andern; in Glasgow, während der 30 Jahre von 1792 bis 1822, von 66,000 auf 150,000.

„Aber, fragt man bedenklich weiter, ist von der Verbreitung der Maschinen keine Gefahr für die Sittlichkeit zu besorgen?

„Es läßt sich zwar nicht begreifen, wie durch wissenschaftliche Studien, wie durch das Nachdenken, woraus die Idee der Maschine hervorgeht, wie durch die mechanische Geschicklichkeit, die sie ausführt, durch den Fleiß, der sie bearbeitet, durch den Erwerb, den sie verschaffen, die Sittlichkeit der Nationen gefährdet werden könne. Indeß werden hierauf am besten Diejenigen antworten, die in England gewesen und mit dem inneren Leben der verschiedenen Stände bekannt geworden sind.

„Göde in seinem England, Wales u. s. w. sagt: „So viel ist gewiß, daß es im englischen Volke etwas Höheres giebt, das den unbeseelten Staatsformen Leben und Geist einhaucht, und nicht von ihnen entspringt, sondern von der Nation aus mit organischer Kraft in sie eindringt. Dies mächtige Element, in welchem sich der englische Staatskörper mitten unter den Stürmen

des letzten Jahrhunderts erhalten hat, ist — der Gemeingeist der Nation. Dieser hat seit der Regierung Wilhelms von Oranien immer tiefere Wurzeln geschlagen, und an Ausbreitung wie an Bildung gewonnen; und vielleicht hat er zu keiner Zeit eine glanzvollere Höhe erreicht, als in den letzten Jahren." —

„Simond, ein Franzose, der in den Jahren 1810 und 1811 England durchreisete, versichert: „er habe die Masse des Volks wohlhabender, glücklicher, achtungswerther gefunden, als bei irgend einer andern Nation; Wetteifer in wissenschaftlicher Bildung und Gewerbthätigkeit, Gefühl der persönlichen Freiheit, die Civilisation fortschreitend und gut geleitet." Frau von Stael sagt in ihren Betrachtungen über die französische Revolution, indem sie von England spricht: „Ehe ich versuche, das bewundernswürdige Denkmal der moralischen Größe des Menschen, wie England es aufstellt, zu zeichnen, werf' ich einen Blick auf die Geschichte u. s. w."

„Wem möchten solche Autoritäten nicht genügen! Auswanderungen sind in England natürlich häufiger wegen der starken Bevölkerung und wegen der Handelsverbindungen mit der ganzen Erde. Auch in der Schweiz, im Königreich Würtemberg und in andern Ländern veranlaßt die erste Ursache dergleichen.

„Nichts desto weniger, sagt man, bleibt es ein innerer Widerspruch, daß durch die Maschinen keine, daß nicht sogar viele Arbeiter außer Beschäftigung kommen sollten, da ja eben die mechanischen Kräfte an die Stelle der menschlichen treten, und, nach der Definition

selbst, das Produkt zu vermehren, d. h. eine größere Masse von Arbeit hervorzubringen bestimmt sind.

„So scheint es freilich; aber auch dieser Schein verschwindet, wenn wir den Gegenstand genauer, wenn wir die Maschinen im Einzelnen, in ihrem Zusammenhange unter einander, in ihrer Wirkung auf das Ganze der Staatsgesellschaft, in ihrer natürlichen Entwickelung, betrachten.

„Zuvörderst ist auch ihnen durch die Gesetze, worauf sie beruhen, eine Gränze gezogen, die sie nicht überschreiten können, um sich etwa in ein dunkles Unendliche und Unbegreifliche zu verlieren. Denn, was die Mechanik hervorzubringen vermag, ist entweder eine stärkere oder schnellere Wirkung, und zwar das Eine immer nothwendig auf Kosten des Andern. Sodann, und bei den Fabrikmaschinen insbesondere, ist die Vermehrung des Produkts nicht der absolute oder einzige Zweck. Nächst der Erleichterung der Arbeit, die ohnehin kaum angefochten wird, ist der erste und wichtigste die Verbesserung.

Der bloßen menschlichen Hand sind viele Arbeiten physisch unmöglich. Sie kann die Baumwolle nicht spinnen zu 200 bis 250 Stücken, d. h. zu einem Faden von mehr als 20 preußischen Meilen, aus einem Pfunde, vollkommen gleichartig und zum Weben brauchbar. Sie kann die Wolle nicht so klar streichen, nicht so zart mischen, als die schnell bewegten, sich kaum berührenden, Walzen der Schrobbel-Maschine; sie würde sie endlich in Staub verwandeln. Die millionweise no-

thigen Drähte der Schrobbeln können nicht so durchaus gleichförmig gebogen und geschnitten werden, ohne die dazu gehörigen Haken, das Leder nicht so regelmäßig durchbohrt, wie beides erforderlich ist, ohne die Stech-Maschine. Die bloße Hand kann das Tuch nicht rauhen und bürsten mit der, bis in den Kern des Gewebes wirkenden Kraft des in Umschwung gesetzten Cylinders. Andere Arbeiten könnte man moralisch unmöglich nennen, ohne Hülfe der Maschinen. Die Maschine fühlt nicht, weder Freude noch Leid, noch Schmerz; sie ermüdet auch nicht. Die geübteste Spinnerin wird schwerlich sechs bis zwölf Stunden nach einander, noch weniger eine Woche oder einen Monat hindurch, genau dasselbe Produkt liefern; wie sollten es viel Tausende können? Die Maschine, gut gebaut und unterhalten, treibt ihr Geschäft Jahre lang unverändert fort, wie sie einmal gestellt ist.

„Dieses Bestreben aber, das Fabrikat zu verbessern, setzt wieder eine Menge anderer Arbeiten voraus, oder hat sie mittelbar oder unmittelbar zur Folge. Die Woll- oder Baumwoll- Spinn-Apparate erfordern die besten Materialien: Holz, Eisen, Leder, Draht und andere; große Räume, helle Beleuchtung, sorgfältiges Reinhalten; ferner können die Maschinen nicht arbeiten wie sie sollen, wenn ihnen der rohe Stoff nicht gehörig vorbereitet dargereicht wird. Auch die Walkmühlen sind Maschinen, aber man könnte sagen, von der entgegengesetzten Bestimmung: sie sollen das Tuch lange und langsam bearbeiten; das entgegengesetzte Verfahren, die Anwendung von Mitteln zur Beschleunigung, findet nur

da statt, wo sich die Fabrikation noch nicht über die niedrigsten Stufen erhoben hat. Je tüchtiger und preiswerther das Fabrikat, desto eher, ja man kann sagen, unter dieser Bedingung allein, ist zu hoffen, daß der Absatz sich erhalten und vermehren werde. Und ist die höhere oder höchste Vollkommenheit auch nur bei einigen Hauptgegenständen des Gewerbfleißes eines Landes gewonnen: so greift dieser bald hinüber in andere, die Produktion auch bei ihnen verbessernd und vermehrend. Die Tuchfabrikation verlangt viele und gute Seife zum Walken, Leinwand zu den Kappen. Die Leinwand braucht Pottasche, Papier, Band, Schnüre. Jedes Gewerbe dient dem andern zur Unterstützung; jedes vervollkommt sich durch das andere. Andere Arbeiten erzeugen der Vertrieb, die Verpackung, das Fuhrwesen, die Schifffahrt, die Komtoir-Geschäfte.

„Noch mehr: um die Idee einer neuen Maschine auszuführen, sind in der Regel eine Menge Versuche nöthig, oft ganz vergebliche. Gelingen sie, so folgt der Bau, die Unterhaltung, die Verbesserung. Dieses aber ist bei Maschinen selten weniger, als ein Verwerfen des Alten. Die ersten Zugspinnmaschinen für Baumwolle hatten 40 Spindeln; dann 100, 180, 201; in England im Jahre 1814 bis 300, und vor wenigen Jahren sah Herr Spiker deren in Preston und Glasgow von 352 und 360, Herr G. R. Beuth, auf seiner vorjährigen Reise, von 500. Eben so viel Veränderungen haben die ohne Zug fortspinnenden Wasserstühle, und nicht geringere die vielfachen Vorbereitungsmaschinen erfahren, bis sie die Vollendung erreichten, ohne

welche die jetzige Einrichtung der Spinnmaschinen selbst unmöglich war. Wie viele Versuche hat die Gasbeleuchtung veranlaßt, von den Steinkohlen an, bis zum Oel oder Thran! Wie viel mehrere und größere Veränderungen sind an den Dampfmaschinen gemacht worden, seit Watt und Boulton bis auf die neuesten Versuche von Perkins! Ist die Verbesserung wesentlich, so muß allmählig jeder das Alte zurückstellen, um in seinem Geschäfte zu bestehen. Da die Maschinen aus vielen Theilen zusammengesetzt sind; so muß jeder einzelne Theil mit viel mehr Sorgfalt gearbeitet werden; und dies setzt geschicktere Arbeiter voraus, die eine bessere Belohnung fordern. So entsteht denn aus den Maschinen selbst eine Masse neuer Arbeit. Man kann mit vollkommner Wahrheit sagen, daß eine Dampfmaschine, oder jedes andere große und gut geführte Maschinenwerk, nirgends im Betriebe seyn kann, ohne auf das ganze Gewerbwesen eines gewissen Bezirks, ja auf den ganzen Culturstand desselben, einen nützlichen Einfluß auszuüben. Einsichtsvolle Beobachter haben in England die Geschicklichkeit der einzelnen Arbeiter, Schmiede, Schlosser und anderer, noch mehr bewundert, als das Maschinenwesen selbst. Abgesehen von den ersten Versuchsarbeiten, möge man in Gedanken alle Arbeiten verfolgen, die zur Ausführung eines vollständigen Spinn-Apparats gehören, von der Dampfmaschine, von der Gewinnung des Eisens und Messings zu derselben, bis zum Schleifen der Streichen, bis zum Beginnen der eigentlichen Spinnarbeit; möge man die Maschinentheile von Holz, Metall, Leder, Seilerarbeit überschlagen, die

in Vorrath gehalten werden müssen, um das Schadhafte sogleich wieder herzustellen; möge man vergleichen, was ein gewöhnlicher Drechsler, der Spinnräder verfertigt, erwerben kann, mit dem Einkommen eines geschickten Holz- oder Metall-Drechslers, der für Maschinenbau arbeitet *)!

„Ein noch wichtigeres Moment ist der höhere Lohn, nicht nur der Verfertiger, sondern auch der künftigen Bearbeiter der Maschinen. Gesetzt eine Familie von 5 Personen nährte sich damit, regelmäßig auf Hand-Instrumenten Wolle zu spinnen, so wird sie mit ihrer vereinigten Thätigkeit vielleicht einen Tagelohn von einem halben Thaler erwerben. Gesetzt aber, aus dieser Familie träte einer zum Feinspinnen in eine große Maschinenspinnerei: so wird dieser allein, bei mäßiger Fertigkeit, denselben Lohn erreichen, bei größerer Uebung und Anstrengung ihn merklich erhöhen. Man setze den wohlfeilsten Ort des Landes, das Verhältniß wird dasselbe bleiben. Wenn nun, selbst im unglücklichen Falle, Ein Glied der Familie bei der Maschinenspinnerei erwerben kann, was vorhin nur durch fünf zu erwerben möglich war: so ist ja ein solches Vermindern der beschäftigten Personenzahl, wobei der Erwerb derselbe bleibt, kein Verlust, vielmehr augenscheinlich ein großer Gewinn für die Familie, wie zugleich für die Staatsgesellschaft; so mögen die übrigen Glieder, wenn sie wirklich keine Arbeit fän-

*) Welche gesellschaftliche Verrichtung wäre wohl nicht in einer Maschine enthalten? Von welcher ließe sich nicht sagen, oder vielmehr, welche möchte nicht, mit Seneca, von sich selbst sagen: unam me donavit, mihi omnes? Der Herausgeber.

den — eine Voraussetzung, die, für den Gesunden und Fleißigen nur unter außerordentlichen Umständen denkbar ist — einstweilen müßig gehen, oder sich des Hauswesens besser annehmen, oder die Schule besuchen, u. s. w.

„Viele machen sich Sorge um die sogenannte Staatshandlungs-Bilanz. Was ist sie denn, wenn nicht das Resultat der Wirthschafts-Bilanzen aller Einzelnen im Staate? Ist es nun der Zweck bei jeder Maschine, das Fabrikat bei gleicher Güte für geringern, oder bei größerer Vollendung für denselben Preis, d. h. wohlfeiler hervorzubringen: so wird ja zugleich die Wirthschafts-Bilanz eines Jeden, welcher das Fabrikat gebraucht, um so viel günstiger werden, je mehr dieser Zweck erreicht wird. Gesetzt, in einem Staate von zwei Millionen Familien hätte sich das Maschinenwesen in dem Grade ausgebildet und ausgebreitet, daß eine jede sich das gewöhnliche jährliche Maß ihrer nothwendigen Bedürfnisse für Ackerbau, Viehzucht, Fuhrwerk, Haus, Küche, Bekleidung u. s. w., es sei nur um einen Thaler wohlfeiler verschaffen könnte, als ohne die Hülfe der Maschinen möglich wäre: so ist klar, daß die ganze Nation zwei Millionen Thaler weniger ausgegeben haben wird, die sie, auf andere Weise, zu Bequemlichkeiten und Genüssen, vielleicht zu Unterrichtsmitteln für die Kinder, verwenden und so in den Umlauf zur Erzeugung neuer Arbeit bringen, oder zu Capital, und in diesem zu neuen Kräften sammeln kann, um wieder neues Capital und vermehrte Arbeit zu erzeugen. Ein Thaler an sich scheint freilich nicht

viel;

viel; aber wie bedenklich ist demnach jede wohlmeinende Staatsverwaltung, ehe sie jeder einzelnen Familie einen Thaler mehr an Steuern abfordert!

„Diese mittelbare Wirkung eines ausgebreiteten Maschinenwesens, so gewiß sie ist, zeigt sich indeß nur langsam, und wird darum weniger beachtet. Desto mehr in die Augen fallend ist die unmittelbare: der unberechenbar stärkere Verbrauch jeder nützlichen Waare, sobald sie gut und wohlfeil ist. Wie viele Menschen würden, bei dem jetzigen Stande der Bevölkerung das Mehl zum Brote bezahlen können, ohne die Mahlmaschinen, die Mühlen? Ohne die Transport-Maschinen, die Lastwagen, wie viele Güter würden ihren Ort wechseln, wer würde sie sich aneignen können, wie viel Handel würde übrig bleiben? Und wie groß ist die Zahl der Menschen, welche der Bau und die Unterhaltung dieser einzigen Maschine ernährt. Salz, Eisen, Blei, Kupfer, alle anderen Fossilien würden zu den Luxus-Artikeln gehören, es würde kein Bergbau, kein Hüttenbetrieb möglich seyn, ohne die Menge der Maschinenwerke, die sie in Thätigkeit setzen! Wie hoch würde ein Viergroschenstück zu stehen kommen, ohne Walz- Durchstoß- Präge- Randel- Maschinen! Eine Steck- oder Nähnadel, ein messingener oder eiserner Fingerhut, wie viele könnten sie kaufen, wenn sie bloß mit Hammer, Zange, Feile und Grabstichel verfertigt werden sollten? Wie würde man sie zu Rathe halten, und wer achtet sie jetzt, da sie durch die Kunstreiche Maschinerie der Fabriken in so großer Menge und zu so geringen Preisen verfertiget werden, daß z. B. ein

Pfund messingener Stecknadeln von 6000 Stück in den Fabriken kaum $1\frac{1}{3}$ Rthlr. kostet? Und wer möchte berechnen, wie viele Menschen jetzt durch diese geringscheinende Gegenstände Beschäftigung und Nahrung haben? Manche einzelne Nähnadel- oder Fingerhutfabrik in Altona oder Burdscheid beschäftigt unmittelbar 500 Arbeiter oder mehr.

„Dieselbe Erfahrung liefert die Bandmühle. Ließen Schnürsenkel und Taftband, und alle dazwischen liegenden Bandgattungen, sich nur auf dem Posamentierstuhl, der doch selbst auch eine Maschine ist, verfertigen, nicht durch Mühlen, worauf dreißig und mehr Aufzüge gleichzeitig abgewebt werden: so würde man die Waaren fast nur als Gegenstände des höhern Wohllebens betrachten, und nur selten würden wir ein heiteres Band von dem Hut, um den Aermel unserer Schnitter und Schnitterinnen spielen sehen. Jetzt, mit Hülfe der Bandmühlen, erstrecken die großen Leinwandfabriken in Elberfeld, Barmen und jener Gegend, ihren wohlthätigen Einfluß auf den Flachsbau und die Spinnereien durch einen großen Theil des nördlichen Deutschlands bis in den magdeburger Regierungsbezirk; die schlesischen, in und bei Schmiedeberg, so wie auch andere verschaffen einer großen Zahl von Spinnern, Bleichern, Webern, Zurichtern und andern Hülfsarbeitern, Erwerb und Unterhalt, und mit durch die Bandmühlen in England werden die Flachsspinnereien in Preußen belebt.

„Solche Exempel lassen sich ohne Zahl aufstellen; das bemerkenswertheste aber liefert die Buchdruckerei. Als diese vor noch nicht vier Jahrhunderten ent-

stand, führten die Abschreiber jener Zeit, meistens Mönche, dieselben Klagen, wie man sie noch zu unserer Zeit hört: sie würden durch die neue Kunst ihr Brot verlieren. Wer ist jetzt im Stande, zu berechnen, wie viele Menschen, bloß in Deutschland, durch die Buchdruckerei, durch die tausendfältigen Dienste, die sie mittelbar und unmittelbar in Anspruch nimmt, beschäftigt und ernährt werden: von dem Lumpensammler, dem Bergmanne, der das Metall zu den Lettern herausfördert, dem Kiehnrußbrenner und ihren Familien, bis zu dem Buchbinder, der einen Halbfranzband, und zu dem Tischler, der den Bücherschrank verfertigt; oder wie viele Millionen Geldes gegenwärtig durch die Buchdruckerei und den Buchhandel in Umlauf gesetzt werden? Jeder unserer Handwerker von einigem Wohlstande besitzt wahrscheinlich einen größeren Büchervorrath und Gelaß, als Doctor Luther, nach seinem in Wittenberg aufbewahrten kleinen Repositorium zu schließen, haben konnte. Daneben sind zuverlässig auch jetzt noch viel mehr Schreiber beschäftigt, als vormals; und zwar durch die Buchdruckereien und den Buchhandel unmittelbar. Den Beweis davon giebt der Bücher-Katalog jeder Leipziger Messe, ungerechnet die Zeitungen und andere Flugschriften.

„Selbst kurze Störungen, etwa für die erste Zeit, bis sich den Arbeitslosen, die man voraussetzt, andere Erwerbsmittel zeigen möchten, werden wir nicht fürchten dürfen, wenn wir die Gewerbe in ihrem natürlichen Gange beobachten.

„Ob überhaupt neue Maschinen entstehen

und Aufnahme gewinnen, wie schnell, in welchem Umfange sie sich ausbreiten werden; darüber entscheidet keineswegs etwa der bloße Zufall, selbst nicht hauptsächlich die innere Tüchtigkeit derselben, wohl aber, und ganz ausschließend, das Bedürfniß, d. h. die Einsicht das Vermögen, die Neigung, die Menge und Geschicklichkeit der mechanischen Arbeiter, der ganze Culturstand, zuerst desjenigen Landes, wo sie errichtet werden, welches die ersten Früchte ihrer Arbeit empfangen soll, weiterhin auch der anderen Länder, die der Handel erreichen wird. Hätte nicht in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts der lange niedergedrückte Geist der Menschen, gereizt und gehoben durch die Ereignisse der Zeit, das Bedürfniß, sich aus den wissenschaftlichen Schätzen des Alterthums zu bereichern, allgemeiner empfunden; und hätte, später, nicht die Reformation mit ihren Folgen das Verlangen nach Unterricht in allen Ständen so außerordentlich vermehrt, so würden die ersten Buchdruckereien sich nicht belohnt gesehen, die neue Kunst, die ohnehin mit allen Schwierigkeiten der ersten Anfänge zu kämpfen hatte, nur sehr langsame Fortschritte gemacht haben. Oder hätten, in unseren Tagen, die Frauen der höheren Stände an den leichten, weichen und anschmiegenden Baumwollzeugen, an den heiteren und mannichfaltigen Druckmustern, nicht schon früher Gefallen gehabt: die schnelle Ausbreitung der Baumwollspinnereien und Webereien wäre unmöglich gewesen. Wie viel auch die Maschinen selbst durch ihre bessere Fabrikate zur Bildung des Geschmacks der Käufer beitragen, immer bleibt diese Wirkung lange

Zeit in einem engeren Kreise, und geht nur allmählig über auf den großen Consumenten, den eigentlichen Ernährer der Fabriken, das Volk; und auch dieses nicht einseitig, sondern wieder nur in Verbindung mit den allgemeinen Fortschritten desselben in Cultur und Wohlstand.

„Es ist aber auch wohl zu beachten, daß jede Maschine nur allmählig, d. h. durch wiederholte Versuche, zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gelangt. Dem gewöhnlichen kleinen Gewerbsmanne bleibt oft selbst das Daseyn einer neuen Erfindung, selbst der nächsten an seinem eigenen Wohnorte, lange verborgen. Die Macht der Gewohnheit, die Trägheit, die Furchtsamkeit behaupten ihre alten Rechte. Man spann, webte, schmiedete so lange in der hergebrachten Weise; wenigstens ist rathsam, abzuwarten, was ein Anderer thun, wie er zurecht kommen werde.

„Die meisten großen Maschinenwerke erfordern besondere Kenntniß der Einrichtung und des Betriebs, bei der thätigsten Aufsicht. Viele bringen nur Gewinn in Verhältniß der Größe der Anlage; im Kleinen sind sie wenig vortheilhaft, bisweilen sogar nachtheilig. Die große Anlage aber macht große Kosten nöthig; schon allein für Gebäude und innere Einrichtung. Andere leisten ihren Nutzen nicht einzeln, sondern nur in Verbindung mit andern. Wieder andere haben die besondere Schwierigkeit zu bekämpfen, daß sie ein festes Gewerbe begründen sollen, welches sich einem schon ausgebreiteten Neben- und Füllgewerbe gegenüber stellen will. Gelingt es in Ansehung der Güte, so ist

damit die schwierige Aufgabe noch nicht gelöst bei einer Anlage von großen Kosten, welche Zinsen aufzubringen, auskömmliche und bestimmte Lohne zu zahlen und viele andere Ausgaben zu decken hat, auch die Aufgabe, im Preise zu bestehen mit denen, welche dieselbe Arbeit, wenngleich und vollkommner, durch kleine Werkzeuge bloß in müßigen Stunden verrichten, und sich Raum Erleuchtung, Heizung gar nicht, die Zeit oft nur zu dem allergeringsten Preise in Rechnung stellen.

So viele Bedingungen müssen sich also vereinigen, so viele Hindernisse müssen überwunden werden, ehe ein vollendetes Maschinenwerk nur entstehen erst kann; und bis ein solches sich dann vervielfältigt über eine Provinz oder ein Land verbreitet, sind viertel und halbe, vielleicht ganze Jahrhunderte hingegangen. Inzwischen ist ein zweites und drittes Geschlecht aufgetreten, und die Einzelnen haben einsehen gelernt, daß auch außer dem Gewerbe der Väter und Großväter dem fleißigen Nahrung und Hausstand nicht entstehen.

„Wenn nun nach diesem Allen, das Maschinen-Wesen seiner Natur nach, von so vielen innern und äußeren Umständen abhängig, folglich nur einer langsamen Entwickelung fähig und wiederum selbst Veranlassung zu so vieler vermehrten und neuen Arbeit, im Ganzen also nur nützlich und wohlthätig, für den Einzelnen höchstens durch den Wechsel der Arbeit unbequem ist, dieses aber durch den sichern und höhern Lohn reichlich vergilt; was ist es denn, daß es noch immer da und dort Gegner findet? Es ist die sich selbst vertrauende Theorie, die sich bisweilen gefällt, in die

Räume des bloß Möglichen zu schweifen, wo sie den engen Kreis des Wirklichen mit seinen unzählbaren Einzelheiten zu leicht aus dem Auge verliert; es ist der Mangel an Uebersicht des vielseitigen Gegenstandes: hier des Maschinen-Wesens an sich und in seinen äußeren Beziehungen; dort der Gewerbsamkeit, als **Ganzes** gedacht, also den Ackerbau, das Bergwerkswesen, den Handel, mit eingeschlossen, und dieses in Rücksicht auf einen gegebenen Staat; es ist der Castengeist, welcher den Weber jenseits des Stuhls, den Stadtbürger über sein Weichbild hinaus, kein Heil mehr erblicken läßt; es ist endlich die gutmüthige Beschränktheit, die nur die nächste Erscheinung auffaßt, daraus sogleich allgemeine Schlüsse zieht, und auf jede Klage augenblicklich Hülfe gewähren möchte.

„Gesetzt indeß, daß wirklich, wider die Natur der Sache und wider alle bisherige Erfahrung, **durch** das Maschinen-Wesen, wie es sich seit etwa 50 Jahren in anderen Ländern gestaltet hat, und sich auch in Deutschland fortbildet, einzelne Gewerbe und ihre Arbeiter in Gefahr und Verlegenheit geriethen: so entsteht die Frage: was **kann** und **soll** dagegen geschehen? Gerecht müßte das Mittel seyn, sonst wäre seine Anwendung eine Gewaltthat, und zugleich physisch-unmöglich auf die Dauer. Was heißt es aber: die Maschinen vermehren sich in einem Lande? Nichts anderes, als: in diesem Lande haben Wissenschaft, Kunst, mechanische Fertigkeit und das übrige äußere Vermögen eine Höhe erreicht, wodurch die Nation sich in den Stand gesetzt siehet, die Kräfte der Natur an der Stelle der mensch-

lichen mehr, als sie vorhin that, ihrem Dienste zu unterwerfen. Diesem Bestreben darf Niemand Ziel und Gränze setzen, weil Niemand das Maß und die Gränze des Nothwendigen oder Nützlichen oder Unschädlichen kennt; weil, innerhalb dieser Gränze, Freiheit und Schutz bei der Entwickelung und Benutzung der Kräfte die erste Forderung des Einzelnen an die Gesammtheit, die erste Bedingung des Staatsvereins ist; weil der Gegenstand in sich selbst keiner festen Bestimmung fähig ist; weil, wenn dennoch Beschränkungen versucht werden sollen, derselbe Zwang für den einen Theil (die Vorsteher oder Fabrikherrn) anstatt der Naturkräfte nur die menschlichen zu gebrauchen, für den andern Theil (die Arbeiter) nothwendig den gleichen Zwang in sich schließt, sich gebrauchen zu lassen, folglich anstatt der einen, kaum allmälig verschwindenden, Eigenhörigkeit von der Erdscholle her, eine neue von dem Webstuhl oder Amboß her gestiftet seyn würde — und zwar eine noch verderblichere für beide Theile, weil sich die veredelnden Arbeiten noch schwerer, als die erzeugenden, zumal qualitativ, auf ein Maß stellen lassen, und weil die Löhne von der Nachfrage, diese vom Handel, in unaufhörlicher Wechselwirkung, abhangen. Auch hierüber kann bei uns die Erfahrung reden, vielleicht mehr als in irgend einem andern Lande. Wir haben der Fabriken, die auf Monopolien, oder auf Zwangsverbindungen der Verleger und Arbeiter gegründet waren, zur Genüge gehabt; die Verwaltungsbehörden und die Gerichte aber können Zeugniß geben, wie beide Theile dabei und bei den von einem solchen Verhältniß unzertrennlichen, täglichen Zwistigkeiten zurecht kamen.

„Will, auf der andern Seite, eine Nation, die auf Civilisation Anspruch macht, den Ueberschuß ihrer Erzeugnisse an den Weltmarkt bringen, um dafür die Gegenstände ihrer Bedürfnisse, Gewohnheiten und Sitten einzutauschen: so sind ihr diese oder jene Maschinen entweder nicht nützlich, um die Güter, welche sie anbieten kann, zu verbessern oder zu vermehren; oder sie sind nützlich, und dann bleibt ihr nichts übrig, als zu eilen, sie sich zu eigen zu machen, um nicht in ihrem Verkehr in demselben Verhältnisse zu verlieren, als sie in der Güte oder den Preisen gegen ihre Mitbewerber zurückbleibt. Dies Argument ist dann freilich so schlagend, daß es für die Praxis alle Untersuchungen unnöthig macht.

„Doch der Verstand sucht ein Höheres: unwillig, sich unter das Gesetz der Nothwendigkeit zu beugen, die Fortschritte der technischen Mechanik nur als ein unvermeidliches Uebel betrachten zu müssen. So wollen wir zuerst weiter fragen: mit welchem Erfolge diese Fortschritte der technischen Künste, mitten unter allen übrigen Fortschritten der Civilisation, gehemmt werden können? und darauf wieder die Erfahrung antworten lassen.

„Die türkische Regierung verbot die Buchdruckerpresse, als die erste unter Achmet III. im Jahre 1707 zu Constantinopel angelegt werden sollte, aus denselben Gründen, welche die deutschen Mönche gegen Guttenberg geltend machten, und wirklich mit einem Erfolge, der bis auf den heutigen Tag dauert, weil sie — über Türken herrscht. In England fürchtete man noch im Jahre 1700, die Windsägemühlen würden dem gemei-

nen Manne seinen Erwerb entziehen; und sogar noch im Jahre 1768 zerstörte der Pöbel eine solche Mühle, die mit Unterstützung der ökonomischen Gesellschaft zu London erbauet war. Aus derselben Ursache verbot der Magistrat zu Straßburg den Krahn. Sachsen verbot im Jahre 1650 den Indig bei Leibesstrafe, zum Besten des thüringischen Waidbaues. Dasselbe geschah in ganz Deutschland, bei Strafe an Gut, Ehre und Verlust der Waare, im Jahre 1654 durch einen kaiserlichen Befehl, welcher den Indig zu den schon früher verbotenen fressenden oder Teufelsfarben, den Vitriolen, den Galläpfeln, dem Sumach und Blauholz zählte. Im Jahre 1685 verbot das deutsche Reich, auf Antrieb der Posamentirer und auf Antrag einiger Städte, die Bandmühlen, erneuerte das Verbot 1719, und Sachsen für 1720. Schon im Jahre 1623 hatten die Generalstaaten den Gebrauch derselben eingeschränkt; 1664 wurden sie in den spanischen Niederlanden verboten; in England scheinen Unruhen darüber entstanden zu seyn. Jetzt bekümmert sich in England niemand mehr darum, ob das Holz durch die Kraft des Wassers, der Dämpfe, des Windes, oder durch welche andere geschnitten wird; Straßburg hat seine Krahne, wie jeder andere Ort, der dieses Hebezeuges bedarf; die deutschen Färber würden mit Recht fürchten, ohne jene „Teufelsfarben" zu Grunde zu gehen; die Bandmühlen sind durch alle Fabrikländer von Europa verbreitet. Sachsen hob 1765 nicht nur das Verbot derselben auf, sondern setzte sogar Prämien von 30 bis 50 Thaler für die Anschaffung derselben aus.

„So ist denn das Ergebniß der bisherigen Untersuchungen dieses:

„Die Beobachtung der Maschinen in ihrem Wesen lehrt und die Erfahrung aller Zeiten und Länder bestätigt, daß die Maschinen, weit entfernt die Beschäftigungen der Menschen, also den Wohlstand, also die Bevölkerung zu vermindern, vielmehr eins der wirksamsten Mittel sind, dieses Alles, folglich zu gleicher Zeit die Macht der Staaten, zu vermehren; daß die Entstehung und Ausbreitung der Maschinen von unendlich vielen inneren und äußeren Bedingungen, von dem ganzen Cultur-Zustande der Nation abhangen; daß daher ihre Entwickelung in ihrem natürlichen Gange nur langsam fortschreiten kann; daß hierdurch der Wechsel der Arbeiter, den sie veranlassen, fast unmerklich, folglich selbst für die Einzelnen unschädlich, in der Regel durch den besseren Lohn vortheilhaft wird; und daß zuletzt, wenn alle diese Gründe noch nicht befriedigen sollten, wenigstens dies zugegeben werden muß, daß jede Nation zu eilen hat, sich die ihr nützlichen anzueignen, wenn sie in ihrem Weltverkehr neben anderen Nationen, die sie anwenden, bestehen will.“

Kann und darf die Geldwirthschaft Rückschritte machen?

Veranlaßt ist diese Frage durch das Verfahren des herzoglich-Köthenschen Amtsraths Albert, dem es gelungen seyn soll, dem ackerbaulichen Betriebe eine vortheilhaftere Wendung zu geben, wobei baare Auslagen erspart werden.

Indem man dieses Verfahren preiset, nimmt man sich wohl in Acht, es in dem Lichte einer vorübergehenden Nothwendigkeit zu betrachten; man betrachtet es vielmehr in dem Lichte einer freien Schöpfung, welche lauter Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes in sich schließt, und trägt sogar kein Bedenken hinzuzufügen: „daß, in Folge des neuen Wirthschafts-Systems, zwar der bisherige Geldverkehr sich großen Theils in einen Tauschhandel verwandeln, daß man aber, eben dadurch, auf den Weg der früheren Vorzeit, von welchem sich die Gesellschaft zu ihrem Schaden nur allzu weit entfernt habe, werde zurückgeführt werden." *)

Wie wenig aber kann derjenige, der sich über den in Rede stehenden Gegenstand so ausdrückt, sowohl von der Vergangenheit, als von der Gegenwart, begriffen haben! Die Fortschritte, welche die europäische Gesellschaft, seit dem zwölften Jahrhundert, in der Geldwirthschaft gemacht hat, sind von einer Epoche zur andern größer geworden, ohne daß irgend ein wesentlicher Stillstand Statt gefunden hat; und alle Fortschritte in der Cultur hangen mit den Fortschritten in der Geldwirthschaft so innig zusammen, daß Jeder, der die Vorzeit von Seiten der Produkten-Wirthschaft, die in ihr getrieben wurde, zu rühmen unternimmt, nothwendig damit anfangen muß, dem gegenwärtigen Civilisations-Grade den Proceß zu machen.

Was ist denn Geld?

---

*) S. No. 170 und 171 der berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.

Am Kürzesten beantwortet man diese Frage, wenn man sagt: Geld ist das allgemeine Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit und der Ergebnisse derselben.

Nimmt man diese Definition für richtig an: so springt sogleich in die Augen, daß Geld nur in sofern nothwendig ist, als es eine Mannichfaltigkeit von Verrichtungen giebt, welche einzig dadurch ausgeglichen werden können, daß ein allgemeines Ausgleichungsmittel da ist, wodurch man sich die Arbeit Anderer aneignen kann.

Hiermit stimmt die Erfahrung auf das Vollständigste überein; denn Völker, bei welchen die gesellschaftlichen Verrichtungen höchst einfach sind, bedürfen des Geldes gar nicht, und alle Völker ohne Ausnahme bedürfen desselben nur nach Maßgabe der Verschiedenheit ihrer gesellschaftlichen Verrichtungen, so daß man sagen kann, nur in dieser Verschiedenheit stecke das Geheimniß von National-Armuth oder National-Reichthum. In jedem Falle wird dasjenige Volk das reichste und mächtigste seyn, in welchem die größte Mannigfaltigkeit gesellschaftlicher Verrichtungen angetroffen wird.

Hiernach läßt sich genau angeben, was es heißt „zum Tauschhandel zurückkehren.“ Wie könnte dies etwas Anderes anzeigen, als Rückkehr zu einem gesellschaftlichen Zustande, worin die Mannichfaltigkeit der Verrichtungen auf dasjenige Maß zurückgebracht ist, wo man des Geldes, als Ausgleichungsmittels gesellschaftlicher Arbeit, entweder gar nicht, oder doch so wenig als möglich bedarf? Der Wunsch nach einer Rückkehr des Tauschhandels drückt demnach nichts weiter aus, als eine Unzufriedenheit mit der Entwickelung, welche die Gesellschaft im Verlauf der Zeit gewonnen hat, oder (da diese Unzufriedenheit in jedem Betrachte unnatürlich ist) eine kaum begreifliche Unbekanntschaft mit den Vortheilen, welche eben diese Entwickelung gewährt. Wer die gute alte Zeit vermißt, wo die Gesellschaft auf ein Minimum von Mannichfaltigkeit in ihren Verrichtungen beschränkt war, der kann, wenn er consequent bleiben will, keinen höhern Wunsch hegen, als daß es möglich seyn möge, die Gesellschaft zu decimiren; und zwar in einem so hohen Grade, daß alle die Verrichtungen weg-

fallen, welche den Tauschhandel nothwendig verdrängen und an seine Stelle eine Ausgleichung durch Geld bringen. In der That ein Wunsch, wodurch man sich den französischen Revolutions-Männern vom Jahre 1793 gleich stellet, wofern man sie nicht übertrifft!

Die Entwickelung aller der Ursachen, welche das ackerbauliche Gewerbe gegenwärtig auf den Punkt gestellt haben, wo es seine Fortdauer auf eine Produkten-Wirthschaft gründen zu müssen wähnt, würden uns hier zu weit führen. Wir bleiben bei der Thatsache selbst stehen, und werfen bloß die Frage auf, ob die von dem Herrn Amtsrath Albert gewählten Maßregeln irgend eine Rettung für das ackerbauliche Gewerbe in sich schließen.

Soviel uns davon einleuchtet, müssen wir unser Urtheil dahin abgeben, daß dem ackerbaulichen Gewerbe dadurch noch unendlich mehr geschadet werde, als durch alles, was jene Maßregeln herbeigeführt hat. Es liegt nämlich in der Natur der Sache, daß, vermöge der von dem Herrn Amtsrath getroffenen Einrichtung, seine Arbeiter nicht mit Geld, sondern mit ackerbaulichen Erzeugnissen zu remuneriren, der Geldstrom sich in eben dem Maße von dem ackerbaulichen Gewerbe zurückzieht, worin dadurch ein neuer Tauschhandel eingeleitet wird. Was muß in einem gesellschaftlichen Zustande, wie der gegenwärtige im westlichen Europa ist, der herrschende Wunsch aller Kornproducenten seyn? Bessere Preise, als sie in den letzten sechs Jahren gehabt haben. Wie aber kann dieser Wunsch erfüllt werden, wenn sie, der augenblicklichen Noth nachgebend, solche Einrichtungen treffen, wodurch der Werth des Geldes unabtreiblich erhöhet wird? Ich sage: unabtreiblich; und ich glaube hierin am wenigsten zu irren. Wird, nach dem vorgezeichneten Plane, alles, was der Landmann nur von Andern erwerben kann, nicht durch Geld, sondern durch die Produkte ackerbaulicher Betriebsamkeit erkauft: so ist nichts natürlicher, als daß diese Produkte immer tiefer im Preise sinken, und der Grund davon wird nie ein anderer seyn, als die vermehrte Schwierigkeit, sie an den rechten Mann zu bringen, d. h. an denjenigen, der ihrer in derjenigen Gestalt bedarf, worin sie allein angeboten werden können.

Mit dem Gelde hat es eine eigenthümliche Bewandniß, welche, unglücklicher Weise, wenig beobachtet ist; und diese besteht darin, daß es immer nur in derjenigen Fülle vorhanden ist, welche dringend nothwendig geworden ist. Gilt es die Erhaltung des Lebens, so bezahlt man denselben Scheffel Roggen oder Weizen mit dem Fünf- oder Sechsfachen von dem, was im gewöhnlichen Laufe der Dinge dafür gefordert werden kann; aber ohne dringende Noth wird dies nie der Fall seyn; denn so lange Verzehrer ein gegebenes Produkt um den billigsten Preis haben können, werden sie darin eine Wohlthat sehen, die ihnen zu Theil geworden ist. Eben darum war es von Seiten der Regierungen ein sehr angemessener und richtiger Gedanke, der Geldwirthschaft durch Aufhebung der Frohndienste, der Leibeigenschaft u. s. w. einen immer größeren Wirkungskreis zu geben; die ganze Gesellschaft mußte dabei gewinnen, wenn auch nicht auf der Stelle. Diesem so angemessenen und richtigen Gedanken, aber wird schnurstracks entgegengehandelt, wenn man, mit einer sehr problematischen Verschonung der persönlichen Freiheit, auf dem von dem Herrn Amtsrath Albert in Ausübung gebrachten Wege die Produkten-Wirthschaft zurückführt und dadurch einen Tauschhandel einleitet, der die zahlreiche Klasse der Ackerbauer in einen widernatürlichen Kampf mit der übrigen Gesellschaft bringt und ihre gegenwärtig schon unvortheilhafte Lage nothwendig verschlimmert.

Man hat die Wirkungen gerühmt, welche aus den neuen Einrichtungen für die Sittlichkeit der in den ackerbaulichen Betrieb verflochtenen Personen hervorgehen. Allein ist man hierin nicht allzu voreilig gewesen? Wird die Sache nicht anders stehen, wenn die Kornpreise durch Fehlerndten oder aus anderweitigen Ursachen emporgehen? wenn z. B. derselbe Scheffel Roggen, der jetzt mit einem Thaler und mit noch weniger bezahlt wird, vier bis fünf Thaler bringt? Auf Eins kann man sich verlassen, wie auf den untrüglichsten Orakelspruch; nämlich darauf, daß das Interesse des Gutsbesitzers oder Pachters, welcher gegenwärtig seine Rechnung bei den sogenannten patriarchalischen Einrichtungen des Amtsraths Albert findet, in dem so eben erwähnten Falle nur darauf bedacht seyn wird, wie er die neu

gebildeten Verhältnisse zu seinem ausschließenden Vortheil benutzen will; denn dies liegt in der Natur des Menschen. Wenn nun die in dem Wirthschaftsbetriebe angestellten Personen als solche, die eine Rechnung anzulegen verstehen, sich verkürzt und getäuscht sehen — wird sich dann ihre Gutmüthigkeit und ihr reger Eifer gleich bleiben? Mit Einem Worte: höhere Preise für ländliche Produkte, als gegenwärtig angetroffen werden, sind die entscheidende Probe, auf welche das neue Wirthschafts-System gebracht werden muß, um die Lobpreisungen zu verdienen, die ihm vorläufig gemacht worden sind; und wie gering ist die Wahrscheinlichkeit, daß es diese Probe bestehen werde! Das neunzehnte Jahrhundert ist hinaus über alle patriarchalische Verhältnisse, die, aus der Nähe betrachtet, gewiß nie so reizend gewesen sind, als sie in der großen Entfernung erscheinen, worin sie gegenwärtig gesehen werden.

Wir haben uns in eine Materie eingelassen, die auf wenigen Blättern nicht erschöpft werden kann. Fest entschlossen, den Gegenstand bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher zu erörtern, wollen wir die bisher gemachten Einwürfe mit der Bemerkung endigen: „daß, was auch immer den kleinen Staaten Deutschlands zusagen möge, die Produkten-Wirthschaft in den größeren durchaus nicht angewendet werden kann, ohne sie, ihrem ganzen Wesen nach, zu verändern, d. h. zu verschlechtern; daß die Geldwirthschaft eben so sehr die Bedingung ihrer Fortdauer ist, als sie ihr Dasein begründet hat; und daß daher jeder Abbruch, welcher die Geldwirthschaft trifft, für ein Uebel gehalten werden muß, das nicht sorgfältig genug abgewendet werden kann.“

Die Gefahr ist unstreitig nicht groß; allein in dem von uns bestrittenen Räsonnement zeigt sich, wie schlecht das wahre Interesse der Gesellschaft aufgefaßt wird, wenn es darauf ankommt, zu bestimmen, was ihr Entwickelungs-Grad in der Zeit mit sich bringt, und was nicht.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grün-Straße Nr. 18.



